LEBENDE BILDER AUS DEM MODERNEN PARIS

Adolph Heinrich Ebeling



Jn. 59 Ebeling

Lebende Bilder

aus dem modernen Paris.

Lebende Bilder

aus dem modernen Paris.

Zweiter Band.

Köln, 1863.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Lassen wir das Morgen.

Von Louis Philippe erzählt man in dieser Hinsicht eine eigenthümliche Geschichte. Im Januar 1848, vier Wochen vor seinem Sturz, brachte ihm eines Morgens einer seiner Kammerherren (der Bürgerkönig hatte deren nur vier und ohne Gehalt, der jetzige Kaiser hat vier und zwanzig, die bis zu 15,000 Fr. Gehalt beziehen) die Liste der Personen, die für den Winter zu den Tuilerien-Bällen und zu den Abendgesellschaften eingeladen werden sollten. Der König sah nur die Listen bis zum 12. Februar durch und gab die übrigen mit dem Bemerken zurück, daß er persönlich immer nur für die nächsten vierzehn Tage sorge und die eigentliche Zukunft seinen Ministern überlasse. Die Geschichte sagt uns nicht, ob Guizot die übrigen Einladungen besorgte; nur so viel wissen wir, daß es im Märzmonat desselben Jahres gewaltig laut und wild in den Tuilerien herging, daß aber bei jenen „Soiréen" weder Louis Philippe noch Guizot gegenwärtig waren.

Lassen wir mithin das Morgen. Machen wir es wie die Pariser selbst, die übergroße Mehrzahl wenigstens, die unbesorgt für den kommenden Tag nur das Heute genießen und etwa noch eine flüchtige Erinnerung für das Gestern behalten, alles übrige aber dem Zufall (so sagen die Einen), der Vorsehung (so sagen die Andern) überlassen. „Leichtsinn und Fatalismus!“ ruft vielleicht unwillig der Leser, und wir geben ihm Recht; aber ändern können wir nichts daran, denn die Menschen und die Dinge sind ein Mal wie sie sind.

Weshalb uns auch die Gegenwart, wenn sie angenehm ist, trüben oder gar vergällen durch hypothetische Zukunftsbilder, die allerdings für Frankreich nicht eben rosig sein mögen? Unter Ludwig XIV., dem großen König, wie ihn die Franzosen noch heute nennen, war ja auch Alles golden und prächtig, Alles glücklich und reich. Die sechsspännigen Galawagen rasselten durch die Straßen und die armen Fußgänger drängten sich ängstlich an die Mauern der Häuser, um nicht überfahren zu werden, denn Asphalt-Trottoirs gab es damals noch nicht. Ueber den Reifrock der Frau von Montespan und über ihren Kopfputz wurden gefühlvolle Madrigale gemacht, und der König unterbrach die Geheimerathssitzung, um sich die Zeichnungen für die Balletfiguren des Abends vorlegen zu lassen. Ganz im Hintergrunde sagte wohl Einer leise: »après nous le déluge«; aber man hörte ihn nicht oder verlachte ihn gar, denn man hatte keine Zeit, an die Zukunft zu denken. Und ist es jetzt viel anders? Statt der plumpen vergoldeten

Carossen haben wir freilich zierliche Einspänner und Phaëtons, für die ein Pferd genügt; auch sind die Trottoirs breit und bequem und die Crinolinen sind leichter und eleganter als die Reifröcke von damals. Aber der Charakter der Nation, der Volksgeist ist derselbe geblieben, den äußern Fortschritt moderner Civilisation abgerechnet, und nach wie vor und heute wie vor hundert und zweihundert Jahren lebt der Pariser leicht und lustig in den Tag hinein, und zwar um so leichter und lustiger, je gewitterschwerer der Himmel umwölkt ist. Das vielgebrauchte Bild von dem Vulcan, auf dem wir hier tanzen, wäre gewiß nicht so abgebraucht, wenn es nicht eben so überaus zutreffend wäre.

Folgen wir also, da wir ja die pariser Zustände schildern wollen, diesem allgemeinen Zuge, schwimmen wir getrost mit dem Strom, wenn auch nur, wohlbemerkt! momentan und so lange wir am Schreibtische sitzen. Schauen wir hinein in das tausendfarbige Kaleidoscop des Augenblickes, wie die bunten Bilder entstehen und verschwinden, gleich Meereswogen, die kommen und gehen und immer auf's neue kommen und gehen, denn das Meer erschöpft sich nie. Aber, wie gesagt, lassen wir das Morgen.

Das Concert-Musard.

Wenn alle übrigen Sommerconcerte und sogenannten cafés chantants der elysäischen Felder bereits — gewöhnlich mit dem 1. October — geschlossen sind, hält immer noch das Concert-Musard, freilich auch das bedeutendste von allen, tapfer Stand, trotz Wind und Wetter, trotz Regen und Nässe. Bei schönen Abenden, mit Vollmondschein und milder Luft, tönt nach wie vor rauschende Musik aus jenem reizenden Garten hinter dem Industriepalast, und am Eingang schwebt hoch und über den ganzen Fahrweg hinüber ein aus Gasflammen zusammengesetztes breites Band mit der Inschrift in Brillantfeuer: Concert-Musard.

Musard ist der Strauß der Franzosen; er selbst sagt freilich nicht, was er seinem deutschen und jedenfalls bedeutendern Vorgänger abgelernt, aber seine Walzer und sonstigen Tänze sagen es für ihn. Uebrigens ist es schon der Sohn, der auf den großen Ruf des Vaters sein goldenes Haus gebaut, und dem es wirk-

lich gelungen ist, die vornehme pariser Welt anzuziehen und für seine musikalischen Abendunterhaltungen zu gewinnen. Um dies zu verstehen und zugleich Musard's Verdienst in dieser Beziehung zu würdigen, muß man die pariser Verhältnisse kennen.

Die sogenannte demi-monde, jene elegante, moderne, aber leichtfertige und sittenlose Welt, die einen wesentlichen Theil der pariser Bevölkerung bildet, hat nach und nach im öffentlichen gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt einen der ersten Plätze eingenommen und fast überall den Vortritt erlangt. So unglaublich es klingt, so wahr ist es: wir haben mit eigenen Augen in der italienischen Oper dicht neben der Loge der Kaiserin eine der berühmtesten Courtisanen (wir umgehen Anstands halber das eigentliche Wort) gesehen und obenein in einer Toilette, welche diejenige der Monarchin noch um einige tausend Franken übertraf. Hinter ihr saß ein Schwarm sogenannter Verehrer, und die Operngläser des Parterre richteten sich abwechselnd auf beide Frauen. Wer weiß, zu wessen Gunsten der angestellte Vergleich bei Manchem ausgefallen ist? Die Kaiserin verließ allerdings schon nach dem ersten Act die Loge; auch murmelte man allerlei von effronterie, vom Polizeipräfecten und von einem neuen Reglement für die Opernbesucher ꝛc., aber das war auch Alles und dabei blieb es. Welch eine moralische Riesenaufgabe wäre es, hier eine durchgreifende Aenderung herbeizuführen! Wie man die pariser Häuser, Straßen und Stadtviertel niederreißt, die schmutzigen, die win-

kelhaften, die ungesunden, und neue, reine, luftige Wohnungen baut, so müßte man auch in gewissen Klassen der pariser Bevölkerung aufräumen, niederreißen und die unsaubern Elemente beseitigen, damit Anstand und Sitte wieder eingesetzt würden in ihr altes Recht, aber .... aber .... Das Capitel ist lang und unerquicklich und der Gegenstand ist nicht unseres Amtes und unserer Befugniß. Brechen wir lieber ab und treten wir ein in den taghell, sonnenhell erleuchteten Garten. Das Orchester beginnt gerade die Ouvertüre aus Wilhelm Tell, das Alphorn tönt und der melodische Kuhreigen erklingt in der Ferne; die gigantischen Gletscher ragen im Abendglanz und die Firnen glühen; der Lawinendonner verhallt unten im Thal, aber das Blau der Genziane, die alle Höhen schmückt, leuchtet herauf in diese reine Sphäre und vermählt sich mit dem Blau des Himmels. Das erfrischt, erfreut und erhebt zugleich, und Dank dem Meisterwerke Rossini's haben wir all die fatalen, trüben Gedanken von eben vergessen.

Schon der Garten allein ist eines Besuches werth; denn es grenzt wirklich an's Wunderbare, wie man bis in den November hinein diese ausländischen Pflanzen und Topfgewächse conserviren kann und obenein fast alle in reichster, vollster Blüthe. Man denkt dabei an das Tieck'sche Feenmärchen „die Elfen," wo Elvire über den dunkeln Wiesensteg, bei den schwarzen Tannen vorüber, am jenseitigen Waldessaum anlangt und dort auf ein Mal einen Zaubergarten betritt, eine neue

frühlingsheitere Welt voll Glanz und Duft, so wunderbar und unbegreiflich, daß sie ihren Augen nicht traut. Hier im Musard'schen Garten ist jenes Feenmärchen zur Wirklichkeit geworden. Ja, es fragt sich, ob die Bananen- und Magnolienbäume, die Fächerpalmen und Azaleen, die Silbergräser und Purpurlilien in Elvirens Garten so schön waren, wie hier auf diesen Blumenbeeten. Die verschwenderische Erleuchtung kommt hinzu, dem Ganzen einen magischen, feenhaften Anstrich zu verleihen. Erleuchtete Pflanzen und Gewächse gewähren stets einen eigenthümlich schönen Anblick, und eine Garten-Illumination hat etwas Zauberisches, vollends bei Gasbeleuchtung und exotischen Blumen.

Die Sommerbälle der elysäischen Felder und des Bois de Boulogne, die unter dem Namen fêtes de nuit weit über Frankreich hinaus berühmt sind und noch in keinem andern Lande ihres Gleichen gefunden haben, verdanken ihren großen Erfolg zumeist den Garten-Illuminationen, in denen einige Etablissements das Unglaubliche leisten. Durch alle Blumenbeete ziehen sich, natürlich verdeckt und ungesehen, die Gasröhren; unscheinbare kleine Spitzen ragen überall zu Hunderten und Tausenden hervor. Alle Pflanzen und Blumen, vorzüglich aber die Einfassungen der Beete und Rasenplätze, sind alsdann an einem solchen Festabend von Lichtern und Flammen durchgaukelt und mit feuerigen Linien eingefaßt und geziert. Auch in die Höhe leitet man das Gas und die fremdländischen Bäume werden durch vielfarbige, blendendhelle Kugeln erleuchtet. Die

Springbrunnen und Cascaden sind wahrhaft prächtig anzusehen. Bald theilt sich der Wasserstrahl in verschiedene gewölbte Formen und ein Kranz von Gasflammen schwebt in der Mitte der Kugel, im Wasser und doch vom Wasser unberührt. Bald fließen terrassenweise die glänzenden Wellen von einem Marmorbecken in das andere, und lange Feuerstreifen schimmern überall hindurch. Kurz, die beiden feindseligsten Elemente, Feuer und Wasser, sind hier zu einem Brüderpaare vereinigt und eines leiht dem andern seine Reize zu doppelter und um so reicherer Pracht. Kommt nun noch eine herrliche Musik hinzu, wie im Garten des Concert-Musard, so ist das Feenbild vollständig und der Eindruck ein unvergeßlicher.

Das Orchester liegt auf einer kleinen Erhöhung in der Mitte des Gartens: ein chinesischer Tempel, ganz aus feuerigen Linien gebildet; auf der Spitze des Daches schwebt eine flammende Leier. Vierzig Musiker, unter ihnen namhafte Künstler, bilden das gewöhnliche Personal, das aber bei besondern Gelegenheiten auf das Doppelte erhöht wird. Im Kreise rund um das Orchester befinden sich die Sitzplätze, geschmackvolle Lehnstühle von lackirtem Eisen, ungefähr fünf- bis sechstausend; in den übrigen Alleen und Gängen des Gartens sind noch außerdem überall Sessel und Bänke vertheilt. Ganz im Hintergrunde gegen den Industriepalast hin liegt das Buffet, eine weite, offene Säulenhalle, aber die Decoration und Erleuchtung ist, wenigstens im Vergleich zu dem übrigen Garten, nur einfach.

Aber dies ist absichtlich, denn das Buffet ist bei dem Concert-Musard eine Nebensache, eine kleine Zugabe, um allen Anforderungen zu genügen. Die eigentliche Gesellschaft hat im großen Kreise Platz genommen, und an schönen Sommerabenden ist oft kein Stuhl frei. Diese Gesellschaft nun ist die interessante Seite für denjenigen, der sich mit pariser Sittenstudien befaßt. Sie gehört den höhern und höchsten Ständen an, und in dieser Beziehung hat Musard einen glücklichen Wurf gethan und sein Etablissement steht einzig da. Die leichte weibliche Waare, in rother und weißer Schminke, gepudertem Haar und theatralischem Costüm, die unter dem Namen Loretten in allen öffentlichen Localen der Hauptstadt, vorzüglich in den eleganten und theuern, den ersten Platz einnimmt und sich so breit macht, daß anständige Frauen dadurch ganz verdrängt werden — jene Waare, für die Paris ein besonderes Monopol zu haben scheint, ist im Concert-Musard so gut wie gar nicht anzutreffen. Nur höchst selten und in vereinzelten Exemplaren trifft man im Garten eine jener schimmernden und doch so kläglichen Erscheinungen. Ein verflogener Vogel, dem man es sofort ansieht, daß er nicht in seiner Heimath ist und dem man deshalb höflich die Thür weist. Musard hat das Verdienst, die anständige, ehrbare Frau (la femme honnête) im öffentlichen Vergnügungsleben der pariser Welt wieder zu Recht und Ehren gebracht zu haben; denn alle andern Etablissements, Bälle, Concerte, Cafés chantants, Casinos und sonstige Lustbarkeiten waren und sind seit

langem dergestalt von der erwähnten, zweideutigen Damenwelt eingenommen worden, daß die anständige, ehrbare Frau wirklich nicht wußte, wohin, und lieber zu Hause blieb, um dem Scandal (das ist leider das rechte Wort) auszuweichen.

Anfangs hatte Musard manchen harten Kampf zu bestehen; seine ganze Existenz und die von etwa zwanzig Familienvätern und fünfzig, sechszig sonstigen Mitgliedern und Angestellten stand auf dem Spiel, und doch wurden an den verschiedenen Eingangspforten des Gartens allabendlich Hunderte von „Damen" zurückgewiesen, was natürlich Hunderte von „Herren" veranlaßte, ebenfalls nicht hineinzugehen. Der Besucher waren nur wenige und die Kosten des Etablissements beliefen sich Alles in Allem auf fast zweitausend Franken täglich.

Das erfährt man endlich (so erzählte man wenigstens) in den Tuilerien. Man spricht davon bei Hofe, man lobt das Unternehmen Musard's. Nur ein Impuls, ein großes Beispiel ist nöthig, um dasselbe in die Höhe zu bringen, pour faire marcher la chose, wie der Franzose sagt. Dies geschah, und zwar auf die eclatanteste Weise.

An einem schönen Juniabend verlassen mehrere Hofequipagen die Tuilerien und fahren, nicht wie gewöhnlich in die große Oper oder sonst in ein Theater, sondern direct in die elysäischen Felder und in's Concert-Musard. Die Wagen halten. Die Kaiserin steigt aus, von mehrern Hofdamen und Kammerherren begleitet.

Musard will seinen Augen nicht trauen, man sagt, er habe geweint. Das Orchester ist wie electrisirt und unter den rauschenden Klängen des »partant pour la Syrie« wird die Kaiserin auf einen schnell improvisirten Ehrenplatz geführt. Das Concert beginnt. Zugleich füllt sich aber auch der Garten schnell und in erstaunlicher Weise. Immer mehr Equipagen und Carossen halten am Eingang, Herren und Damen steigen aus, in höchster Toilette wie zu einem Hofball: Senatoren und Staatsräthe, manche sogar in der kleinen Uniform mit Degen, Federhut und Stern; der Fürst Metternich mit seiner Gemahlin; der englische und der persische Gesandte; der Marschall Canrobert und Generäle und Stabsofficiere in Menge. Alle Damen tragen ein Veilchenbouquet, der Kaiserin zu Ehren, und nun wird es Jedem klar, daß das Ganze ein abgemachter verabredeter Scherz ist, aber ein edler und schöner, ein wahrhaft kaiserlicher. Von jenem Abend an datiren Musard's goldene Tage. Denn von nun an wurde sein Concert der Sammelplatz der vornehmen Welt und diese zog, da das Eintrittsgeld nicht hoch und die Musik vortrefflich ist, die anständige Mittelclasse nach sich. So war das kühne Spiel gewonnen.

Das Panorama.

Wenn eine Sehenswürdigkeit in Paris volksthümlich ist, so ist es das Panorama. Gar vieles Andere, was schön, merkwürdig und beachtenswerth ist, muß dagegen in den Hintergrund treten. Ein café chantant z. B., herrliche Gartenanlagen, Museen und Kunstcabinete, Agriculturmaschinen und Thierschau und was dergleichen Dinge mehr sind, finden doch immer erst ihre Würdigung und ihr Interesse in dem Geschmack und in den persönlichen Ansichten und Neigungen des Einzelnen.

„So viel Köpfe, so viel Sinne," sagt das Sprüchwort: der Eine sucht seinen Genuß und seine Freude im Süden, der Andere im Norden, und nach allen Gegenden der Windrose theilen sich die Wogen des Volks, wenn die große, ewig neue Frage, „was thun wir heute, wie amüsiren wir uns?" gelöst werden soll. Vollends in einer Stadt wie Paris, wo, wie der leichtfertige Dumas behauptet, sich stets die eine Hälfte

der Einwohner amüsirt, während die andere vom Vergnügen ausruht. Ein Paradoxon, das vorzüglich im Hinblick auf die in den untersten Klassen herrschende schreckliche Armuth und Noth einer bedeutenden Modification bedarf.

Aber eine Sehenswürdigkeit gibt es in Paris, die Alle, Alle mit gleicher magnetischer Kraft anzieht, für die man gern alles Andere versäumt und die man sogar mehr als ein Mal besucht, ja, an der sich die meisten, die ächten Franzosen wenigstens, als wahre „Kinder der großen Nation“ nicht satt sehen können: das sind die Schlachtgemälde der elysäischen Felder, die unter dem Namen Panorama aller Welt bekannt sind.

Fremde und Deutsche zumal sehen dies freilich mit ganz andern Augen an, und der ernste Beobachter entdeckt unschwer hinter der glänzenden, äußern Tünche die große Achillesferse, die Schattenseiten des schimmernden Lichtbildes; aber der Franzose selbst will dies nicht zugeben, sondern folgt gern dem allgemeinen Zuge. Sie sind einmal eine eitele Nation, die Franzosen, der Einzelne wie die Gesammtheit; der kleinste Junge lernt schon in der Schule die Phrasen und Stichwörter auswendig, die sich sämmtlich auf die Größe und den Ruhm Frankreichs beziehen, und »la gloire de la grande nation« ist die eigentliche Basis der intelligenten und moralischen Erziehung des Volkes. Vom ethischen Gesichtspunkt aus, wie von jedem höhern, mag dies verwerflich erscheinen; vom praktischen indeß ist es damit etwas Anderes, und man kann große Dinge durch solche Principien erreichen und Gewalti-

ges durchsetzen. Keiner hat wohl die National-Eitelkeit der Franzosen so auszubeuten und freilich zunächst für seine eigenen Zwecke zu benutzen gewußt, als Napoleon I. So groß war der Einfluß dieses außerordentlichen Mannes auf sein Volk und zwar auf das einzelne Individuum, daß nach fast einem halben Jahrhundert der Zauber seines Namens und seines Andenkens noch mächtig genug war, um seinen unbedeutenden, von der Welt unbeachteten Neffen (denn das war Napoleon III. vor 1848) zu einem der ersten Monarchen der Christenheit zu machen. Und der Kaiser, der jetzige, thut wiederum seinerseits alles Mögliche, ja alles Unmögliche, möchte man fast sagen, um der Eitelkeit und der Ruhmsucht seines Volkes zu schmeicheln. Bis jetzt ist es ihm über alle Erwartung geglückt, und er kann es vielleicht noch lange machen, wenn es ihm fernerhin gelingt, durch Streicheln und gute Worte und vor Allem durch prunkendes Scheinwesen den eingeschläferten Löwen zu zähmen. Seine Vorgänger haben allerdings Aehnliches versucht und auch geleistet, schwere Kämpfe gekämpft, das böse, ungezogene und verzogene Kind Paris gehätschelt, beschwichtigt und sich allen seinen Launen gefügt, bis das Maß voll war und das volle Faß überlief. Zu ihnen gehört in erster Reihe Louis Philippe, dem eine spätere Generation erst volle Gerechtigkeit gewähren wird. Bis jetzt theilt er noch das gewöhnliche Schicksal der französischen Monarchen nach der großen Revolution; denn seit jener Zeit erhöht man in Frankreich stets das

gegenwärtige Regiment nur auf Kosten des vorhergehenden. Unter Napoleon I. schmähete man das Directorium und die Revolution, unter Ludwig XVIII. und Karl X. warf man Steine und Koth auf Napoleon, unter Louis Philippe urtheilte man mit wegwerfender Härte über die Restauration, unter der Februar-Republik konnte man für das Juli-Gouvernement nicht genug Worte des Tadels und der Beschimpfung finden und alles dies später nach dem Staatsstreich im Superlativ für die letzte Republik. Mit welchen Prädicaten und Titeln man dereinst das jetzige Regiment bedienen wird, mag sich hier wohl Mancher schon gesagt haben, — nur leise, um von Keinem gehört zu werden.

Wir nannten so eben Louis Philippe unter den gekrönten Duldern, die auf dem französischen Thron gesessen, und mehr als die Uebrigen verdient gerade er diesen Titel. Keinem Andern als ihm verdanken wir das Panorama; wenigstens wurde unter jenem König das erste Panorama gebaut, das freilich später niedergerissen (was reißt man nicht in Paris nieder!) und durch das jetzige ersetzt wurde.

Doch bevor wir eintreten, werfen wir noch einen Blick auf den Triumphbogen zur Rechten, das großartigste moderne Bauwerk der Welt, wie ihn Lamartine nennt, das auch wieder ein Denkmal ist zu Ehren der großen Nation und ihrer großen Armee, und das von Napoleon I. begonnen, ebenfalls unter Louis Philippe vollendet wurde. Wie ein riesiger Felsen ragt der

Steinkoloß empor; die Menschen, Wagen und Pferde, die unter ihm durchziehen, werden zu Ameisen und Pygmäen oder Kinderspielzeug. Hoch oben ragt die Weltkugel, auf welcher Napoleon I. steht, als antiker Cäsar mit dem Lorbeerkranz und dem adlergeschmückten Herrscherstabe. Vier Siegesgöttinnen mit großen Posaunen verkünden nach den vier Weltgegenden den Ruhm und die Größe des Imperators und seiner siegreichen Legionen. Dieser letzte Schmuck ist noch unvollendet, aber die Modelle sind bereits zum Guß fertig, und wir haben die Vollendung nur deshalb anticipirt, um in einer angemessenen Stimmung das Panorama zu betreten.

Nennen wir zunächst in gerechter Anerkennung den Künstler, der das große Werk ausgeführt hat; es ist der Oberst Langlois, Maler und Soldat zugleich, und beides von ungewöhnlichem Verdienste. Es ist derselbe Oberst Langlois, der im ersten Panorama die Pyramidenschlacht gemalt, und der vor vier Jahren eigens die Reise nach der Krim machte, um an Ort und Stelle alle Details zu sehen und aufzuzeichnen, die ihm zur Darstellung der Belagerung Sebastopols und der Einnahme des Malakoff nothwendig waren. Denn das ist der Gegenstand des großen Schlachtgemäldes im jetzigen Panorama.

Wir befinden uns in einem großen, dunkeln Raume, der nur so viel erhellt ist, um die Treppen erkennen zu lassen; oben angelangt, stehen wir wie auf einer Plateforme, die durch ein Geländer von dem übrigen

Theile des Gebäudes getrennt ist. Das Gebäude selbst ist eine ungeheuere Rotunde, ohne Fenster, denn das Licht fällt von oben, und deshalb von Außen etwas einförmig und schwer, trotz der zierlichen Architektur und der zahlreichen Säulen und sonstigen Sculpturen. Auf der Plateforme übersieht man mit einem Blick, der freilich ein Rundblick sein muß, das ganze gewaltige Panorama — noch eine Minute oder zwei, und man meint mitten in der Schlacht zu stehen, und eine fürchterliche Realität und kein bloßes Gemälde vor sich zu haben. Die Anordnung ist äußerst geschickt, und die Wirkung wahrhaft großartig. Um die Täuschung vollständig zu machen, ist der abschüssige Raum, von der Plateforme an, auf welcher wir stehen, bis zum Hintergrunde, also dem eigentlichen Gemälde, in ein wirkliches Terrain verwandelt. Der Erdboden ist aufgewühlt und mit Schlachttrümmern aller Art bedeckt, mit zerfetzten Uniformen, zerbrochenen Pulverwagen, umgestürzten Kanonen, und dabei Kugeln zu Tausenden hingesäet. Dadurch wird das Gemälde selbst gewissermaßen lebendig, und der Eindruck ist ein außerordentlicher.

Vom rein künstlerischen Standpunkte wäre wohl Manches gegen eine derartige Anordnung einzuwenden, aber von einem solchen ist das Panorama gar nicht zu betrachten; es handelt sich nur um eine getreue Darstellung der bedeutendsten Episode des Krimfeldzuges, der Erstürmung des Malakoffthurmes, und um das Andenken daran so populär als irgend möglich zu

machen. Deshalb hat der Künstler nichts verschmäht und außer Acht gelassen, was ihm zur Erreichung dieses Zweckes angemessen schien, und das Ganze wird dadurch zu einer äußerst effectvollen Theater-Decoration, die aber in allen Theilen auf das schönste und sorgfältigste gemalt ist. Man zählt, um nur Eines zu erwähnen, über fünfzig Portraits auf dem Rundgemälde, die Figuren sämmtlich in Lebensgröße und in täuschender Aehnlichkeit ausgeführt. Die Generale (jetzt Marschälle) Canrobert und Pelissier, auch Mac Mahon und Niel und so viele Andere, die sich in jenem Feldzuge ausgezeichnet, erkennt man auf den ersten Blick, und dieses Erkennen ist um so interessanter, wenn (wie uns dies zufällig passirt ist) das Original in der Nähe ist, oder wohl gar Einem zur Seite steht, und lächelnd sich selbst betrachtet. Denn wer wäre wohl nicht im Panorama gewesen, von den höchsten Staatsbeamten und Würdenträgern an bis zu den Arbeitern und Blousenmännern, für die besondere Tage mit reducirten Preisen angesetzt sind. Die Soldaten nicht zu vergessen, die nach dem Panorama wallfahrten, wie Gläubige nach Loretto, und die alten Invaliden aus der ersten Kaiserzeit, die freies Entrée haben, und denen man obenein noch ein Paket Tabak oder Cigarren schenkt.

Für den Kaiser und den Hof war der Eröffnungstag des Panoramas bestimmt, und an jenem Tage war rings um das Gebäude ein Infanterie-Regiment aufgestellt, mit Trommeln und Musik, auch eine Batterie

fehlte nicht, und während die hohen Herrschaften das Gemälde beschauten, gaben die Soldaten draußen Flinten- und Kanonensalven, mit Musik und Trompetensignalen dazwischen, was natürlich den Eindruck noch verstärkte. Auch dies würden wir, nach unserer Anschauungsweise, ganz eigenthümlich finden, theatralisch, wo nicht lächerlich; aber die Franzosen wollen ein Mal den Effect, den Lärm, den Flitter und die türkische Trommel, und wenn man unter ihnen und mit ihnen lebt, so begreift man sofort, wie dies alles zu einer Hauptbedingung ihrer gesammten Existenz wird. Und somit genug. Wir sind nicht auf eine detaillirte Schilderung des Panoramas eingegangen; sie wäre zu lang geworden, und auch wohl, da die Unmittelbarkeit fehlte, uninteressant. Uns genügte, im Allgemeinen auf diese Sehenswürdigkeit hinzuweisen, die ächt französisch, aus dem Volkscharakter hervorgegangen ist.

Die Volks-Concerte.

Concerte gibt es hier in Paris nur allzuviel und mit der Herbst- und Regenzeit tauchen sie überall auf und nehmen während des Winters einen Hauptplatz ein im Programm des Tages. Oft sind sie ein wahres Kreuz, diese Concerte, ja ein Kreuz, une corvée, wie der Franzose sagt. Wir gestehen dies ganz ohne Scheu und auf die Gefahr hin, für barbarisch verschrieen zu werden, wenigstens von den Concertgebern selbst. Alljährlich werden übrigens auch in manchen ernsten Zeitungen gewichtige Stimmen laut, die auf die stets überhandnehmende „Concertwuth" aufmerksam machen und vor den Folgen warnen, die sich früher oder später in einer Verdorbenheit, oder wenn auch das nicht, so doch in einer kläglichen Einseitigkeit des musikalischen Geschmackes zeigen werden — moderne Salon-Musik bei zehn Franken Entrée, die Freibillets nicht gerechnet.

Aber es hilft Alles nichts: mit jedem Spätherbste beginnt die Plage von neuem und zieht sich wie eine chronische Krankheit durch den langen Winter hin bis zu Ostern, wo endlich in der Charwoche die klassische Kirchenmusik Erholung, Genuß und Erhebung bringt.

Die Reclame ist auch bei der Musik, wie bei den Parfumeurs, Schneidern und Modehändlern, die Hauptsache, nur daß sie etwas manierlicher und sauberer auftritt, in Handschuhen und Frack; aber die alte, bekannte und bis zum Ueberdruß abgeblasene Posaune bleibt es immerdar. Wir finden dieselbe schon im November fast täglich in den großen Zeitungen unter den Pariser Tagesnachrichten, den sogenannten »faits divers«, wo sie sich mit lästiger Arroganz breit macht. Da lesen wir denn, daß der „berühmte“ Violinspieler So und So (berühmt sind sie Alle), von seiner Kunstreise endlich nach Paris zurückgekommen sei, daß er freilich gleich habe weiter reisen wollen, aber dem Drängen des kunstliebenden Publicums (das Publicum weiß oft kaum, daß der Herr So und So existirt) nachgegeben und sich entschlossen habe, uns mit einigen Concerten zu beglücken. Das Nähere werde mit der Zeit bekannt gemacht werden. — Oder auch die folgende Rakete, die schon dreister aufsteigt. Man hat verbreitet, daß der berühmte Pianist So und So in diesem Winter nicht seine gewöhnlichen und so beliebten Concerte geben werde: Irrthum oder wohl gar böswillige Verleumdung. Herr So und So wird sich im Gegentheil vier Mal hören lassen 2c. — End-

lich auch wohl dieser Posaunenstoß: Herr So und So, der berühmte Clarinettist, Violoncellist, Hautboist, (oder was sonst er „ist",) hat während des Sommers die deutschen Bäder durch sein hinreißendes Spiel entzückt, auch Zutritt bei mehrern Höfen erhalten, wo man ihn mit Auszeichnungen aller Art überhäuft hat; man sagt, er werde in diesem Winter in Paris wahrscheinlich nur ein Concert geben, ein einziges, was wir uns den Kunstfreunden anzuzeigen beeilen, damit ꝛc. ꝛc. — So finden wir die Annoncen dutzendweise.

Nach der Zeitungs-Reclame, die natürlich Jeder machen kann, der einen oder anderthalb Franken (die Reclamen sind in Paris sehr theuer!) für die Petitzeile zahlen will, kommen die Anschlagzettel an den Straßenecken auf blauem, rothem, oder sonstfarbigem Papier, wo Einem schon auf fünfzig Schritte und weiter der Name des großen Mannes in Riesenlettern entgegen leuchtet. Er hat sich der Mitwirkung der ersten Künstler und Künstlerinnen der großen, der italienischen Oper oder der opéra comique versichert, und der Abend verspricht ein sehr genußreicher zu werden. Aber dennoch ist das Interesse im Publicum nur lau, und ohne Freibillets würde der Concertsaal leer bleiben, denn das Entrée ist immer sehr hoch gestellt, auf fünf und zehn Franken, — und da besinnt man sich doch mehr als ein Mal, ob man einen „genußreichen Abend" so theuer erkaufen will. Ueberdem ist es nicht schwer, sich ein Freibillet, oder auch zwei und drei zu verschaffen. Man braucht sich nicht ein Mal

an den Concertgeber selbst zu wenden; durch irgend einen „guten Freund“ erhält man sie leicht, im Nothfalle bei dem Portier des Künstlers, dem man dafür ein kleines Trinkgeld in die Hand drückt. Mit dem Freibillet, das ist selbstverständlich und eine conditio sine qua non, ist die Verpflichtung des Beifallklatschens verbunden, und es wäre ein schrecklicher Verrath an der Kunst und noch mehr an dem Künstler, wenn man nicht nach jedem Stücke in dieser Beziehung seine Schuldigkeit thun wollte. Geklatscht wird daher in jenen Concerten in ungewöhnlichem Maße, und der bald darauf folgende Bericht, der wieder bezahlt wird und für die folgenden Concerte als neue Reclame dient, sagt keineswegs die Unwahrheit, wenn er von dem lauten und wiederholten Beifall spricht, der dem Concertgeber und den mitwirkenden Künstlern geworden. Die Musik, um bei der Wahrheit zu bleiben, ist übrigens auch gut, wie sich das von selbst versteht, wenn Mario oder die Alboni oder die Ugalde singt, und der Concertgeber selbst trägt Stücke eigener Composition vor, die sich ebenfalls recht hübsch anhören. Fast immer sind jene Künstler Ausländer: Ungarn, Böhmen, Americaner oder Italiener, Russen, oder Spanier, oft auch ehrliche Deutsche; jede Nation ist vertreten. Da sind alsdann die National-Melodien und National-Lieder unerläßlich, und das Feld ist hier für einen geschickten Virtuosen groß und fruchtbar; aber das ist auch Alles, und nach einem höhern Resultat sucht man vergebens. Das Resultat entspricht eben den Motiven

und ist gering anzuschlagen, wie jene. Ein paar Hundert Personen, die meistens den höhern Ständen angehören, und denen der Concertgeber überdies die Billete mit einem höflichen Schreiben in's Haus geschickt hat, sind dieser Einladung gefolgt und bilden den soliden, d. h. den zahlenden Theil des Publicums, und wenn es gut geht, so steckt dabei der Concertgeber noch tausend Franken ein, nach Abzug der Kosten nämlich für Miethe des Concertsaales, für Erleuchtung und Heizung, für die Annoncen und Programme rc. Oft werden auch diese Kosten kaum gedeckt, und hinter all dem tönenden Schimmer und pomphaften Lärm verbirgt sich die traurige, verzweifelnde Künstler-Misère, im Geleite des Hungers und der Schulden. Aber die Concerte sind doch gegeben, und wenn der Patron mit leichtem Gepäck und großen Hoffnungen nach Petersburg, Wien oder London abreist, um dort aufzutreten, so hat er doch das unumgängliche Aushängeschild für weitere Erfolge: er ist in Paris gewesen, hat sich in Paris hören lassen rc.

Aber was kommt bei all dem für das Volk heraus, für die großen Massen, die weder fünf noch zehn Franken für eine musikalische Abend-Unterhaltung ausgeben können, und die obenein, wenn sie die Wahl haben, lieber die großen unsterblichen Compositionen anerkannter Meister hören, als jene leichte Salonmusik und ein paar Arien und Duette aus modernen Opern? Denn es ist eine längst erwiesene Thatsache, daß die gewaltigen Schöpfungen eines Haydn, Mozart, Beet-

hoven ꝛc. alle Welt erfreuen und hinreißen, wenn auch das tiefere Kunstverständniß nur den Kennern vorbehalten bleibt. Im Sommer haben wir hier allerdings das Concert-Musard, neuerdings Concert-Arban, aber auch nur für die höhern Klassen und ebenfalls wieder, wenn auch nicht ausschließlich, so doch sehr vorwiegend, die leichte Musik des Tages. Der berühmte Eisenbahn-Galopp und die noch berühmtere Kuß-Polka können doch unmöglich zur musikalischen Bildung der Nation beitragen! Die Volks-Gesangvereine dürfen wir freilich nicht vergessen, die sich als zahlreiche „Orpheons“ über Paris und ganz Frankreich verbreitet haben; aber auch sie lösen ihre immerhin lobenswerthe Aufgabe nur theilweise und nur einseitig als Vocalmusik, und der große Mangel an einer klassischen Instrumentalmusik für das Volk ist durch das alles nicht gehoben, im Gegentheil, nur noch fühlbarer geworden.

Wie immer, so galt es auch hier eine muthige Initiative, einen „kühnen Griff“, um dies veraltete und verrufene Wort in einer guten Bedeutung anzuwenden, um dem „lang gefühlten Bedürfniß“ (hier war es wirklich eines) mit Erfolg abzuhelfen. Dies wahrlich nicht geringe Verdienst gebührt dem Kapellmeister Pasdeloup, dessen Name auch über Paris hinaus als eines strebenden, tüchtigen Musikers bekannt sein dürfte. In Paris selbst ist er als Professor am Conservatoire und Director der hiesigen Liedertafeln angesehen und beliebt. Diese letztere Stellung brachte

ihn mit den eigentlichen Volksklassen in stete und unmittelbare Berührung. Bei den zahlreichen hiesigen Deutschen steht Pasdeloup außerdem als Dirigent des Schillerfestes, das bekanntlich im Jahre 1859 hier im Cirque de l'Impératrice so großartig und feierlich begangen wurde, im besten Andenken. Er konnte mithin, als er im vorigen Jahre seine Volksconcerte im Cirque Napoléon ankündigte, auf zahlreiche Sympathieen rechnen. Dennoch war das Unternehmen ein sehr gewagtes, und der Director des Circus, der, wie all' dergleichen Leute, nur seinen pecuniären Vortheil — das Geld, das Geld! — im Auge hat, soll sich das erste Mal durch eine im Voraus deponirte Summe gegen jedes Fiasco sicher gestellt haben. Wie also Pasdeloup das Risico ganz allein übernahm, so gebührt ihm jetzt allein der Ruhm und die Anerkennung, was ihm auch Beides längst im lautesten und vollsten Maße zu Theil geworden ist. Und jenes Risico war bedeutend genug. Hundertzwanzig Musiker zu zehn und fünfzehn Franken die Vorstellung (die Solospieler, von denen manche mehr als das Doppelte bekommen, nicht ein Mal gerechnet) mußten engagirt werden; die Miethe des Circus, der übrigens um zwei Uhr Nachmittags, wo allsonntäglich die Concerte stattfinden sollten, leer steht, betrug 600 Franken; auch die sonstigen Nebenkosten, hier in Paris, wo Alles gleich in's Große geht, beliefen sich hoch; kurz, das Ganze war „kein Spaß“, wie man auch hier zu Lande sagt, wenn man für ein neues Un-

ternehmen viel Geld ausgeben muß, ohne gewiß zu sein, ob es sich rentirt. Aber schon das erste Concert ließ sich gut an, und das zweite hob vollends alle Zweifel. Die sechstausend Plätze des Circus wurden wie im Sturm genommen, und viele hundert Personen machten vergebens queue und konnten nicht hinein. Das Entrée ist natürlich für Paris so billig wie möglich gestellt; fünfzig Centimes, einen Franken und anderthalb Franken, außerdem fünfhundert reservirte Plätze zu drei Franken; „um denn doch die vornehmen Leute nicht ganz von den Concerten auszuschließen, wie diese es stets mit dem Volke gethan," sagt der „Figaro" naiv oder ironisch, wie man will. Pasdeloup macht also jetzt glänzende Geschäfte, und der Circus-Director wird sich wohl nicht mehr die Miethe seines Locals voraus bezahlen lassen.

Nichts ist aber auch imposanter als ein solches Volksconcert; so haben vielleicht die großen Meister sich selbst in begeisterter Stunde ihr Publicum geträumt, denn an Crinolinen, an die demi-monde und an die musicalischen Lappalien und Spielereien unserer modernen „berühmten" Künstler und Künstlerinnen dachten sie gewiß nicht.

Der weite Raum dicht gedrängt und bis an das hochgewölbte Dach mit Menschen gefüllt: Männer, Frauen, Kinder; die Blouse, das Ehrenkleid des rechtschaffenen Arbeiters, überall, aber auch der feinere Sonntagsputz, namentlich bei den Mädchen und Frauen. Dabei eine andächtige Stille, wie in einer Kirche, gar

nicht wie in den übrigen Pariser Volks-Theatern, wo der Lärm in den Zwischenacten gewöhnlich ein entsetzlicher ist. Worin dieser seltsame Unterschied liegen mag, wissen wir, aufrichtig gesagt, nicht; wir constatiren hier einfach das Factum, das nicht Wenige überrascht hat. Unten, mitten in der Arena auf einer Estrade, das Orchester, das einen weiten Kreis um den Dirigenten bildet; auf den untern Sitzreihen dann die feinern, vornehmern Leute, damit Jedem sein Recht werde.

Und nun ziehen sie herauf, die wundervollen Tongebilde eines Beethoven, eines Mozart, eines Weber und wie sie sonst Alle heißen, merkwürdig genug, fast nur deutsche Namen und ausschließlich anerkannte Meister. Sie grüßen wie lichte Gestalten einer schönern, bessern Welt alle Herzen, und der einfachste, gewöhnlichste Mensch, der Fabrikarbeiter und Handwerker lauscht erstaunt. Ob er viel oder wenig versteht, er fühlt doch, willenlos und unbewußt, ein höheres Wehen, einen „Gruß von Oben" in diesen Harmonien, in diesen Tönen, und er vergißt vielleicht, wenn auch nur auf eine viertel oder halbe Stunde (es ist doch immer Etwas!) die Sorgen des Tages und die Wolken, die an seinem Himmel stehen. Wenn endlich der letzte Ton verklungen ist, so bleiben sie noch einen Augenblick lang still, wie gebannt, bis dann auf ein Mal der Beifall losbricht, der bei den tausend gesunden Händen und Kehlen kein halber ist, das wird man uns gern glauben. So hörten wir am letzten Sonntag die Pa-

storal-Symphonie von Beethoven und die Ouverture der Zauberflöte, und zwar in so vortrefflicher Ausführung, mit einem so glänzenden Ensemble, daß uns der hohe Genuß ein unvergeßlicher sein wird. Der Weber'sche Sehnsuchtswalzer am Schluß rief einen nicht enden wollenden Jubel hervor, die Frauen und Kinder wehten mit den Taschentüchern — man hatte nie einen ähnlichen Enthusiasmus gesehen.

Die Persönlichkeit des Kapellmeisters kommt hinzu, uns diese Concerte so lieb und werth zu machen. Pasdeloup ist der einfachste, bescheidenste Mann von der Welt; obwohl selbst guter Componist, läßt er nie seine eigenen Compositionen vortragen (was man dem guten Monsieur Musard nur allzusehr vorwirft), er hat sich sein großes Programm vorgeschrieben und geht nicht davon ab. Als ich ihm während des Zwischenactes meinen Dank aussprach, daß er ausschließlich unsere schöne deutsche Musik so herrlich bei dem französischen Volke zu Ehren bringe, erwiderte er lächelnd: „Ich verdiene eigentlich Ihr Compliment nicht so ganz; ich habe einfach das Beste ausgesucht; das habe ich freilich fast alles bei Ihren deutschen Meistern gefunden". Nun war die Reihe an mir, mich zu bedanken.

Hat aber Pasdeloup seinen Platz am Directionspult eingenommen und den gewaltigen Stab — einen wirklichen Zauberstab! — ergriffen, so ist er auf ein Mal wie umgewandelt; er wird ordentlich größer und ist alsdann ganz Seele und Begeisterung. Er dirigirt vortrefflich, denkt an Alles und an Alles zugleich, und

reißt das gesammte Orchester dergestalt mit sich fort, daß die zweihundert Musiker eine einzige Riesenmaschine werden, von einem Hauche beseelt, von einem Gedanken durchdrungen und gelenkt. — Wie vorauszusehen, machen jetzt die Volks-Concerte großes Aufsehen in Paris und viel von sich reden, auch in den vornehmen Kreisen, und manche hohe Dame im Faubourg St. Germain hat schon die Ohren gespitzt. So fragte mich gestern eine „Gnädige“, was denn eigentlich daran sei, und ob es sich wirklich der Mühe verlohne, die Nachmittags-Spazierfahrt in's Bois de Boulogne zu opfern und dafür in den Circus zu fahren. Der hohe Adel besucht ohnehin den Circus nicht; nur bei Léotard machten die Damen eine Ausnahme, was dafür auch nicht wenig glossirt wurde. Die Gnädige setzte noch hinzu, „es sei wohl sehr voll und gedrängt, und man riskire gewiß seine Toilette“. — Ich erwiderte irgend ein paar unbedeutende Worte, um nicht unhöflich zu sein, aber ich dachte bei mir im Stillen: o diese Welt!

Pasdeloup, eine ehrliche und dabei stolze Künstlernatur (wenn sein allzu französischer Name nicht wäre, möchte ich ihn so gern eine deutsche Natur heißen), dem auch Einiges von seinem succès in jenen hohen Kreisen zu Ohren gekommen, hat hier bereits sein Verhalten im voraus bestimmt. Er hat sogar vor einigen Tagen deshalb eine Deputation von Arbeitern und Handwerkern erhalten, die nämlich fürchteten, daß er nun vielleicht die Preise erhöhen werde, und

daß sie alsdann den reichen Leuten Platz machen müßten; Pasdeloup hat sie aber beruhigt und ihnen sein Wort gegeben, daß dies nicht geschehen werde; — „im Gegentheil,“ soll er gesagt haben, „Euere Plätze müssen noch billiger werden, denn wir setzen dann den Preis der reservirten auf zehn Franken; die Reichen mögen für Euch bezahlen.“

Gott Lob! doch endlich, endlich ein Mal ein anständiges, uneigennütziges Wort in einer Sache, wo es sich um Geldverdienen und Profitiren handelt — ein Wort, hier in Paris so selten wie die Concerte selbst, die dieser Ehrenmann gibt.

Die Tochter des Lumpensammlers.

Im Faubourg Saint-Marceau ist seit einigen Tagen gewaltig viel Lärm und Bewegung ....

„Es ist ein Kopfzusammenstecken,
„Wie wenn's um eine Verschwörung zu thun."

Gott Lob leben wir hier unter einer Regierung, die, „weil sie aus dem Volke hervorgegangen, auch nichts vom Volke zu fürchten hat", wie wenigstens Herr Troplong in seiner letzten Rede sagte, und er muß es wissen, denn er ist bekanntlich einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten Frankreichs. Wer weiß überhaupt, ob Herr Troplong von der Gährung im Faubourg Saint-Marceau unterrichtet ist; wohl kaum, denn als Senats-Präsident ist er wahrscheinlich nie in jenes Quartier gekommen. Dem Leser mag es ähnlich gehen wie Sr. Excellenz; er liest vielleicht den Namen jenes Vorstadtviertels hier zum ersten Male; und wollte die Leserin dasselbe mit einem Besuch beehren, so muß sie dort nicht in großer Toilette erscheinen und vor Allem jene bauschige Gewandung, in welche sich seit eini-

gen Jahren die feinen Damen hüllen (ich nenne aus Delicatesse das verpönte Wort nicht), zu Hause lassen. Sie würde sonst die immerhin „hoffnungsvolle", aber zugleich sehr ungezogene Jugend der Vorstadt auf den Fersen haben; denn, um nicht länger hinter dem Berge zu halten: das Faubourg Saint-Marceau ist das Quartier der Pariser Lumpensammler.

Quelle horreur! Ja freilich; aber nur, weil das Wort im Deutschen so häßlich klingt; im Französischen hört es sich hübsch und zierlich an: chiffonniers — dies saubere Substantivum erinnert sogar an ein elegantes Möbel, die sogenannte Chiffonnière, die in keinem Boudoir fehlen darf, ja eine vornehme Dame schließt sogar ihre billets-doux in die Chiffonnière. So kann uns der Klang des Wortes versöhnen, obwohl der Begriff stets ein und derselbe ist.

Also die Pariser Lumpensammler sind in Bewegung, und wir thun ganz, als ob dies von Wichtigkeit sei, und nicht wir allein, sondern die meisten Zeitungen mit uns; es muß also mehr dahinter stecken, als man auf den ersten Anblick glauben sollte.

Schon ein Mal hat man gesehen, daß mit den Chiffonniers nicht zu spaßen ist, und zwar unter Louis Philippe, wo man den armen Teufeln das Handwerk legen, oder sie doch sehr hoch besteuern wollte. Damals wurde aber die Bewegung so bedenklich und nahm einen so ernsten Charakter an, daß die Regierung sofort ihr Project fallen ließ und nachgab; acht Tage später war Alles vergessen, und die Lumpensamm-

ler durchzogen nach wie vor die Straßen von Paris und waren lustig und guter Dinge. Das war damals; aber damals und jetzt ist auch ein Unterschied wie Tag und Nacht. Was unter Louis Philippe gefährlich oder gar unmöglich schien, ist jetzt leicht und bequem zu machen; was unter der königlichen Regierung Volk und Thron entzweit und getrennt hätte, dient unter der kaiserlichen einfach dazu, „die Bande zwischen Nation und Herrscher nur noch mehr zu befestigen“. Das wenigstens behauptet der Präsident Troplong, und daß wir seinen Worten glauben müssen, haben wir schon oben gesagt.

Die Chiffonniers selbst freilich, die begreiflich nicht auf einer gleichen Höhe der Logik stehen und die Dinge dieser Welt von einem niedrigern Gesichtspunkte auffassen, sind keineswegs mit jenem Raisonnement zufrieden, machen gewaltig böse Gesichter, und manche von ihnen haben schon keck und laut gesagt: »cela n'est pas encore fait .... nous verrons«, — was in freier Verdeutschung so viel heißt, als: es ist noch nicht aller Tage Abend.

Was will denn eigentlich die Regierung von den friedlichen Bewohnern des Faubourg Saint-Marceau — friedlich, so lange man sie in Ruhe läßt und in ihrer Industrie nicht stört — und welches Gewitter zieht sich über den Pariser Lumpensammlern zusammen?

Lieber Gott! die Geschichte ist einfach: die Regierung will ein Monopol aus der Lumpensammlerei

machen (so übersetzen wir wohl am besten „Chiffonnerie"), will die einzelnen Lumpensammler allerdings behalten, aber als eine große Corporation organisiren, administriren, controliren und wie die Zeitwörter auf —iren weiter heißen, die allesammt auf regieren reimen. Daß nämlich die Regierung Geld braucht, ist eine alte bekannte Sache; welche Regierung brauchte wohl keines! vollends ein Gouvernement mit einem Deficit von drei Milliarden. Bei einem solchen Deficit muß ein guter Finanzminister an Alles denken, und es scheint auch, daß gerade die Chiffonnerie unter den Finanz-Projecten Fould's obenan steht, und daß man allen Ernstes den Vorschlag in reifliche Erwägung zieht. Die „Lumpensammlerei" muß mithin hier in Paris viel einbringen, sonst hätte sich wohl der Minister nicht bis in diese Region hinabgelassen, um dort Abhülfe seiner Noth zu suchen. Man spricht von sechszehn bis achtzehn Millionen. Die Sache ist also wohl der Ueberlegung werth.

Der Tausend! ruft da vielleicht mancher Leser, achtzehn Millionen! Da lohnte es sich ja fast der Mühe .... doch wir vollenden den Satz nicht, weil es dem Leser ja doch nicht Ernst sein kann. Denn er weiß so gut wie wir, daß jene Summe den jährlichen Umsatz der Lumpen als Handelsartikel ausmacht, und daß die fünfundzwanzigtausend Chiffonniers von Paris (so viel weist ungefähr die letzte Statistik der Hauptstadt nach) arme Teufel sind und bleiben. Nur in einzelnen wenigen Händen ist der eigentliche Geschäftsbetrieb des

Lumpenhandels en gros, und das sind alsdann reiche Leute. Einige derselben haben von der Pike auf gedient und wirklich in ihrer Jugend Korb und Haken getragen, die beiden nothwendigen Utensilien eines jeden Lumpensammlers. Auf diese Großhändler hat es die Regierung abgesehen, und will sich einfach an ihre Stelle setzen; ja, in dem Finanz-Projecte wird sogar eine Humanitäts-Rücksicht hervorgehoben, diejenige nämlich, daß es dem Staate bei Monopolisirung des Lumpenhandels leicht möglich sein werde, die immerhin kümmerliche Lage der einzelnen Lumpensammler wesentlich zu verbessern. Sie selbst wollen aber keine Verbesserung, wenigstens viele von ihnen, und wenn wir sie im Durchschnitt arme Teufel nennen, so ist das auch mehr eine façon de parler, und keineswegs allzu buchstäblich zu nehmen.

Haben wir doch hier vor einigen Jahren eine Liebesgeschichte, einen förmlichen Roman gehabt, in welchem die Tochter eines Chiffonniers die Hauptrolle spielte. Die Geschichte ist wirklich des Erzählens werth und zugleich das beste Mittel, den Leser mit den Sitten des dortigen Stadttheils bekannt zu machen.

Die Straßen im Faubourg Saint-Marceau sind begreiflich der kümmerlichsten Art; auch in den breitern passirt selten ein Fiaker, und eine herrschaftliche Equipage ist wohl seit Menschengedenken nicht dort gewesen. Kleine Handwagen dagegen in Menge, meist von Kindern gezogen und mit schmutzigen Lumpen, Lappen und Fetzen, mit Papier, Knochen und jenem unnennbaren

tausendfachen Unrath angefüllt, den die Pariser Morgens und Abends vor ihre Hausthüren werfen, und den eben die Chiffonniers zusammenlesen, bevor sie den Rest den Gassenkummerwagen überlassen. Die Wohnungen der Lumpensammler sind vollends unbeschreiblich; in den meist großen, aber zerfallenen Häusern wohnen oft zwanzig, dreißig Familien beisammen, neben, über, unter einander, ja auf einander möchte man fast sagen; denn jedes Plätzchen ist bei der hohen Miethe (die Miethen sind auch im Faubourg Saint-Marceau hoch!) viel Geld werth, und darf nicht unbenutzt gelassen werden. Daher in allen Höfen, auf allen Gängen und Treppen, bis hinein in die kleinen niedrigen Zimmer Alles vollgepfropft mit Bündeln, Ballen und Packen, welche die Ausbeute der täglichen Excursionen enthalten. Allwöchentlich, in der Regel am Samstage, kommen die Zwischenhändler, um die verschiedenen „Waaren“ zu holen und in die großen Niederlagen abzuliefern. Vorher wird dann noch Alles ausgekramt und auf's neue sortirt, und darüber gehandelt und gefeilscht. Dazwischen, buchstäblich unter Lumpen und auf Lumpen, sitzt wohl die Mutter, ein mageres, elendes Weib, mit einem Säugling an der welken Brust; weiterhin an einem zerbrochenen Tische die andern Kinder, bettelhaft schmutzig. Sie zanken sich um die Reste des Frühstücks, das aus dem ewigen „Fricot“ besteht, einem namenlosen Gerichte, das schon mehrere Gäste gesehen hat, bevor es in diese Gegend gekommen. ... Der Vater schließt unterdeß beim Marchand de Vins gegenüber

den Handel ab, streitet, flucht und schwört, und trinkt dabei einen Schnaps nach dem andern — genug, genug und vorüber, denn schon die Gerüche sind schrecklich und überwältigend. Hätten Sie auch ein ganzes Flacon Violette de Parme, es würde Ihnen zu nichts helfen, mein Fräulein; Sie müßten zu englischem Salz oder gar zu Chloroform Ihre Zuflucht nehmen. Uebrigens ist das obige Bild, obwohl in nichts übertrieben, doch nur ein allgemeines; es gibt auch andere Haushaltungen bei den Chiffonniers, die einen menschlichern, ja ganz anständigen Anstrich haben, und in eine von diesen wollen wir uns jetzt begeben. Nehmen Sie aber Ihr Flacon immerhin mit, Verehrteste; schaden kann es nicht.

In der Rue du Panier Nr. 7 wohnte noch im vorigen Jahre der alte Père Marteau mit seiner Frau und seiner Tochter. Er hatte sogar eine Magd, ein unerhörter Luxus unter jenen Leuten; der Alte gab sie aber für eine Verwandte aus, die er aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Der Père Marteau war ein Lumpensammler, nichts weiter, aber er trieb die Sache im Großen. Dreißig Jahre lang war er täglich mit seinem Korbe und seinem Spitzhaken durch die Straßen von Paris gezogen, hatte Millionen von Kehricht- und Unrathhaufen durchwühlt und durchstöbert, und alles Gefundene in's Nest geschleppt, verkauft und verhandelt, dann im Stillen speculirt und allerlei „Geschäfte" gemacht. Seit dem sechsten Jahre stand er auf eigenen Füßen. Vater und Mutter hat er nie ge-

kannt; er fand sich eines Tages (das ist die erste Erinnerung seines Lebens!) auf der Straße unter Lumpensammlern, und that wie sie: er sammelte. Ein Stück Brod und, wenn es hoch kam, ein Stück Käse fand er schon für den Hunger; Geld gab er nicht aus, er sparte und scharrte zusammen. Sein robuster Körper widerstand allen Entbehrungen; Wind und Wetter konnten ihm nichts anhaben; Wochen lang trug er seine durchnäßten Kleider, bis sie auf seinem Leibe wieder trocken wurden; krank ist er in seinem Leben nicht gewesen. Vor der großen Oper fand er einst ein kostbares Armband in Brillanten, gegen zehntausend Franken an Werth; es gehörte einer Fürstin Ligne. Er brachte es selbst zurück. Damals war er zwanzig Jahre alt und ein schmucker Bursche, wenn er sich gewaschen und seine guten Kleider angezogen hatte. Die Fürstin ließ ihn vor sich kommen, dankte ihm, lobte seine Rechtschaffenheit und reichte ihm ein Fünfhundert-Franken-Billet als Belohnung. Der junge Marteau schlug es bescheiden aus: er habe nur seine Pflicht gethan, das sei ihm genug. Die Fürstin schenkte ihm darauf einen Ring, den er als Andenken sorgfältig aufbewahrte und den er später .... Doch wir wollen uns nicht vorgreifen.

Dreißig Jahre trieb er, wie gesagt, sein Handwerk, ein Menschenalter lang; aber da er als kleines Kind angefangen, so war er erst sechsunddreißig Jahre alt, als er an's Heirathen dachte. Eine Lebensgefährtin fand er leicht, zumal er im Geruche des „Reichthums“

stand, so einfach er auch lebte, und so sehr er sich bemühte, sein wachsendes Vermögen zu verbergen. Seine Frau brachte ihm eine kleine Mitgift zu und „führte die Bücher"; der Lumpenhandel des Père Marteau, wie er nach seiner Verheirathung überall genannt wurde, mußte also schon bedeutend an Ausdehnung gewonnen haben. Vater und Mutter arbeiteten unverdrossen; sie hatten nur ein Kind, ein kleines Mädchen, aber sie hatten sich gegenseitig im Stillen gelobt, auf dies eine Kind Reichthum und Glück zu häufen, so viel sie nur immer vermochten.

Marie wuchs heran, spielte wohl hin und wieder mit den Kindern der Lumpensammler in der Nachbarschaft, lief auch in den Straßen umher wie die andern; aber sie war doch nicht wie die andern, und sie ist auch in ihrem Leben nicht ein einziges Mal auf's Lumpensammeln gegangen. Man nannte sie im Quartier die kleine Prinzessin, obwohl mehr im Scherz als aus Neid, da Jedermann das reizende Mädchen lieb hatte. Auch in die Schule ging sie und lernte lesen und schreiben, und als sie sich zum Religionsunterrichte bei dem Pfarrer von Saint Marceau einstellte, wunderte sich der gute Mann über die „ungewöhnlichen Kenntnisse" seines Beichtkindes.

In der Februar-Revolution machte Vater Marteau einen coup de maître, wie man hier an der Börse eine gewagte und glückliche Speculation heißt: er kaufte vierprocentige Renten, als sie so niedrig standen, daß sie fast umsonst zu haben waren, behielt sie anderthalb

Jahre lang (er konnte ja warten und zusehen) und verkaufte sie alsdann unter der Präsidentschaft mit außerordentlichem Profit. Dabei blieb er immer der Chiffonnier, der er war. Allerdings ging er nicht mehr selbst auf's Lumpensammeln, sondern er trieb den Lumpenhandel en gros, zahlte gute Preise, stand im Rufe eines rechtlichen Mannes und vergrößerte seine Magazine unmerklich mit jedem Jahre. Schon gehörte ihm das ganze große Haus, in welchem er mit seiner Familie nur das untere Stockwerk bewohnte; aber die Miethsleute wußten es nicht, denn sie zahlten an einen Dritten.

Das Haus hatte zwei Höfe, deren erster dergestalt von Lumpen und ähnlichem Unrath angefüllt war, daß man nur schwer in den zweiten gelangen konnte. Der Vater hatte seine Geschäftszimmer nach der Straße hin. Im zweiten Hofe nach hinten wohnte die Mutter mit der Tochter. Hier sah Alles anders aus: der Hofraum war in einen zierlichen Garten verwandelt, und Rosen, Jasmin und Flieder gediehen dort, so gut es die hohen Mauern und die kärgliche Sonne gestatteten. Die Zimmer der Frauen waren vollends ein unerhörtes Wunder für das dortige Quartier: blanke Fensterscheiben, weiße Vorhänge, saubere Tapeten, bunte Teppiche und Mahagoni-Möbel, Pendulen, ein Piano, auf welchem Marie sogar ganz artig zu spielen wußte, Spiegel und Bilder in Goldrahmen an den Wänden. ... Man erzählte sich das Alles kopfschüttelnd in der Nachbarschaft; die Wenigsten wollten es glauben. Aber einige Neugierige

hatten es mit eigenen Augen gesehen und versicherten, es sei wirklich wahr, und „bei Rothschild's in Paris“ könne es unmöglich schöner sein. Vater Marteau ließ die Leute schwatzen, ging aber stets, wenn er eine freie Stunde hatte, hinüber zu seiner Tochter und wusch sich auch die Hände vorher. Er ließ sich dann einen Strauß'schen Walzer vorspielen, und wenn er bei guter Laune war, so rief er vergnügt: „Sag' nur, was du haben willst, Marie; für dich ist mir nichts zu theuer, ich kauf' es dir gern“. Marie sagte nichts und bekam so stets am meisten.

Eine schöne duftige Blume mag noch so versteckt auf der Wiese oder im Thalgrunde stehen, endlich findet sich doch ein Schmetterling, der sie entdeckt hat, der sie tändelnd umgaukelt, ihr Liebesworte zuflüstert und ihr schwört, sie sei die schönste Blume der ganzen weiten Flur. O über die leichtfertigen Schmetterlinge! So fand auch Marie den ihrigen, Gott weiß, wo und wie; genug, sie fand ihn, und zwar in Gestalt eines eleganten, höflichen jungen Mannes aus der Rue Montmartre.

Hier aber müssen wir nach den Regeln der Novellistik ein neues Capitel beginnen, jetzt, wo der „Held“ auf die Bühne tritt, nachdem wir bereits die „Heldin“ unsern Lesern vorgeführt.

Charles Dubois, um stilgerecht anzufangen, war der einzige Sohn eines angesehenen Modewaarenhändlers in der Rue Montmartre; wir sagen angesehen, denn die Dubois'schen Magazine waren groß und gefüllt, noch dazu in einem der theuersten Quartiere von

Paris. Dreißig, vierzig Commis und Lehrlinge, Abends glänzend erleuchtet, und täglich hielten elegante Equipagen vor dem Eingange.

Dabei war aber Monsieur Dubois noch immer kein reicher Mann; sein Vermögen steckte eben in seinem Geschäfte, das er erst seit zehn Jahren auf eigene Rechnung führte, wenn auch noch nicht völlig mit eigenen Capitalien, denn der Betrieb eines Pariser Mode-Magazins erfordert große Summen. Auch mußte die Familie Dubois gewissermaßen ein Haus machen; eine elegante Wohnung war unumgänglich nothwendig. Madame Dubois „empfing“ im Winter allwöchentlich ein Mal; man machte Musik und tanzte; hie und da auch ein Diner für die Geschäftsfreunde des Mannes; im Sommer ein kleines Landhaus in Asnières, Enghien oder Montmorency. Alles, wie gesagt, „unumgänglich nothwendig“, um dem Hause in der commerciellen Welt das erforderliche „Relief“ zu geben; denn in Paris geht und richtet die Menge nur nach dem äußern Schein. Ein derartiges, immer noch „sehr einfaches“ Hauswesen kostet aber hier zu Lande sechszehn bis zwanzig tausend Franken jährlich, ein Aufwand, der nur mit genauer Noth durch den Verdienst im Geschäfte, nach Abzug aller Kosten gedeckt werden konnte. Doch auf diese Weise leben in Paris Tausende von Kaufmanns-Familien und sind recht glücklich dabei; ohnehin lebt der Pariser mehr für die Gegenwart als für die Zukunft, von der man in Frankreich ja nie weiß, was sie bringt.

Charles Dubois war Commis in dem Geschäfte seines Vaters, und die Eltern hegten bereits ein hübsches Heirathsproject mit einer befreundeten Familie, wobei das Dubois'sche Geschäft nur profitiren konnte. Charles selbst war ein wohl erzogener junger Mann, in dem Sinne wie man »bien élevé« zu verstehen hat: er hatte hinreichende Schulbildung genossen, ohne dabei je ein Lumen gewesen zu sein; er verstand Musik und tanzte recht hübsch, kleidete sich mit Geschmack, ging in's Theater und ritt in's Bois de Boulogne, so oft es seine leider stets beschränkten Mittel erlaubten. Aber die Mutter, die ihren „einzigen Liebling" natürlich nicht wenig verzog, steckte ihm manchen Thaler heimlich zu, den sie an ihrem Hausstandsgelde zu erübrigen wußte. Summa Summarum: Charles war ein ehrlicher, guter Junge und jedenfalls hundert Mal besser als Tausende seines Gleichen, was vielleicht nicht viel sagt, aber auch nicht ganz negativ ist.

Seit einiger Zeit (ein neues Capitel!) bemerkte Madame Dubois eine auffallende Veränderung in dem Wesen und Betragen ihres Sohnes. Er war zerstreut, verlegen, wich den besorgten Fragen aus, die seine Mutter an ihn richtete, schaute bei Tische starr vor sich hin und aß nicht, redete laut mit sich selbst, wenn er allein auf seinem Zimmer war — kurz, ein Thun und Treiben, wie es Madame Dubois, wenn auch weniger aus eigener Erfahrung, so doch aus Romanen und Feuilletons zur Genüge kannte. Der Vater, zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen,

merkte anfangs nichts, bis ihn endlich seine besorgte Gattin aufmerksam machte. Papa Dubois lachte und sagte: „Was sollt' es großes sein! Er wird sich irgendwo verliebt haben, wie alle jungen Leute; cela se passera."

Als aber Charles immer einsilbiger und verschlossener wurde, als er anfing seine Rechnungsbücher zu vernachlässigen, und auf die Ermahnungen und Fragen seines Vaters ausweichend oder auch gar nicht antwortete; als er endlich allabendlich, ohne weiter ein Wort zu sagen, nach Tische auf und davon ging, da wurde auch der alte Dubois ungeduldig und unruhig. Er zog den Buchhalter in's Vertrauen und beauftragte diesen, seinem Sohne auf jenen heimlichen Gängen zu folgen. Der Buchhalter brachte auch bald die Nachricht zurück: Monsieur Charles nehme jeden Abend den Omnibus von Montmartre und steige am Place Maubert aus, von da gehe er in's Quartier Saint Marceau, durch verschiedene Straßen und Gassen, bis in die Rue du Panier und verschwinde in dem Hause Nr. 7. Man sieht, der Buchhalter hatte seine delicate Mission getreu erfüllt.

Papa Dubois machte große Augen und seine Frau noch größere. Wer wohnte in jenem Hause? Im pariser Adreßkalender waren nur die Hauptstraßen jenes Quartiers verzeichnet und noch dazu unvollständig. Es wohnten ja nur Lumpensammler dort, und der Buchhalter hatte bestimmt versichert, daß das große Haus Nr. 7 in der Rue du Panier ebenfalls von oben bis

unten von Chiffonniers bewohnt sei. Madame Dubois erschrack bei dem bloßen Gedanken, daß ihr Sohn, dieser feine, wohlerzogene junge Mann, eine ernsthafte liaison unter seinem Stande haben könnte, — er, die Hoffnung der Familie, für dessen Zukunft sie bereits so schöne Projecte gemacht hatte. Eine Lumpenhändler-Liebschaft! Denn wenn auch das Wort Chiffonnier recht hübsch klingt, so war doch die Realität eine und dieselbe: eine Mesalliance der traurigsten Sorte. Unmöglich konnte Charles sich so weit vergessen .... um nicht wegwerfen zu sagen.

Während noch Vater und Mutter sorgenvoll mit einander beriethen, wie der gordische Knoten am passendsten zu lösen oder zu zerhauen sei, kam die Entwickelung und Auflösung der schrecklichen Geschichte ganz natürlich und wie von selbst. Der alte Marteau klopfte eines Morgens bei Monsieur Dubois an.

Die Sache war nämlich so. Charles hatte es dahin gebracht (wohin bringt es ein Verliebter nicht!), die Erwählte seines Herzens besuchen zu dürfen. Die Mutter, eine rechtschaffene, gute Frau, hatte gern die Erlaubniß dazu gegeben, etwas voreilig vielleicht; aber der junge Mann war so anständig und bescheiden, so zurückhaltend und zugleich so — so .... verliebt mit einem Wort, und Fräulein Marie schien so aufrichtiges Gefallen an ihm zu finden. Dabei ging Alles in Ehren zu — kurz, Monsieur Charles war schon ein täglicher, gern gesehener Gast im zweiten Hofe der Rue du Panier Nr. 7, bevor der alte Marteau das

Geringste merkte. Er war auch gerade in jener Zeit häufig abwesend von Paris, manchmal acht Tage lang und länger; denn er hatte bei Pontoise, wieder ganz in der Stille, einen Meierhof gekauft, den er einrichten mußte. Endlich erfuhr er aber doch den Roman im Hinterhause.

Als einfache, schlichte Natur machte unser Père Marteau nicht viel Umstände und ging direct auf das Ziel los. Er machte seiner Frau keine Vorwürfe und noch weniger seiner Tochter. Wozu das auch? Nur als sich Monsieur Charles am nächsten Abend wie gewöhnlich einstellte, wurde er nicht von den beiden Frauen, sondern von dem Vater empfangen. Der Alte sagte dem jungen Manne höflich aber sehr bestimmt seine Meinung. Charles indeß ließ ihn nicht einmal ausreden, sondern entgegnete seinerseits, wie er sich sehr freue, daß es endlich zu einer Erklärung komme; er liebe „Fräulein Marie“ mehr als er sagen könne, und habe die ehrlichsten Absichten von der Welt. Er sei der und der, sein Vater wohne da und da, habe ein großes Geschäft, er sei der einzige Sohn und sein höchster Wunsch auf der Welt sei, Fräulein Marie als seine Gattin heimzuführen.

Diese offene Erklärung, die auch eben so offen gemeint war, übte auf den alten Marteau den günstigsten Einfluß. Der junge Mann selbst schien ihm als künftiger Schwiegersohn zu gefallen, und er wurde nachgiebig und freundlich. Dabei war er aber doch auch Diplomat nach seiner Weise. Er ließ daher seine

Zufriedenheit nicht allzu sehr merken, antwortete, er werde die Sache mit seiner Frau überlegen, und bat schließlich den Antragsteller, seine Besuche vor der Hand nicht fortzusetzen. Der arme Charles mußte sich fügen, aber er ging doch um eine große Hoffnung reicher nach Hause.

Der alte Marteau konnte kaum den folgenden Tag abwarten, um Licht in der Sache zu bekommen. Zuerst erkundigte er sich unter der Hand nach der Familie Dubois. Es verhielt sich Alles so, wie Charles gesagt hatte. Monsieur Dubois war ein angesehener Kaufmann in der Rue Montmartre. Manche sagten, er sei sogar ein reicher Mann, was man schon an dem Aufwande in seinem Hauswesen sehen könne. Andere sagten, er verdiene gut, verzehre aber so ziemlich, was er verdiene; Madame Dubois sei eine vornehmthuende, stolze Dame 2c. Kurz, unser Père Marteau erfuhr, was er wissen wollte.

Am nächsten Morgen klopfte er bei Monsieur Dubois an. Er war einfach, aber sauber gekleidet, trug jedoch die traditionelle blaue Jacke und schwarze Mütze; Rock und Hut hatte er für dieses Mal noch zu Hause gelassen. Der Père Marteau war, wie gesagt, ein Diplomat. Wie er so durch das lange, prächtig ausgestattete Magazin ging und an den Commis vorüber, die sämmtlich, denn so will es die Sitte in Paris, fein frisirt waren und weiße Cravatten trugen, schauten ihm die meisten neugierig und lächelnd nach und wunderten sich über diesen Besuch; denn der Alte hatte

mit klarer Stimme „Monsieur Dubois Père“ verlangt, und der Buchhalter führte ihn in das Cabinet des Herrn. Charles hatte den Alten ebenfalls gesehen, aber nicht von seinem Pult aufzublicken gewagt, vor Angst und vor Freude.

Der Lumpensammler blieb auch, als er Monsieur Dubois gegenüber saß, ehe sich dieser überhaupt den Grund des seltsamen Besuches erklären konnte, seiner Taktik getreu. Er sagte ohne alle Präliminarien, er sei der Père Marteau, Chiffonnier aus dem Faubourg Saint-Marceau, Rue du Panier Nr. 7; Monsieur Charles habe seine Tochter Marie kennen gelernt und wolle sie heirathen. Er, Père Marteau, habe persönlich nichts weiter dagegen, auch seine Frau nicht; sie fühlten sich sogar durch den Antrag geehrt, aber sie möchten denn doch wissen, was daran sei, und ob Herr und Madame Dubois dächten wie Monsieur Charles ... und — deshalb sei er gekommen.

Das Erstaunen des alten Dubois kann man sich leicht vorstellen. Das Kind eines Lumpensammlers zur Schwiegertochter, und der Lumpensammler selbst hier, in seinem Cabinet, der sie ihm antrug für seinen Sohn. Das war ja die verkehrte Welt von Anfang bis zu Ende. Dennoch imponirte ihm dieser „Lumpensammler“. Das intelligente, offene Gesicht, die klugen, geistvollen Augen, das anständige, sichere Benehmen des alten Mannes, die Wohlhabenheit, die selbst aus seinem schlichten Anzuge sprach .... aber ein Chiffonnier, und er, Gaspard François Dubois, der täglich an die

Börse ging und des Abends in den cercle du commerce, der Magistrats-Personen zur Tafel lud, und dessen Frau .... ach! an Madame Dubois wagte er gar nicht zu denken.

Der alte Marteau wartete auf Antwort, und Monsieur Dubois hatte nicht den Muth, ihm geradezu die Thüre zu weisen. Er nahm die Sache scheinbar von der scherzhaften Seite und sagte lächelnd: der Antrag sei doch gar zu sonderbar, und in einer kleinen Liebschaft seines Sohnes sehe er für sich, den Vater, noch keineswegs die Verpflichtung, dieselbe durch eine Heirath zu legitimiren.

Der Lumpensammler blieb ruhig und sagte gleichgültig und wie im Vorbeigehen: „Mich dauern nur die beiden Kinder, die sich sehr lieb haben, wie es scheint. Meine Marie ist gut erzogen, sie ist mein einziges Kind und Erbin meines ganzes Vermögens". Monsieur Dubois spitzte unwillkürlich die Ohren. „Fünfzig Jahre hab' ich mir's sauer werden lassen," fuhr der alte Marteau fort, „und soll nun nicht ein Mal den Trost haben, mein Kind glücklich zu sehen."

„Um Gotteswillen," fuhr Monsieur Dubois heraus, dem endlich die Geduld riß, „bedenken Sie doch nur den Standesunterschied, meine Stellung in der Welt, meine Familie und ...." Er hielt inne, um nicht den Alten zu verletzen, der ihm, wie gesagt, trotz Allem imponirte.

„Vollenden Sie nur," rief Père Marteau hastig.

„Sie wollen sagen: ich, der Lumpensammler, nicht wahr? Nun meinetwegen, Sie können Recht haben; aber mein Vermögen ist redlich verdient, und in unserer Zeit gleicht ja das Geld so Vieles aus“.

„Das wohl,“ entgegnete Monsieur Dubois, um doch etwas zu sagen, und der dabei neugierig war, was denn der Chiffonnier eigentlich unter „Vermögen“ verstand.

Dieser zog eine Brieftasche aus seiner blauen Jacke und fuhr in demselben ruhigen Tone fort: „Hunderttausend Franken geb' ich meiner Marie baar mit; meine Häuser in der Rue du Panier sind reichlich eben so viel werth, und was sie einbringen, geb' ich meiner Tochter ebenfalls, ich kann's Gott Lob! entbehren; denn mir bleiben noch außerdem gegen zwölftausend Franken Renten“. Er hatte bei den letzten Worten aus der Brieftasche einen dicken Packen Banknoten hervorgeholt, lauter Tausendfrankenbillets, es konnten ihrer leicht hundert sein. Das geübte Auge des Kaufmannes erkannte dies sofort; aber dieser eine Blick war auch Alles, was Monsieur Dubois vermochte. Ihn schwindelte; er saß sprachlos in seinem Fauteuil und hielt die Hand vor die Augen ..... Die Tochter des Chiffonniers war über eine halbe Million Franken werth!

Der alte Marteau war aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, im Cabinete umher, sah sich die Kupferstiche an, die Pendüle und die Candelaber — die Banknoten hatte er auf dem Schreibtische liegen

lassen. Er wartete auf Antwort; aber Monsieur Dubois antwortete nicht.

Nach einer langen Pause begann der Chiffonnier von neuem, aber dieses Mal in weit ernsthafterm Tone: „Für mich selbst, Monsieur Dubois, das bitt' ich nur zu glauben, hätte ich nie diesen Schritt gethan, niemals! Wir »Lumpensammler« haben auch unsern Stolz, und wer nichts von uns wissen will, den lassen wir laufen und kümmern uns nicht um ihn. Aber für meine Marie ist es etwas anderes, da kann ich mich schon ein wenig bücken und nachgeben".

„Mein bester Herr Marteau," unterbrach ihn Monsieur Dubois, der endlich wieder zur Besinnung gekommen war und bei dem sich der Kaufmann noch mehr als der Vater Luft machte, „wer hat Sie denn beleidigen wollen und wer spricht von Bücken? Ueberrascht haben Sie mich, mein bester Herr Marteau, das ist Alles. Sie haben Recht, vollkommen Recht. Das Geld gleicht heutzutage Vieles aus; und nun, da ich Ihre Verhältnisse kenne, danke ich Ihnen für den Antrag, muß mich aber doch mit meiner Frau berathen".

„Die Antwort schicken Sie mir alsdann wohl durch Ihren Charles," erwiderte der Lumpensammler mit treuherzigem Lächeln und beurlaubte sich. Die Banknoten ließ er auch jetzt noch, wie unabsichtlich, auf dem Schreibtische liegen.

Monsieur Dubois begleitete den Mann in der blauen Jacke und der schwarzen Mütze zuvorkommend

und höflich durch das lange Magazin bis an die Hausthür und nahm dort mit einem herzlichen Händedruck Abschied von ihm ..... Ja, ja, das Geld gleicht Vieles aus! ....« Waren die Commis schon erst erstaunt gewesen, so waren sie es jetzt vollends. Nur der Buchhalter sagte nichts; er wußte, was die Glocke geschlagen hatte.

Monsieur Dubois ging an dem Pulte seines Sohnes vorüber, klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte mit freundlicher Stimme: »Viens, mon enfant, j'ai à te parler,« und Charles folgte dem Vater in sein Cabinet. Vater und Sohn erschienen an jenem Tage nicht wieder im Magazin. Aber oben im Salon bei Madame Dubois gab es eine lange, ernste Unterhaltung, bei welcher wir freilich nicht zugegen waren, deren Gegenstand wir aber leicht errathen können. Madame Dubois war eine Frau von äußerst strengen gesellschaftlichen Grundsätzen, und es gehörte die ganze Ueberredungskraft des Vaters dazu und die Versicherung des Sohnes, daß die Lumpensammlerstochter ein wahrer Ausbund sei an Schönheit und Liebenswürdigkeit, um die Einwilligung der Mutter zu erlangen. Der Vater der Madame Dubois war Metzgermeister in Orleans gewesen; er hatte auch früher ein hübsches Vermögen besessen, aber unter der Februar-Republik schlechte Geschäfte und sogar Bankerott gemacht ..... doch das nur nebenbei; Herr und Madame Dubois sprachen nicht gern davon. Kurz, noch an demselben Abend erschien Charles

in der Rue du Panier Nr. 7, überglücklich, mit einem großen Bouquet von weißen Camellien und rothen Rosenknospen (der Verlobungsstrauß nach pariser Sitte). Daß der Botschafter gut aufgenommen wurde, läßt sich denken. Charles überreichte auch dem alten Marteau ganz ernsthaft die Bankbillets, die dieser in dem Cabinet seines Vaters vergessen hatte. Der Alte nahm sie lächelnd und gab sie sofort seiner Tochter, als „Abschlagszahlung auf die Aussteuer,“ wie er sagte. „Vergessen“ hatte er sie übrigens nicht bei Monsieur Dubois. Es war einfach die Visitenkarte des Lumpensammlers, die er zurückgelassen.

Die üblichen Besuche wurden nun gegenseitig gemacht, und Alles lief gut und nach Wunsch ab. Madame Dubois hatte allerdings einiges Herzklopfen bei der ersten Vorstellung der zukünftigen Schwiegereltern in ihren Salons .... die Gesellschaft war zahlreich und gewählt, reiche Kaufleute des Quartiers, Advocaten vom kaiserlichen Gerichtshofe, sogar ein Staatsrath mit seiner Gemahlin — Alles „befreundete Familien“ und „intime Bekannte“ .... Aber diese Herren und Damen, die durch die geschäftige Fama bereits von dem „interessanten Ereigniß“ unterrichtet waren, fanden die Sache ganz natürlich und manche mochten wohl gar im Stillen die Dubois um ihr Glück beneiden. Père Marteau benahm sich vortrefflich und war trotz seines Fracks (er hatte sogar Glacéhandschuhe angezogen) nicht im Geringsten verlegen. Er sprach mit den ältern Herren der Gesellschaft

über hunderterlei Dinge aus der Geschäfts- und Handelswelt, zeigte Verstand und Kenntnisse, und sein treuherziges, offenes Wesen gewann ihm alle Gemüther. Madame Marteau machte bei den Damen gleiches Glück. Man hatte freilich an ihrer Toilette mancherlei auszusetzen, aber dem war leicht abzuhelfen; denn im Dubois'schen Magazin fand sich ja stets das Allerneueste und Allermodernste, und ihr, der zukünftigen Schwiegermutter ließ man natürlich Alles zum Einkaufspreise .... Fräulein Marie endlich bezauberte selbstverständlich alle Herzen. Sie war auch wirklich eine reizende Erscheinung, diese Lumpensammlerstochter, und dabei so ungezwungen und frei, als wenn sie in der Welt, wo sie doch jetzt zum ersten Male erschien, geboren und erzogen wäre. Sie tanzte vortrefflich und wurde so häufig und so lebhaft engagirt, daß Charles eifersüchtig wurde und daß der alte Marteau ihr mit dem Finger drohte und sie warnte, des Guten nicht zu viel zu thun. Monsieur Dubois hatte also gar nicht nöthig, an jenem Abend so viel von der Gleichheit der Menschen, von der Ehrenhaftigkeit aller Stände und von den Vorurtheilen der Privilegirten zu sprechen und was der bekannten Gemeinplätze mehr waren. Er that es aber doch, denn er hatte es seiner Frau versprochen, die sich, obwohl im Geheimen der neuen Verwandtschaft aus guten Gründen herzlich zugethan, doch einer gewissen Furcht nicht erwehren konnte, die Marteau's möchten irgend eine gaucherie oder sottise begehen.

Alles lief aber nach Wunsch ab, und man dachte daran, den Hochzeitstag des jungen Paares festzusetzen.

Dem kirchlichen Acte geht in Frankreich der Civilact vorher und diesem die sogenannte »signature du contrat«: eine Vereinigung beider Familien und der nächsten Verwandten, wo die Vermögens- und Erbschaftsverhältnisse, die Mitgift, Aussteuer ꝛc. vor einem Notar besprochen und geregelt werden. Wenigstens ist dies bei allen vornehmen Heirathen der Fall, und daß die in Rede stehende Heirath eine „vornehme" war, wissen wir bereits, da wir die Mitgift der Braut kennen. Vornehm und reich ist in Paris, und auch wohl sonst in der Welt, längst ein und dasselbe: je reicher, desto vornehmer.

Der alte Marteau überließ es den Eltern seines Schwiegersohnes, den wichtigen Tag zu fixiren; Charles selbst drängte begreiflich am meisten und schlug morgen oder übermorgen vor; aber Monsieur Dubois verlangte unter allerlei Vorwänden Aufschub von einer Woche zur andern.

Das Ding hatte nämlich einen schlimmen Haken. Der Lumpensammler, der nun ein gern gesehener Gast im Cabinete des Herrn Dubois war, hatte eines Tages, wie sich das übrigens von selbst verstand, den Kaufmann nach seinen Plänen in Bezug auf seinen Sohn gefragt und nebenbei auch nach dem Heirathsgut. Papa Dubois hatte ausweichend geantwortet und gemeint, vor der Hand bliebe Charles wohl noch in seinem Geschäfte, in das er ja als Compagnon eintreten könne, wodurch

sich alsdann die kitzliche Frage der Mitgift von selbst erledigte. Aber das gefiel dem alten Marteau nicht, der seinen Schwiegersohn selbstständig etablirt sehen wollte, und z. B. den Ankauf einer Tuchfabrik in der Nähe von Paris vorschlug. Für zweimalhunderttausend Franken stand gerade eine solche Fabrik in Pantin zu verkaufen; es war ein vortreffliches Geschäft, und da er, Père Marteau, seiner Tochter gegen dreimalhunderttausend Franken mitgab, so konnte ja Monsieur Dubois leicht jene Fabrik für seinen Sohn erstehen.

Als Monsieur Dubois auch hier wieder verlegen auswich, fragte ihn der Lumpensammler einfach nach der Summe, die er seinem Sohne mitzugeben gedenke, und nun mußte der Kaufmann endlich mit der Sprache heraus. Er gestand, daß sein Vermögen mehr oder weniger in seinem Geschäfte stecke, daß er allerdings die Absicht habe, seinem Sohne hunderttausend Franken mitzugeben, dies aber wohl im Laufe des Jahres nicht könne, ohne sich selbst beträchtlich zu schaden, daß er aber doch hoffe, vielleicht die Hälfte .... rc.; der ehrliche Marteau errieth das Uebrige leicht. Aber er hatte auch schon einen Ausweg gefunden und antwortete: „Hochzeit müssen wir nun ein Mal machen und das bald, denn unsere Kinder haben keine Lust, länger zu warten. Setzen wir den Tag des Contractes auf nächsten Sonntag an, und sorgen Sie bis dahin für fünfzigtausend Franken; ich completire alsdann die Summe aus meiner Tasche. Es sieht besser aus ... vor der Welt, mon cher beau-père, vor der Welt

.... wenn Sie Ihrem Sohne hunderttausend Franken mitgeben. Die Tuchfabrik können wir trotzdem kaufen."

Mit diesen Worten beurlaubte sich der Lumpensammler und ließ den armen Monsieur Dubois ganz beschämt zurück; denn, daß wir es nur gestehen, auch die fünfzigtausend Franken konnte er unmöglich in einigen Tagen schaffen.

„Der Alte glaubt, daß alle Welt so reich ist wie er selbst", murmelte der Kaufmann verdrießlich. „Er gibt fünfzigtausend Franken weg, wie unser Einer ein paar Louisd'or. Ein Chiffonnier!" — Seufzend schloß er seinen Geldschrank auf und schlug in verschiedenen Büchern nach: keine zwanzigtausend Franken konnte er bis zum Sonntag an baarem Gelde zusammenbringen. Dennoch waren die Einladungen ergangen, da er sich nicht durch eine weitere Zögerung compromittiren konnte; vielleicht fand sich auch ein Ausweg bis dahin.

Am Sonnabend klopfte der Lumpensammler wieder an. Er hatte bereits oben bei Madame Dubois einen Besuch gemacht, sich aber bald beurlaubt, um sie nicht in ihren Vorbereitungen zu stören. Im großen Salon wurden die Ueberzüge von den rothseidenen Möbeln abgezogen; man steckte Kerzen auf die Candelaber und Wandleuchter. Ein Tapezierer war beschäftigt, reiche Portièren in den übrigen Zimmern aufzuhängen; die Domestiken putzten das Silberzeug, und Madame Dubois berieth mit dem Brautpaare den Küchenzettel. Man wollte ein Abendessen geben, wie es seit einiger Zeit in Paris am jour du contrat Mode gewor-

den ist. Charles und Marie sagten zu Allem Ja, fanden Alles vortrefflich und dachten dabei natürlich nur an sich selbst.

Père Marteau fand den Kaufmann in seinem Cabinet, der ihm mit verlegener Höflichkeit entgegen kam. Der Alte zog wieder sein Portefeuille heraus und legte fünfzigtausend Franken auf den Schreibtisch, aber auf seinem treuherzigen Gesichte stand ein großes Fragezeichen. Monsieur Dubois merkte dies wohl und wie ein muthiger Soldat wartete er nicht lange auf den Angriff, sondern ging der Gefahr, da er doch einmal nicht ausweichen konnte, kühn entgegen und sagte, daß er allerdings gegen sechszehntausend Franken zusammengebracht habe, daß er auf bedeutende ausstehende Summen gerechnet, die leider bis jetzt nicht eingegangen seien, und ähnliche derartige Entschuldigungen; dabei sah er so gedemüthigt und beschämt aus, daß man wirklich Mitleid mit ihm haben mußte.

„Aber, cher beau-père,« rief der alte Marteau hastig und beinahe ärgerlich, „warum haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß es Ihnen so schwer sein würde, das Geld aufzutreiben? Ich hätte dann nicht auf meinem Vorschlage bestanden, und wir hätten die Sache anders arrangirt. Nun hab' ich aber meiner Frau und meiner Tochter davon gesprochen; sie kennen die Summe. Meine Frau fand sogar hunderttausend Franken nicht sehr bedeutend. .... Die Frauen, Monsieur Dubois," setzte er begütigend hinzu, als er sah, daß der Kaufmann feuerroth wurde, „die Frauen haben ja immer

zu mäkeln und zu raisonniren .... zurück können wir aber nicht mehr. Zum Glück habe ich auch daran gedacht und noch weitere fünfzigtausend Franken eingesteckt, so daß wir die hunderttausend Franken beisammen haben. Aber die Sache bleibt unter uns; unsere Frauen brauchen nichts davon zu wissen."

Bei diesen Worten holte der Alte ein zweites Packet Banknoten hervor und legte es auf das erste.

Statt aller Antwort fiel ihm Monsieur Dubois um den Hals und umarmte ihn von Herzen und zwar zum ersten Male. Die alberne Scheidewand war endlich zwischen ihnen gefallen, und beide Männer unterhielten sich nun vertraulich und ohne Rückhalt wie zwei Freunde, die sie jetzt auch wirklich waren.

„Nur reinen Wein einschenken, beau-père," rief der alte Marteau lachend, „mehr will ich nicht, denn Alles läßt sich in der Welt arrangiren; nur reinen Wein! Man gießt uns ohnehin seit Jahren so viel Wasser hinein. Die Tuchfabrik kaufen wir trotz alledem noch."

Alsdann gingen sie zu den Damen hinauf.

Am Morgen vor der Trauung gab der alte Marteau seiner Tochter einen Ring, den sie bei der heiligen Handlung ihrem Gatten als Trauring überreichen sollte. Es war ein schlichter, massiver Reif aus mattem Golde, mit zwei kleinen Türkisen. Der Leser kennt den Ring bereits; es war derselbe, den die Fürstin Ligne dem jungen Marteau geschenkt hatte.

„Ich weiß nicht," sagte der Lumpensammler ge-

rührt, „aber ich glaube fast, der Ring hat mir Glück gebracht; von jenem Augenblicke an ist mir Alles nach Wunsch gerathen."

Das wollte der bescheidene Mann nicht hinzufügen, daß er eben durch Rechtschaffenheit, Fleiß und Energie dahin gelangt war.

Am Hochzeitstage war große Tafel und Ball im Dubois'schen Hause. Der alte Marteau lud beim Nachtische das junge Ehepaar und die Schwiegereltern für den nächsten Frühling auf seinen Meierhof in Pontoise, den er durch Ankauf einer Mühle vergrößert hatte, und wohin er sich auf seine alten Tage mit seiner Frau zurückziehen wollte. Monsieur Dubois stieß seine Gattin an und sagte leise: „Mir wird wirklich ganz bange vor diesem Schwiegervater; nun wieder einen Meierhof und eine Mühle. Nächstens wird er noch ein Landgut und ein Schloß dazu kaufen. Das nenn' ich mir einen Chiffonnier!"

Der neue Boulevard du Prince Eugène.

I.

Wie es so ist hier in dem großen, unermeßlichen Paris, vorzüglich wenn man anderweitig beschäftigt ist und nicht überall hingehen und noch weniger an allen Orten zugleich sein kann; da sagt uns ein Bekannter beim Frühstück: „Aber Bester, sind Sie denn noch nicht an der Barrière du Trône gewesen und auf dem neuen Boulevard du Prince Eugène, um die Vorbereitungen zu sehen zum Einweihungsfeste? Das wird ja beinahe großartiger als Alles, was wir in dieser Art in Paris gehabt haben; das übersteigt ja alles bis jetzt Dagewesene, man meint seinen Augen nicht zu trauen.“

Daß der genannte Boulevard feierlich eingeweiht werden sollte, war mir bekannt; ich hatte auch schon von dem großen Triumphbogen gehört, der dort errichtet werde, von Colonnaden und sonstigen Decorationen. Aber die dortige Gegend liegt für mich am andern Ende von Paris, zwei Meilen von meiner Woh-

nung entfernt, und dann noch das Regenwetter der letzten Woche — kurz, Alles Gründe, die „Reise" dahin aufzuschieben.

Nun aber hielt es mich nicht länger, und nach anderthalb Stunden war ich an Ort und Stelle, und nach weitern drei Stunden wieder daheim am Schreibtisch; und jetzt, wo ich meinen Bericht niederschreiben will, muß ich wirklich einstimmen in den Ausruf meines Freundes beim Frühstück: „Es ist so großartig, man möchte sagen so ungeheuer und dabei so wunderschön, wie wohl selten etwas Derartiges zu Paris gemacht ist."

Das alte, bekannte Wort bewährt sich also auch wieder hier: ein Fest ist immer herrlicher als das andere, eines überbietet stets das andere an Pracht und Glanz; was sie hier in Paris in dieser Art machen und schaffen, es sei was es sei, es ist Alles vollendet und schön.

Der Platz an der Barrière du Trône war von jeher einer der schönsten und größten Plätze von Paris, aber weil ganz am östlichen Ende gelegen, weit weniger bekannt und besucht als z. B. der Place de l'Etoile mit dem gleichnamigen Triumphbogen im Westen. Die Idee des Kaisers, der ja auch das dortige Bois de Vincennes zu einem zweiten Bois de Boulogne gemacht hat, war stets, den Place du Trône zu einem zweiten Place de l'Etoile zu machen. Diese Idee, wie übrigens alle kaiserlichen Ideen, ist nun auf ein Mal und zwar auf das Wunderbarste verwirklicht; ja, es fragt

sich jetzt sehr, ob der Place du Trône nicht weit schöner ist, als der Place de l'Etoile. Deshalb ist auch der neue Boulevard du Prince Eugène angelegt worden, der ebenfalls leicht schöner werden dürfte, als sein stolzer Bruder, der Boulevard de Sebastopol.

Und das ist auch wohl der Grund, weshalb man die Einweihung so glänzend wie möglich und gewissermaßen zu einem Nationalfest machen will. Schon der Zug an sich wird imposant genug werden; er geht durch den schönsten Theil von Paris, durch die Rivolistraße, über den Boulevard de Sebastopol, alsdann über die mittlern der innern Boulevards bis zum Chateau d'Eau, der Prince Eugène-Caserne gegenüber, und dort beginnt die neue Wunderwelt. Wir müssen auch hier sofort Halt machen, um die Fontainen des Chateau d'Eau zu bewundern. Die großen terrassenförmigen Bassins sind in blühende Gärten verwandelt; nur die löwenartigen Sphinxe sind frei geblieben, um die Wassersäulen nicht zu hemmen, die in das untere Becken hinabschießen. Die runden Treppen, die von allen Seiten zu den Fontainen hinaufführen, sind verschwunden; ein schwellender Rasen hat sie ersetzt, mit hohen Bäumen bepflanzt, wie wenn diese Anlagen dort seit langen Jahren beständen, und vor vierzehn Tagen war doch noch nichts von ihnen zu sehen. Auch weiß man nicht, ob man sie lassen wird und nicht etwa die Fontainen nach dem Feste wieder wie früher herstellt. Die ganze großartige Anlage wäre dann nur für den einen

Tag gemacht. Aber auch dies darf uns nicht wundern, denn an den jedesmaligen Napoleonsfesten sieht man dergleichen in allen Theilen der Stadt.

Zudem ist die ganze Decoration des Chateau d'Eau nur ein kleines, unwichtiges Accessorium. C'est très-joli, sagt man und geht weiter, denn schon wird der Blick durch ein anderes Schauspiel gefesselt. Dies ist die hohe Ehrenpforte, ebenfalls in Gestalt eines Triumphbogens, den die Stadt Paris, „die gute, die vielgetreue“, der Kaiserin errichtet hat und zwar gerade am Eingang des neuen Boulevards, wo der Stadtpräfect die Majestäten willkommen heißen und sie am Schlusse seiner Rede bitten wird, das dictatorische Zeichen zu geben, auf welches die letzte Barrière fällt, welche heute noch den neuen Boulevard von dem alten trennt. Das Publicum gelangt bis jetzt nur auf Seitenwegen hinauf und auch nur auf die Trottoirs zur Rechten und Linken. Die eigentliche Chaussée in der Mitte ist von Hunderten, Tausenden von Arbeitern bedeckt, welche die letzte Hand an das große Werk legen. Hoch über der Ehrenpforte schweben gigantische Adler und Sonnen, die alle im Brillantfeuer strahlen werden; auch an den Fontainen des Chateau d'Eau sieht man überall die Röhren der Gasleitungen, und die Caserne im Hintergrunde, bekanntlich eine kleine Festung, rüstet sich ebenfalls schon für die Illumination.

Auf dem Boulevard selbst angekommen, erstaunt man erst recht und fragt sich, wie es denn möglich

war, diese ungeheuere Straße, die sich in unermeßlicher, schwindelnder Perspective vor uns ausdehnt, in sechs Monaten zu schaffen, und zwar nicht aus dem Nichts zu schaffen, das wäre entschieden leichter gewesen. Dreihundert und zweiundvierzig größere und kleinere Häuser in neunundzwanzig Straßen mußten umgerissen werden und vom Erdboden verschwinden, um diesen gewaltigen Boulevard zu gewinnen, »cette voie magistrale,« wie die Regierungsblätter sagen, oder »cette voie consulaire,« wie sich der ‚Constitutionnel‘ klassisch ausdrückt, ganz wie Tacitus, wenn er von Rom spricht.

Luft und Licht ist auch hier wieder in Ueberfülle gewonnen; schon entstehen wie durch Zauberei die neuen Häuser, und wie immer bei allen Pariser Neubauten „goldene Paläste“. Aber wir weisen heute den lästigen, unbequemen Frager zurück, der, wie schon so oft, auch hier wieder die alte Litanei anstimmen möchte: „Wer in aller Welt soll aber in jenen Häusern wohnen, und wo in aller Welt soll das alles hinaus?“ Wie gesagt, wir lassen uns heute auf gar keine Explicationen ein.

Alles sieht schmuck und elegant aus, daß es eine wahre Freude ist. Die schmutzigen Hinterwände der zu beiden Seiten stehen gebliebenen Häuser sind eilig weiß übertüncht worden .... eine Riesenarbeit bei der ungeheuern Länge des Boulevards, aber eine Kleinigkeit für die Pariser Municipalität, die dergleichen im Vorbeigehen und in wenigen Tagen zu bewerkstelligen weiß,

da ihr ja Tausende von Händen überall zu Gebote stehen. Wo außerdem ein unschöner Bauplatz allzu beleidigend in das Auge fiel, wurde schnell eine weiße Bretterwand aufgeführt; und da sich dies wenigstens hundert Mal auf der ganzen Länge des Boulevards wiederholt, so sind dadurch hohe, saubere Mauern von sehr gefälligem Aussehen entstanden. Auch Bäume durften nicht fehlen; aber hier sind die Unternehmer wirklich zu kurz gekommen. Die eigentliche Platanen-Allee des Boulevards beginnt nämlich erst in der zweiten obern Hälfte, die auch früher vollendet war und deshalb das Pflanzen von Bäumen gestattete. Die erste, untere Hälfte des langen Weges, auf welchem noch vor vierzehn Tagen haushohe Schutt- und Trümmerhaufen lagen, ist kahl geblieben und wird erst im nächsten Frühling bepflanzt werden. Um aber diese Hälfte am Einweihungstage nicht hinter der andern zurückstehen zu lassen, hat man dort provisorische Bäume gepflanzt: Tannen und Fichten, genau genommen nur große Zweige, die aber in ihrem dichten, dunkeln Grün reichlich so hübsch aussehen, wie die fast blätterlosen Platanen weiter hinauf. Noch dazu hat man diese provisorischen Bäume weither holen müssen, aus den Wäldern von Saint-Germain, aus dem Vesinet und noch weiter; mit Extrazügen wurden sie alsdann nach Paris geschafft. Dies alles gibt dem ‚Journal pour Rire' reichlichen Stoff zu Witzen und Carricaturen. Es läßt die Ingenieure und Architekten bei allen Spielwaarenhändlern von Paris umherfahren und sämmtliche Kin-

dergärten und sonstigen Nürnberger Tand aufkaufen, die Schachtel zu zwei Francs fünfzig Centimes, um den neuen Boulevard damit auszuschmücken; die Tapezierer bekleben unterdessen alle Wände und Mauern mit Tapeten, auf denen die schönsten Häuser gemalt sind und zwar bewohnte: denn alle Fenster sind mit einer schaulustigen, tücherschwenkenden Menge besetzt 2c. Aber das ‚Journal pour Rire‘ hat gut lachen und sich lustig machen; die Sache bleibt doch wie sie ist: großartig und wunderschön.

Alle zwanzig Schritte, zur Rechten und zur Linken der Trottoirs und von einem Ende des Boulevards zum andern, sind bereits hohe Mastbäume aufgerichtet — grün mit gold, die kaiserlichen Farben — und oben auf der Spitze ein großer goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Diese Mastbäume werden mit Fahnen und Wimpeln geschmückt werden, „ein Wald von Tricoloren“, wie es im Festprogramm heißt. Dieses Programm wird uns schon jetzt überall auf dem ganzen Boulevard von vielen hundert schreienden Männer-, Weiber- und Kinderstimmen angeboten, um einen Sou, und wir können uns nur dadurch vor der Zudringlichkeit dieser armen Teufel retten, daß wir sofort eines kaufen und sehr ostensibel in der Hand halten. Dabei ein Menschengedränge, ein Auf- und Abwogen der Volksmassen, als ob schon heute das eigentliche Fest wäre. Aber das ist hier immer so, und nur der Fremde, der Kleinstädter wundert sich über die hunderttausend Leute, die an einem Wochentage „nichts zu thun ha-

ben“ und den ganzen Tag spazieren gehen können. Wer aber Paris kennt, wundert sich nicht weiter darüber. Der ächte Pariser vergißt Essen und Trinken und vollends das Arbeiten, wenn es irgendwo etwas zu sehen gibt.

In der Mitte des über dreitausend Meter langen Boulevards, dort wo derselbe den Canal Saint-Martin durchschneidet, steht das Standbild des Prinzen Eugen von Barre. Die Statue gefällt sehr, obwohl sie als Modell nur die Conception des Künstlers im Allgemeinen wiedergibt; aber die Auffassung ist eine sehr glückliche und obenein populäre. Im Gedächtniß des französischen Volkes ist nämlich der Prinz Eugen nach Napoleon die populärste Figur des ersten Kaiserreiches. Der Prinz greift mit der Rechten zu seinem Degen und zerknittert zürnend mit der Linken die Depesche, in welcher ihm die Verbündeten nach der Schlacht bei Leipzig unter glänzenden Aussichten den Vorschlag machen, von Napoleon abzufallen und zu ihnen überzugehen. Man begreift leicht den Eindruck eines solchen Bildes auf die Pariser. Der Künstler hat freilich nicht historisch treu verfahren; denn jener Vorschlag wird von allen unparteiischen Geschichtsschreibern, unter ihnen Thiers in erster Reihe, in das Gebiet der Fictionen verwiesen. Doch man nimmt es hier zu Lande nicht allzu genau mit der historischen Wahrheit, wenn man „höhere Zwecke“ im Auge hat.

So gelangen wir an das obere Ende des Bou-

levards und nähern uns dem Place du Trône, dem großen Haupt- und Mittelpunkte des Ganzen. Schon aus der Ferne sahen wir ein riesenhaftes Monument, einen wahren Coloß, heraufschimmern, aber in unbestimmten Umrissen, so daß wir es nicht recht erkennen konnten. Nur daß es der Triumphbogen nicht war, begriffen wir sofort nnd sahen auch, als wir an Ort und Stelle waren, daß wir uns nicht getäuscht hatten. Der Triumphbogen liegt noch weiter zurück, und jener Coloß, der genau in der Mitte des Platzes steht, war die große Fontaine, von der im Programm, das wir unterwegs durchblätterten, Wunderdinge zu lesen waren. Der Superlativ war aber hier ganz am Orte; denn eine größere Fontaine (man müßte eigentlich ein Wort zusammensetzen wie etwa Wasserkunst-Monument) mag es wohl nirgends in Europa geben. Freilich ist Alles, mit Ausnahme des untern Haupt-Bassins, aus Holz, Gyps und leichten Mauersteinen, mithin nur ein Modell, aber der Eindruck ist natürlich derselbe. Dabei ist das Modell in allen seinen einzelnen Theilen so vortrefflich ausgeführt, daß man sehr genau hinschauen muß, um es nicht für Bronce und Granit zu halten, aus welchem Material es später bestehen wird. Es verdient wirklich eine besondere Beschreibung.

Zunächst das Hauptbassin von Granit in gewaltiger Dimension; in diesem ein zweites kleineres, aber noch immer groß genug für die acht colossalen Seepferde, welche den bedeutendsten Theil der Wasserkünste bilden; in der Mitte in einem dritten Bassin, aus welchem die

Cascaden herabkommen, eine gegen dreißig Fuß hohe Säule mit allegorischen Figuren und oben auf dieser Säule, auf einer Riesenkugel, der Genius des Friedens, eine ungeheuere Broncestatue, die schon allein und an sich ein großartiges Monument ausmachen würde. Das Ganze hat eine Höhe von sechsundachtzig Fuß, und es gehörte ein Platz wie der Place du Trône dazu, um nicht die gesammte Umgebung, den neuen Triumphbogen mit einbegriffen, durch die allzugroßen Massen des Kunstwerkes zu erdrücken. Der beabsichtigte Zweck, dies gestehen die Sachverständigen schon jetzt, ist freilich dadurch in etwas verfehlt, denn das Auge des Beschauers fällt zuerst und hauptsächlich auf die Fontaine und erst nachher auf den hinter ihr liegenden Triumphbogen. Also diesmal wirklich la paix avant la gloire, wenigstens hier in den Monumenten; aber wer weiß, ob es so bleiben wird, denn die Modelle dürften noch verschiedenen Modificationen unterliegen. Vor der Hand überragt aber der Genius des Friedens um ein bedeutendes die Victoria, die mit ihrem Viergespann die Plateforme des Triumphbogens ziert, der durch die Fontaine sehr in den Hintergrund gedrängt wird. An sich ist allerdings der Triumphbogen ein prächtiges, stattliches Bauwerk, zwar nicht so colossal wie der Arc de Triomphe de l'Etoile, aber doch größer als derjenige des Carrousselplatzes, mit welchem letzterer viel Aehnlichkeit hat. Schon die Victoria mit den vier posaunenblasenden Ruhmesgenien an den vier Ecken, nicht minder die acht Statuen der verschiedenen Soldaten Frankreichs, auch

die Säulen zu beiden Seiten, dies alles ist nicht neu, aber wie Sam, der Chronikschreiber der ‚Patrie', sehr richtig bemerkt, „ein Triumphbogen ist eben ein Triumphbogen und nichts anderes, und daß alle einander ähnlich sehen, ist ganz natürlich."

Auch das Modell des Triumphbogens, denn er ist, wie die Fontaine, nur ein solches, ist mit großer Vollendung ausgeführt: alle Basreliefs und sonstigen Verzierungen, die Capitäler der Säulen, die Friese und Architraven sind auf das sorgfältigste in Gyps gearbeitet, ein Werk von vielen Monaten und vielen hundert Händen, natürlich auch von bedeutenden Kosten, die sich für den Triumphbogen allein auf mehrere hunderttausend Franken belaufen. Aber was wäre wohl zu theuer pour la gloire de la grande nation und vorzüglich des armées victorieuses? Denn zu Ehren der siegreichen Armeen der Krim und Italiens ist ja das Monument zunächst errichtet. China, Syrien und Kabylien kommen erst in zweiter Reihe, aber sie haben auch unter den zahlreichen Inschriften einen Platz erhalten. Der Name Sebastopol steht übrigens nicht unter den verschiedenen Schlachtnamen des Krimfeldzuges, sondern nur Malakoff.

Um das Werk würdig zu krönen, ist der weite Platz in zwei gewaltigen Halbkreisen von einem Porticus eingefaßt, der beide Monumente, die Fontaine wie den Triumphbogen, in sich schließt und das Ganze harmonisch verbindet. Dieser Porticus, eine genaue Copie der Säulengänge des Sanct Petersplatzes in Rom, ist von überaus großartiger Wirkung und zugleich als

Decoration etwas Neues. Er ist aus leichtem Bretter- und Lattenwerk gezimmert, mit Leinwand überklebt, auf welcher alsdann die verschiedenen architektonischen Verzierungen gemalt sind; also einfache Theaterdecoration, aber sehr schön. Ob derselbe dereinst in Stein ausgeführt wird, ist wohl sehr die Frage; wenn es aber geschähe, so wäre Paris dadurch um ein herrliches Bauwerk reicher.

Eine eigenthümliche Ideenverbindung für den denkenden Beobachter, daß man gerade den Sanct-Petersplatz in Rom hier in Paris nachgebildet hat, und daß wir in allen Beschreibungen des neuen Boulevards und namentlich in dem Einweihungs-Programme eine genaue und detaillirte Schilderung jenes Platzes finden, mit historischen Angaben über den Kirchenbau ꝛc. „Ein schöner Gedanke", so heißt es wörtlich im Programm, das diese Worte dem ‚Moniteur' nachdruckt, „den der Pariser Stadtrath gehabt hat, nämlich zur Ausschmückung des Platzes gerade dasjenige Monument zu wählen, das uns das erhabenste Gebäude der Christenheit vor die Seele ruft. Das heilige Rom findet sich wieder in dem modernen Paris!" Wenn dies nur mehr wäre und mehr bedeutete, als eine schöne Phrase; das Papier ist so geduldig.

Acht neue Boulevards werden strahlenförmig vom Place du Trône nach allen Richtungen hin auslaufen; vorgezeichnet sind sie alle und die meisten schon in Angriff genommen. Man begreift daher leicht, welch eine glänzende Zukunft dieser Gegend von Paris bevorsteht.

Die beiden erzenen Standbilder Carls des Großen und des heiligen Ludwig, die nach wie vor auf ihren hohen Säulen an der frühern Barrière du Trône stehen, schauen verwundert auf diese neue Welt. Was würden wohl die beiden Monarchen selbst sagen, wenn sie auf einmal unter uns träten?

II.

So viel buntes und zugleich schlimmes Zeug ist wohl seit langer, langer Zeit nicht in Paris geschwatzt worden als in diesen Tagen; ein wirres Durcheinander der abenteuerlichsten Gerüchte, aus denen wirklich kein vernünftiger Mensch klug werden kann. Und um so mysteriöser und heimlicher werden diese Gerüchte, als die hiesigen Zeitungen selbstverständlich derselben nicht erwähnen dürfen, nicht einmal andeutungsweise, wenn sie nicht sofort eine Verwarnung auf den Hals haben wollen. Drei Verwarnungen aber genügen bekanntlich, »pour fermer la boutique,« wie man hier sagt, und das ist wahrlich kein Spaß. In solchem Falle hilft man sich alsdann so gut es gehen will: bald ist es die ‚Indépendance', die uns die nöthigen „Aufklärungen" bringt, freilich in ihrer Weise, und wenn sie sich zu ungenirt ausdrückt, so wird sie einfach confiscirt, wie das eben in der letzten Woche zwei Mal vorgekommen ist; bald sind es die englischen oder die deutschen Zeitungen, welche die Neugier des Publicums

befriedigen, aber auch nur theilweise und mangelhaft, denn sie stehen unter einer gleich strengen Controle wie das große belgische Blatt.

Und all' der Lärm, all' das Gerede und Heimlichthun, all' das Achselzucken und das bedeutsame Zuwinken nur wegen der aufgeschobenen Einweihung des Boulevard du Prince Eugène. Der Kaiser, sonst persönlich so muthig und „seinem Stern vertrauend", der nicht eher untergehen wird, als bis er seine „Mission" erfüllt hat, soll diesmal dem Drängen seiner Räthe nachgegeben und nach langem Schwanken endlich gesagt haben: „Wenn die Sachen so stehen, so thun wir wohl besser daran, zu Hause zu bleiben." Die Kaiserin, schwermüthiger und ahnungsvoller denn je, soll namentlich für den Aufschub gestimmt haben, vielleicht im Andenken an das furchtbare Orsini'sche Attentat; denn gerade ein Seitenstück zu diesem soll am dreizehnten November entdeckt worden sein. Wie gesagt, der Kaiser gab nach und blieb in Compiègne; die Note im ‚Moniteur' erschien, nach welcher Se. Majestät nie eine andere Meinung gehabt, als den bewußten Boulevard in den ersten Decembertagen einzuweihen (das Datum wurde wohlweislich nicht genannt) und die glänzenden, prächtigen Vorbereitungen waren umsonst gewesen.

Was ist denn aber eigentlich passirt, fragt ungeduldig der Leser, wie wir selbst in vielleicht noch größerer Ungeduld gefragt haben, da wir uns bereits zu einer Beschreibung des Einweihungsfestes gerüstet hat-

ten, nachdem wir die Schilderung des neuen Boulevards vorausgeschickt — was ist denn eigentlich passirt? Genau genommen ist gar nichts passirt, und das ist es eben, was alle Welt so ärgerlich und verdrießlich stimmt; wenn wirklich etwas passirt wäre, so hätte man einen Grund für die getäuschte Erwartung. Was aber hätte passiren können, ist etwas Anderes, das freilich in das Gebiet der Hypothesen gehört, das jedoch wichtig genug ist, um nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden.

Man spricht zunächst von einer großen Verschwörung, die man am dreizehnten November unter den hier anwesenden Italienern entdeckt hat, oder entdeckt haben will und die am fünfzehnten, dem projectirten Einweihungstage, losbrechen sollte. Wenn sich die Sache wirklich so verhielt, wie sie uns erzählt wurde und wie sie heimlich hier von Mund zu Mund geht, so war es wahrhaftig kein Spaß, und der Kaiser hat ganz Recht gethan „zu Hause zu bleiben."

Nach dem ursprünglichen Programm war nämlich eine Estrade auf dem Place du Prince Eugène, der in der Mitte des neuen Boulevards liegt, errichtet worden und zwar der Statue des Prinzen gegenüber; dort sollten, ebenfalls nach dem Programm, die Majestäten mit ihrem Gefolge Platz nehmen, um die Deputation der Stadt Paris zu empfangen. Diese Estrade nun soll unterminirt gewesen sein und zwar von einem nahe gelegenen Hause aus, das die Verschworenen zu diesem Zwecke gemiethet hatten. Zwei Tonnen Pulver soll man

bereits in jene Mine hineingeschafft haben, und das Weitere kann sich der Leser leicht selbst ausmalen.

Das Ganze ist eine alberne Erfindung müßiger Köpfe, sagen die Einen, ein Vorwand der geheimen Polizei zu neuen Repressivmaßregeln, sagen die Andern; Viele lachen sogar über die „Fabel," als wenn so etwas überall möglich wäre ꝛc. Das Lachen ist nun entschieden, wie das leichteste so auch das verkehrteste, denn daß dergleichen möglich ist, wissen wir Alle recht gut. Man denke nur an das Orsini'sche Attentat, um nicht von andern ähnlichen Ereignissen zu reden, wie z. B. von der Höllenmaschine unter Louis Philippe. Wenn man die schreckliche Geschichte der Rue Le Peletier vor ihrem Ausbruch entdeckt und mit allen ihren Details als „Gerücht" im Publicum umhergetragen hätte, so wären auch gewiß nicht Wenige gewesen, welche über die „Fabel" herzlich gelacht hätten und dabei ausgerufen: als wenn so etwas überall möglich wäre! Und doch haben wir selbst, am Tage nach dem Attentat, den furchtbar zertrümmerten kaiserlichen Wagen gesehen und wochenlang die klaffenden Mauerrisse der Façade des Kaffeehauses, das der großen Oper gegenüber liegt, und aus dessen Fenstern die Verschwörer ihre Bomben geschleudert, so daß jeder vernünftige Mensch gestehen mußte, daß nur ein Wunder den Kaiser und die Kaiserin damals gerettet hat, eine Ansicht, die selbst diejenigen zu theilen gezwungen waren, die wie der ‚Siècle‘ und Consorten weder an Gott noch an Vorsehung glauben.

Möglich immerhin, daß diese neue Verschwörung in ihren Einzelheiten übertrieben ist; verschiedene Thatsachen stehen fest, und diese genügen, das Ganze nicht in das Gebiet der Einbildungen zu verweisen. Das betreffende Haus, das dem Prinz-Eugen-Platz gegenüber liegt, ist geräumt worden und polizeilich besetzt, die Estrade ist abgebrochen und der ganze Platz abgesperrt, und auf dem langen Boulevard sieht man zu beiden Seiten eine solche Menge von Polizeidienern auf- und abgehen, als wenn ganz Paris dorthin seine Stadtsergenten geschickt hätte. Hie und da erscheint sogar ein Polizei-Commissar, an seinem silbergestickten Rockkragen und an seiner dreifarbigen Schärpe nur allzu kenntlich, und auf dem Boulevard selbst, wie in den dortigen Quartieren, weht eine gewisse Luft, die sich schwer definiren läßt, die aber der Pariser recht gut kennt: ein unbestimmter unheimlicher Geruch; »anguille sous roche« sagt man hier. Verhaftungen sind ferner in großer Menge vorgenommen, und zwar unter den hier anwesenden Ausländern und zunächst unter den Italienern; Haussuchungen haben ebenfalls stattgefunden, und Jeder, der nicht ganz „reinen Herzens" ist, steht auf dem qui vive. Wir kennen zufällig einen jungen Neapolitaner von guter Familie, allerdings kein Verehrer von Garibaldi, aber sonst durchaus ungefährlich, der auch am 14. November in seinem Hôtel den unerwarteten Besuch eines höflichen Herrn erhielt, welcher sich äußerst theilnehmend nach seinem Befinden, nach seinen Existenzmitteln und nach seinen Reisezwecken erkundigte; der junge Mann

zeigte statt aller Antwort ein kleines Billet des General Fleury vor, das ihn zu Tische in die Tuilerien lud, worauf der höfliche Herr sich unter den gelungensten Verbeugungen sofort entfernte — jenes Billet galt gewiß in seinen Augen mehr als ein Ministerialpaß — und unser junger Italiener blieb unbelästigt.

Aehnliche Geschichten sind in den beiden großen Kaffeehäusern des Boulevard des Italiens vorgefallen, im Café de Naples und im Café des Italiens, die beide viel von Italienern besucht werden, das erstere namentlich von vornehmen exilirten oder emigrirten Royalisten. Jene Kaffeehäuser, sonst stets übervoll, hatten in der letzten Woche ein eigenthümliches Aussehen; sie waren fast leer, nur hier und da saß unter den übrigen spärlichen Gästen ein feingekleideter höflicher Mann, der gleichgültig und unbekümmert in einer beliebigen Zeitung zu lesen schien. Er schielte aber in Wahrheit rechts und links über sein Blatt hinaus und musterte die Kommenden und Gehenden, die freilich nicht zahlreich waren, denn man hatte bald gemerkt, in welcher Gesellschaft man sich befand. Am letzten Montage waren auch wir hingegangen, weil man uns davon erzählt hatte und wir mit eigenen Augen sehen wollten. Alles feierlich und still wie in einer Kirche; nur wenig Gäste und augenscheinlich keine Italiener, aber in der Sopha-Ecke einer von den obenerwähnten Herren. »Dieu, que ça sent mauvais ici!« rief auf einmal ein junger Mann ganz laut durch den Saal; »garçon, ouvrez donc les fenêtres, pour chasser cette mauvaise

odeur.« Die Kellner rissen lachend und hastig, und trotz der kalten Luft draußen, Thüren und Fenster auf, und wir tranken frierend unsere Chocolade. Der Herr in der Sopha-Ecke nahm endlich seinen Hut und Stock und ging davon. Welch ein elendes Metier! — Der Leser sieht hieraus, daß es mit der Verschwörungsgeschichte doch so ganz „ohne" nicht war, und daß jedenfalls etwas Bedeutendes passirt sein muß, in Folge dessen das Einweihungsfest aufgeschoben wurde. Am schlimmsten sind dabei die Schüler gefahren, denn in allen Gymnasien und Lyceen von Paris war bereits am vierzehnten November der „Feiertag" des fünfzehnten angeschlagen und die Freude über die »Sortie générale« war groß, zumal auf den freien Tag noch ein Sonntag folgte; da kam auf einmal Contreordre vom Unterrichtsminister, und die armen Burschen wurden, anstatt in's Freie und auf den neuen Boulevard, in die Klassen geschickt, wo sie vermuthlich an jenem Tage nicht allzuviel studirt haben werden.

III.

Der schlimme, vielgefürchtete Tag der endlichen Einweihung ist glücklich vorüber und es ist „nichts passirt" als eben die Festlichkeit selbst, die natürlich schön und großartig war, wie all' dergleichen Festlichkeiten in Paris. Was freilich dabei hinter den Coulissen gespielt hat, meldet die Geschichte nicht; nur als vage Hypo-

thesen kreisten die buntesten Gerüchte von neuen Arrestationen, ferner von der Initiative, die der Polizeipräfect ergriffen habe, alle Hauseigenthümer der Straßen und Boulevards, durch die der kaiserliche Zug gehen sollte, persönlich für Alles verantwortlich zu machen, was etwa in ihren Häusern vorfallen könnte, und endlich die Verdreifachung der dienstthuenden Polizeimannschaft, so daß in gewissen Quartieren fast auf jeden „getreuen Bürger“ ein Polizist kam.

Der Préfet de Police hatte übrigens einen schweren Tag, so schwer wie wohl selten in seinem Leben; es galt für ihn, der Ungnade des Herrn, die er deutlich genug gefühlt hatte, energisch zu begegnen und dem Kaiser zu beweisen, daß man sich nicht in ihm geirrt. Schon am 13. November soll Monsieur Boitelle (wir schwatzen etwas aus der Schule) eine peinliche Scene mit dem Kaiser in Compiègne gehabt haben. Se. Majestät soll ihm nämlich auf seine Enthüllungen in Bezug auf die entdeckte Verschwörung der Italiener mit ironischem Lächeln geantwortet haben: »Mais, mon pauvre Monsieur Boitelle, was Sie mir da erzählen, weiß ich schon seit acht Tagen.“ Diese Aeußerung des Kaisers wundert uns weiter nicht. Ein Mann wie Napoleon mag sich allenfalls auf den Polizeichef seiner „guten Stadt Paris“ verlassen, aber er hat auch noch andere Leute an der Hand, auf die er sich eben so gut, wo nicht besser verlassen kann. In den ersten Decembertagen, just am 4. ominösen Andenkens! war Monsieur Boitelle wieder in Compiègne. Der

Kaiser war dieses Mal milder gestimmt und soll ihm ganz freundlich gesagt haben: »Voyons, der Sturm hat sich gelegt, nicht wahr? Stehen Sie mir jetzt für Alles, wenn ich am 7. die Einweihung vornehme?" — „Sire," soll die Antwort des Polizeipräfecten gewesen sein, „ich stehe für Alles, wenigstens mit meinem Leben; wenn es sich um ein Attentat handelt, so werde ich das erste Opfer sein". — Wir werden gleich unten sehen, was Herr Boitelle mit diesen mysteriösen Worten sagen wollte.

So ging das Fest vor sich, nicht ohne Herzklopfen und bange Ahnungen von vielen Seiten; aber der Kaiser ist sein Leben lang muthig und beherzt gewesen, und seitdem er Kaiser ist, nur noch mehr als sonst. Sagte er doch damals zu den Deputationen, die nach dem Attentat Orsini's ihm zu seiner Errettung Glück wünschten: „Mich wird weder Kugel noch Dolch erreichen, denn ich muß meine Mission erfüllen, die mir geworden ist." Die Kaiserin theilt diesen Muth, wenn auch nicht diese fatalistische Zuversicht; sie folgt ihrem Gemahl, wohin es sein muß, aber den kleinen Sohn hatte sie dieses Mal doch zu Hause in Compiègne gelassen. Welch ein „Fest" für Vater und Mutter, wo man das Kind nicht mitzunehmen wagt aus Furcht vor einer möglichen Pulververschwörung oder einem sonstigen Attentat! Aber kennt denn die Politik, d. h. der politische Fanatismus, besonders hier in Frankreich, die Namen Vater und Mutter? Dem Kaiser gilt es, und tant pis für die Kaiserin, wenn sie ihrem Gatten in die

Gefahr folgt. War es etwa anders unter Louis Philippe? Wenn sich dieser öffentlich zeigen mußte, bei Revuen oder sonstigen Festen, oder auch bei Eröffnung der Kammern, so war die ganze königliche Familie schon Tage lang vorher in Trauer und Angst, und wenn endlich die schwere Stunde schlug, wo der König auf's Pferd oder in den Wagen stieg, so ging es an ein Umarmen voll Rührung und Thränen .... Der König selbst beschwichtigte die Damen mit erzwungenem Lächeln. Er war ja so oft schon den Kugeln der Meuchelmörder entgangen .... Welch' ein Trost und welch' eine Lage! Wenn das der Preis ist eines Thrones, so ist ja wahrlich der letzte Handwerker besser daran als König und Kaiser!

Jetzt freilich, wo die Festlichkeit vorbei und „nichts passirt" ist, klingen diese Worte, wenigstens für den Augenblick wie überflüssige Phrasen, und der ‚Moniteur' hatte ganz Recht, wenn er meldete: „Der schöne Tag ging ohne die geringste Störung vorüber. Das pariser Volk bewies durch seine ungeheuchelte Theilnahme, wie sehr die Ideen und Pläne des Kaisers die seinigen sind und wie eng und innig sein eigenes Geschick und Wohl mit der napoleonischen Dynastie verbunden ist". Die Regierungsblätter stimmten unisono, eines lauter als das andere, in diese triumphirenden Tiraden ein und „die Annalen von Frankreich sind um einen schönen Tag reicher".

Schön war übrigens jener Tag, schön in Bezug auf die entfaltete Pracht und die großartige

Anordnung des Ganzen. Nur das Wetter hatte sich dieses Mal nicht so gehorsam bequemt, wie sonst bei den kaiserlichen Festen; die „Sonne von Austerlitz" erschien nicht am wolkenbedeckten Himmel. Sogar einige Regentropfen fielen, jedoch nur einige, und die reizende Toilette der Kaiserin, die zum ersten Mal nach langer Zeit die dunkeln Farben abgelegt hatte und in ihren Lieblingsfarben, lila und weiß, erschien, hat nicht gelitten. Aber schildern wir kurz den Zug, wie wir ihn auf der Tribüne des Chateau d'Eau selbst mit angesehen.

Schon gegen zehn Uhr füllten sich die innern Boulevards mit ungeheuern Menschenmassen; um Mittag konnte auf beiden Seiten der breiten Trottoirs kein Apfel mehr zur Erde fallen; um ein Uhr (um in unserer figürlichen Redeweise zu bleiben) keine Stecknadel mehr. Von dem neuen Boulevard galt ein Gleiches. Alles schwarz von Köpfen, so weit man sehen konnte. Die Chaussée in der Mitte war auf allen Boulevards frei geblieben für die Auffahrt der hohen Herrschaften, der Senatoren, Minister, Staatsräthe und der zahlreichen Deputationen, die sich sämmtlich nach dem Place du Trône begaben, wo eigene Tribünen für sie errichtet waren. Die zwanzig Maires der zwanzig Arondissements von Paris nicht zu vergessen! Jeder Maire allein in einer großen nicht vier-, sondern man möchte sagen achtsitzigen Carosse mit blitzendem Silbergeschirr und reicher Vergoldung (les voitures de la ville), denn ein pariser Maire ist eine bedeutende

Figur und man gelangt nicht leicht zu dieser Würde. Hinter jedem Wagen sechs Carabiniers in grande tenue; die bloße Auffahrt der Maires war mithin schon ein stattlicher Zug. Die beiden Seiten der Chaussée längs der Trottoirs waren für die gewöhnlichen Wagen freigelassen, rechts zum hinauf-, links zum hinunterfahren; die musterhafteste Ordnung überall und das Publicum äußerst manierlich, wie immer bei solchen Gelegenheiten. Freilich schien es, als läge ein drückendes Gefühl auf den Gemüthern, gleich dem Nebel, der den Himmel trübte; Andere, die weniger dunkel sahen als wir, oder auch wohl ihre Gründe hatten, dies nicht merken zu lassen, behaupten, davon nichts gesehen zu haben.

Um ein Uhr präcise zog die Nationalgarde auf, gegen fünfundzwanzigtausend Mann, also ein ganzes Heer, wenigstens der Zahl nach, sonst friedliche gute Leute, die auch der Leser schon kennt und die kein böses, gefährliches Blut haben. Absichtlich war die garde nationale so zahlreich zusammenberufen worden, um die eigentliche Bürgerschaft von Paris direct bei der Festlichkeit zu interessiren und mithin auch für die Aufrechthaltung der Ordnung, in dem möglichen Falle nämlich, daß etwas „passiren" sollte. Dem pariser Kleinbürger liegt mehr als je daran, den status quo zu behalten, so wenig er ihm auch zusagen mag; er ist immer noch besser, als eine Revolution. An regulären Truppen waren nur etwa zehntausend Mann ausgerückt und auch nur Garde-Regimenter, die sich sämmtlich

auf dem Place du Trône aufstellten, so daß die Nationalgarde allein das Spalier bildete. So wie dies geschehen war, verschwanden alle Wagen und die Chaussée des neuen Boulevard wurde in ihrer ganzen unabsehbaren Länge frei, was einen überaus imposanten Anblick darbot.

Bald näherten sich die Vorläufer des kaiserlichen Zuges, gewissermaßen die Avantgarde, nur daß sie nichts weniger als liefen, sondern alle Mühe hatten, gemessen und langsam zu gehen, denn es waren die Invaliden, »les vieux de la vieille«. Die alten Reste der ehemaligen ersten Kaisergarde nehmen bei allen Festen in Paris den Ehrenplatz ein; sie dürfen nicht allein nirgends fehlen, sondern müssen überall die Ersten sein; »les gloires militaires« nennt man sie sehr charakteristisch, indem man den kriegerischen Ruhm in ihnen personificirt. Es waren ihrer kaum dreißig und nicht Einer war zu Hause geblieben; denn, daß ein alter Invalide krank und bettlägerig sein kann, wie ein anderer Mensch, ist nach dem französischen Volksbegriff geradezu unmöglich. Wer weiß überhaupt, wie lange wir noch diese siebenzig- und achtzigjährigen Alten sehen. Der älteste unter ihnen, ein lustiger Stelzfuß, der nach allen Seiten hin mit militärischer Grandezza grüßte, zählt zweiundneunzig Jahre; er hat gelobt, das Hundert voll zu machen und sieht ganz danach aus, Wort zu halten. Auf die Invaliden folgte eine Abtheilung der pariser Municipalgarde und hinter ihnen, zum nicht geringen Erstaunen des Publicums, der Po-

lizeipräfect zu Pferde. Das war es, was Monsieur Boitelle dem Kaiser versprochen hatte: er wollte mit seinem Herrn die mögliche Gefahr theilen, wenn es ihm etwa nicht gelungen sein sollte, dieselbe ganz zu beschwören. Noch nie hatte man den Polizeipräfecten bei irgend einer öffentlichen Festlichkeit zu Pferde gesehen; es war im Grunde auch, da er der hohen Magistratur angehört, eine Anomalie, die hart an's Lächerliche streifte. Aber hier gewann dieselbe eine durchaus ernste, bedeutende Seite; denn der Chef der pariser Polizei ist in seinem Reiche gewissermaßen auch ein König, der in Person erschien, um die Ausführung seiner Befehle und Anordnungen zu controliren.

Nun beginnt sofort der grandiose Theil des Zuges: unter lauten Trompetenfanfaren rücken die Hundertgarden herauf, in ihren prächtigen Costümen, die man immer neu bewundert — hinter ihnen der Kaiser, von einem glänzenden Stabe gefolgt, der aber in gemessener Entfernung zurückbleibt. Zur Linken des Kaisers ritt der Prinz Napoleon, auch ein seltener Umstand, der zu allerlei Commentaren Veranlassung gab. Wir fanden dies unserseits nur deshalb bemerkenswerth, weil es zum ersten Male geschah, denn bei öffentlichen Aufzügen und Festen reitet der Kaiser stets allein und hat Niemanden weder zur Rechten noch zur Linken neben sich. Napoleon I. hatte das so eingeführt und war darin von der Gewohnheit anderer Dynastien abgewichen. Wenn z. B. Louis Philippe zu Pferde erschien, so war er beständig von den Prinzen, Mar-

schällen und Generälen so dicht umgeben, daß man ihn oft gar nicht herausfinden konnte; auch unter den bourbonischen Königen war es so. Kurz, dieses Mal war dem Prinzen Napoleon jene große Ehre zu Theil geworden; aber er schien nicht sonderlich davon erbaut zu sein, denn er sah verdrießlich und mürrisch aus. Auch ist er bei seiner Corpulenz kein besonderer Reiter, wenigstens nicht im Vergleich zu dem Kaiser, der »divinement« zu Pferde sitzt, was selbst Dr. B. einräumen mußte, der doch sonst dem Kaiser gar nichts einräumt, worin er, nebenbei bemerkt, entschieden Unrecht hat.

Im Publicum erzählte man sich bei dieser Gelegenheit allerlei lustige Geschichten über den Prinzen. Einige sagten, er habe dem Kaiser allzu große Aengstlichkeit vorgeworfen (er, der Prinz, dem Kaiser!), worauf der Kaiser seinen Vetter gebeten, dicht neben ihm zur Linken zu reiten, „um ihn zu schützen"; das habe wieder der Prinz abgelehnt, um sich nicht als Reiter zu blamiren, aber die Princeß Mathilde habe sich in's Mittel gelegt, um ihren Bruder zu bewegen, die Ehre anzunehmen, damit die Pariser sähen, daß er so viel Muth habe wie ein Anderer, und daß man aus bloßer Verleumdung seinen ehrlichen Namen Plonplon in Craint-plomb umgetauscht habe.

Der Kaiser selbst sah heiterer und zufriedener aus, als sonst in der letzten Zeit; er ritt ein prächtiges, schwarzes, arabisches Pferd (seine Pferde sind übrigens alle wunderschön) und lüftete beständig den Federhut zum

Grüßen. Die Zurufe in der Menge waren, wenn auch nicht „lufterschütternd,“ so doch lebhaft genug, um die Phrase des ‚Moniteur‘ zu rechtfertigen: »aux acclamations de la foule«. Auf unserer Tribüne schwenkten die Damen mit den Taschentüchern und gar manche zarte Stimme rief ein lautes vive l'Empereur herab.

Der Triumphbogen am Chateau d'Eau, genau am Eingange des neuen Boulevards, war bis auf den letzten Augenblick mit einem grünen, goldgestickten Schleier verhängt; alle Wagen, Reiter und Fußgänger mußten rechts und links durch die Seiten-Colonnaden passiren, um auf den Boulevard zu gelangen. Der Kaiser sollte der erste sein, der die Schwelle des Triumphbogens selbst überschritte; als er sich näherte, ging der Vorhang, wie von unsichtbaren Händen entfaltet, langsam und majestätisch auseinander, Kränze und Blumensträuße fielen herab und der Kaiser ritt durch die Ehrenpforte den neuen Boulevard hinauf.

Nun kam das hochrothe Heer der Guiden und mit ihnen in einem sechsspännigen, offenen Galawagen die Kaiserin, ihr zur Seite eine Hofdame. Ein wahrer Regen von Veilchensträußen begrüßte die Monarchin, die ihren weißen Schleier graziös zurückschlug und freundlich lächelte, obwohl dies Lächeln mit ihren blassen Zügen einen wehmüthigen Contrast bildete. In drei andern vierspännigen Hofwagen folgten darauf die Princeß Clotilde, die Princeß Mathilde, die Admiralin Bruat, als erste Gouvernante des prince impérial 2c. Hierauf wieder eine Schwadron Guiden und alsdann

ein Garde-Ulanenregiment, nach ihnen Garde-Cuirassiere und sogar noch Garde-Artillerie, bis endlich eine Abtheilung schimmernder Hundertgarden den langen, langen Zug schloß.

In der Suite des Kaisers befanden sich allein sechs Marschälle, gegen dreißig Generäle, auch sechs arabische Häuptlinge, in weißem, flatternden Burnus und rothem Turban, dann eine Menge Stabsofficiere, im Ganzen weit über hundert Personen. Als der Zug in die Mitte des Boulevards gelangt war, bis auf den freien Platz, wo die Statue des Prinzen Eugen steht, fiel auch hier die Hülle, welche das Standbild bis dahin bedeckt hatte; der Kaiser ritt mit entblößtem Haupte vorüber, und alle Herren der Suite folgten diesem Beispiele. Als gleich darauf die Kaiserin vorüberfuhr, warf sie zwei prächtige Kränze zu den Füßen des Standbildes, was eine laute Acclamation hervorrief. Die Statue selbst kennt der Leser bereits aus unserer obigen Schilderung, eben so den Place du Trône, mit dem Triumphbogen, der Fontaine und den Colonnaden. Nur die Fontaine hatte eine wesentliche Modification erlitten; man hatte sie denn doch im Vergleich zu dem Triumphbogen zu hoch gefunden und deshalb die mittlere Säule, welche die Kugel mit dem Friedensgenius trägt, entfernt, so daß jene Kugel jetzt in dem obern Bassin ruht, wodurch das ganze Monument um fünfundzwanzig bis dreißig Fuß niedriger geworden ist. Es ist also eingetroffen, was wir in unserm Bericht befürchteten: die Ruhmesgenien des

Triumphbogens überragen mit ihren Posaunen um ein Bedeutendes den Friedensengel mit dem Oelzweig, und die schöne Hoffnung, die wir an diese Allegorie knüpften, ist verkürzt wie jene Säule.

Aber schon haben die Majestäten mit ihrem Gefolge und mit einem zahlreichen glänzenden Hofstaat, der sich vorher eingefunden hatte, auf der reich geschmückten Estrade vor dem Triumphbogen Platz genommen. Die Garde-Regimenter ziehen auf mit klingendem Spiel, alle Colonnaden sind ebenfalls in Tribünen verwandelt, und eine dichte Menschenmenge, die man nach Hunderttausenden zählen möchte, bedeckt Alles, so weit das Auge reicht. Zum Glück hatten wir einen Platz in einem Gesandtschaftswagen, der uns schnell durch Seitenstraßen, vom Chateau d'Eau, als dort der Zug vorüber war, nach dem Place du Trône brachte, und noch dazu in eine besonders reservirte Loge. Wir kamen gerade früh genug, um den Kaiser sprechen zu sehen, denn hören konnten wir ihn in der Entfernung nicht. Lautes Beifallrufen unterbrach ihn in seiner Rede, so daß er oft einen Augenblick inne hielt, und am Schluß brach ein gewaltiger Sturm mit Händeklatschen und Tücherschwenken los und das vive l'Empereur (die Garde-Regimenter thaten ihre Schuldigkeit) wollte gar kein Ende nehmen. Die Rede war nur deswegen charakteristisch, weil mit keiner Silbe darin der Armee, der verschiedenen Feldzüge und des neuen Triumphbogens erwähnt wurde, was man dem Kaiser in militärischen Kreisen etwas verdacht hat.

Napoleon sprach nur von den »oeuvres de la paix« und machte dem Handwerker- und Arbeiterstande ein großes Compliment, indem er die Benennung „Boulevard de la Reine Hortense,“ mit welcher man bereits den überbauten Canal Saint-Martin („diesen zwei Kilometer langen Garten“, wie der Seinepräfect ganz richtig sagte) getauft hatte, bescheiden ablehnte und ihn „Boulevard Richard Lenoir“ nannte, um jenen Mann zu ehren, „der, ein Kind des Faubourg Saint-Antoine, aus einem einfachen Arbeiter einer der größten Fabrikanten Frankreichs unter dem ersten Kaiserreiche geworden, den Napoleon I. mit eigener Hand decorirte und der sein großes Vermögen stets zum Besten seiner nothleidenden Mitbürger anwandte“. Diese glücklichen Worte, hier bei so feierlicher Gelegenheit vor dem halben Paris ausgesprochen, gewannen dem Kaiser viele tausend Herzen, und noch dazu aus dem genannten Faubourg, dem schlimmsten der ganzen Hauptstadt. Gewiß, der Kaiser ist ein großer Politicus; er weiß, wie sein Oheim, stets diejenige Saite im Herzen des Volkes anzuschlagen, die gerade für den Augenblick paßt. Alsdann hielt der Seinepräfect eine überlange Rede, die recht gut gedacht und ausgearbeitet sein mochte, die aber viel zu lang war. Am Schluß merkte wirklich kein Mensch mehr auf, die Majestäten vielleicht nicht ausgenommen, die noch dazu beide, der Kaiser wie die Kaiserin, stehend zuhörten, eine Höflichkeit, die allerdings der Stadt Paris galt, welche Herr Hausmann repräsentirte, für die er sich

aber wohl etwas kürzer hätte fassen können. Auf den Präfecten folgte der Senator Dumas, als Präsident des pariser Stadtrathes, mit einer vortrefflichen Rede, von der wir freilich auch nichts verstanden, die aber schon deshalb jenes Prädicat verdiente, weil sie sehr kurz war und kaum fünf Minuten dauerte. Alsdann Trommelwirbel, erneutes Vivatrufen und Aufbruch der Majestäten. Der Kaiser ritt mit seinem Gefolge auf dem ganzen Platze umher, die Kaiserin folgte zu Wagen; vor dem Triumphbogen wurde angehalten, um das Werk in der Nähe und im Einzelnen zu betrachten. In diesem Moment bot wirklich der ungeheuere Place du Trône ein wunderschönes, imposantes Bild. Die zwanzigtausend Zuschauer unter den Colonnaden und auf den übrigen Tribünen hatten sich sämmtlich erhoben, um die vorüberziehenden Majestäten noch ein Mal zu begrüßen. Die schimmernden Garde-Regimenter defilirten mit einem rauschenden partons pour la Syrie; die Wasserkünste der Fontaine in der Mitte schäumten und brausten; Alles, wohin man die Blicke richtete, war mit Blätter- und Blumenguirlanden geschmückt, und hoch in den Lüften ein Meer von Flaggen, Fahnen, Wimpeln und wehenden Tricoloren.

Zurück nahm der kaiserliche Zug denselben Weg, wobei der Umstand sehr interessant war, daß die Majestäten trotz der mehr als anderthalb Meilen langen Strecke, mit alleiniger Ausnahme der drei innern Boulevards, nur neu angelegte Straßen und Boulevards passirten, von der Barrière du Trône an bis zum

Portal des Louvrehofes, das ja ebenfalls, wie die Vollendung des Louvre selbst, eine Schöpfung des jetzigen Kaisers ist.

Der Rest des festlichen Tages verging in bunter, froher Bewegung. Die Pariser waren wieder ganz die Alten geworden, und das drückende Gefühl der Besorgniß vor den Dingen, die da kommen könnten und glücklicher Weise nicht kamen, war jetzt völlig verschwunden. Auch das Wetter hatte sich aufgeklärt, was der Illumination am Abend vortrefflich zu Statten kam. Dennoch war das Feuerwerk, das anfangs auf dem Place du Trône abgebrannt werden sollte, abbestellt worden, wie auch der Platz selbst nicht erleuchtet wurde, zum großen Bedauern des Publicums, das sich, und zwar mit Recht, davon ein wunderschönes Schauspiel versprochen hatte. Vielleicht traute man dem Frieden doch nicht so ganz. Der Osten von Paris mit dem Faubourg Saint-Antoine ist eine fatale Gegend.

Die Erleuchtung am Chateau d'Eau zog daher um so mehr Menschen an, und der Triumphbogen am Eingang des neuen Boulevards strahlte mit seinen Lichtern und Flammen wie ein prächtiges Feuerwerk. Auch die dortigen Theater und Kaffeehäuser hatten glänzend illuminirt; feuerige Sonnen, Adler, Chiffern und Lorbeerkränze überall. Vor dem Grand Café Parisien gab es ein gewaltiges Gedränge und die Stadt-Sergenten hatten Mühe die Queue in Ordnung zu halten; alle Welt wollte dort Kaffee trinken; denn es lag zufällig inmitten der Illumination. Die Wirthe

jenes Etablissements, das zugleich das größte von ganz Paris ist, mögen an jenem Abend gute Geschäfte gemacht haben.

Die Caserne du Prince Eugène zeichnete sich im Hintergrunde mit flammenden Linien; vor derselben die Fontaine des Chateau d'Eau unerleuchtet, was aber gerade von überaus magischem Effect war. Die colossalen Sphynxe gossen unaufhörlich ihre dunkeln Wassermassen in das große Bassin und die gesammte blitzende Umgebung spiegelte sich in den rauschenden Cascaden gleich farbigen Regenbogen.

Auch die Privathäuser der Boulevards waren vielfach erleuchtet und mit dreifarbigen Fahnen geschmückt; die sonst üblichen Transparente fehlten aber ganz, man wußte nicht recht, aus welchem Grunde. Nur ein Transparent auf dem neuen Boulevard selbst machte davon eine Ausnahme und zwar eine glänzende, so glänzend, daß dasselbe wohl auf die Nachwelt übergehen wird. Wenigstens haben alle Zeitungen desselben erwähnt, die meisten freilich, um es zu kritisiren, so weit sie überhaupt eine Kritik ungestört wagen durften. Die Borie'sche Fabrik hatte nämlich die große Façade ihres Gebäudes mit Laubwerk und Fahnen verziert, sehr hübsch und geschmackvoll; aber in der Mitte prangten in riesengroßen, goldenen Buchstaben die zwei Worte: Imperatori Imperatorum! Das war denn doch „starker Toback," wie man in Mecklenburg sagt, und auch für die Pariser zu stark. Der Kaiser selbst soll über jene Inschrift gelächelt haben. Herr Borie (der pariser

Borsig, der seltsam genug mit dem großen berliner Fabrikherrn die erste Silbe theilt) ließ sich aber nicht irre machen, sondern zündete sein Transparent am Abend wohlgemuth und tapfer an, und der Beweis seiner Loyalität leuchtete noch um Mitternacht. Bis jetzt nannte man freilich immer nur unsern Herrgott den „König der Könige"; mithin wäre, da nach den gewöhnlichen Begriffen ein Kaiser noch mehr ist als ein König, der „Kaiser der Kaiser" mehr als der liebe Gott selbst, oder wenigstens eben so viel. *) Doch wer weiß, ob der gute Monsieur Borie eine so scharfe Schlußfolgerung gemacht hat. „Er folgte einfach seinem loyalen Herzen", sagte der ‚Constitutionnel', um ihn zu entschuldigen, und es kommt uns wirklich nicht darauf an, hier ein Mal mit dem ‚Constitutionnel' derselben Meinung zu sein.

---

*) Unwillkürlich fielen uns dabei die Loyalitäts-Adressen in Preußen ein, von denen auch die hiesigen jüngsten Zeitungen einige Proben gebracht haben; natürlich mit dem nöthigen Commentar. Aber die Pariser sollten sich nur selbst an der Nase ziehen.

Die Insel.

(L'Ile Saint-Louis.)

Wenn mir der Zaubermantel des Dr. Faust zu Gebote stände, um auf den Flügeln des Windes den Raum zu durcheilen, ich würde .... erst recht in Paris bleiben, um Alles zu sehen und zu beschauen. Aber ich würde alsdann so viel wie möglich an allen Orten zugleich sein; denn das ist durchaus nöthig, um eine richtige Vorstellung des großen, unermeßlichen Ganzen zu gewinnen. Und weshalb auch keinen Zaubermantel? Etwa weil die Zeit der Zauberer und Zaubereien vorüber ist? Ei nicht doch! Paris selbst ist ja eine wahre Zauberstadt, und der nüchternste Beobachter, der das pariser Leben und Treiben betrachtet und Alles, was hier geschieht, im Großen wie im Kleinen, ruft unwillkürlich aus: Das grenzt wirklich an Zauberei!

Wenn man in einigen Wochen oder gar in einigen Monaten nicht in gewisse Quartiere von Paris gekommen ist und nun zufällig hingelangt, so findet man Alles dergestalt verändert, daß man nicht allein nichts

wieder erkennt und sich nicht zurecht zu finden weiß, sondern auch gar nicht begreift, wie eine solche Wandlung in so kurzer Zeit hat vor sich gehen können. Vorzüglich auffallend ist dies in der Cité, der sogenannten Insel, die mitten im eigentlichen Herzen von Paris liegt; sie ist völlig unkenntlich geworden, freilich sehr zu ihrem Vortheil.

Diese Insel wird von der Seine gebildet, die bekanntlich ganz Paris in zwei gleiche Hälften theilt und die in der Mitte der Stadt, oberhalb Notre Dame, auf eine Viertelstunde in zwei Arme aus einander geht, um sich unterhalb des Pont Neuf wieder in einen großen Strom zu vereinigen. Diese Insel, wie sie den Mittelpunkt von Paris bildet, ist zugleich der älteste Theil der Stadt; die Grundmauern von Notre Dame stehen auf altem, römischem Gemäuer, und bis auf den heutigen Tag findet man bei den großen Erdarbeiten metallene Ueberreste aus der Römerzeit. Auch der Justizpalast mit der Kapelle des heiligen Ludwig befindet sich auf der Insel. Der nördliche Flügel des erstern ist zugleich das älteste Bauwerk von ganz Paris; seine schwarzen, fensterlosen Mauern und seine runden Eckthürme bilden einen eigenthümlichen, fast unheimlichen Contrast mit den blendenden Façaden und den hohen Spiegelscheiben der andern Flügel. Hinter dem Justizpalast liegt die Polizeipräfectur, ebenfalls eines der wichtigsten Gebäude der Hauptstadt, deren Neubau noch nicht ganz vollendet ist. Vor Notre Dame liegt endlich noch das berühmte Hôtel Dieu,

das aber auch bald niedergerissen wird, weil man nach und nach alle Hospitäler an die äußern Boulevards verlegen will.

Früher, das heißt vor wenigen Jahren, war der übrige Theil der Insel nichts als ein Conglomerat alter, dunkler Häusermassen, mit engen, winkelhaften Gassen, von verdächtigen Leuten bewohnt, Abends schlecht erleuchtet, Nachts unsicher und von allen anständigen Menschen gemieden. Einzelne Weinschenken waren sogar berüchtigte Zufluchtsstätten für obdachloses Gesindel und noch schlimmeres, gefährlicheres Volk. Und — eine seltsame Anomalie! — zwanzig, dreißig Schritte weiter der Justizpalast mit seinen hohen Thoren, die Conciergerie mit ihren Gitterfenstern, die Polizeipräfectur mit ihren viertausend Stadtsergenten, die sich von hier aus tagtäglich nach allen Gegenden von Paris vertheilen, kurz das Centrum der gesammten gerichtlichen und polizeilichen Verwaltung der Hauptstadt — und in der ersten Nebenstraße (man brauchte nur um die Ecke zu biegen) Diebeshöhlen und Spelunken, wo man seines Lebens nicht sicher war. Die Fenster des Saales, in welchem der Criminalgerichtshof seine Sitzungen hält, gehen gerade auf jenes Quartier hinaus, wo vielleicht das Verbrechen begangen wurde; wenigstens sind diese Fälle wiederholt vorgekommen.

Eugene Sue verlegte in seinen »mystères de Paris« die abenteuerlichsten und schrecklichsten Geschichten stets in das Quartier der Cité, hauptsächlich um

denselben mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, und noch vor wenigen Monaten zeigte man in einer dunkeln, kaum sechs Fuß breiten Straße (die Häuser dabei fünf Stockwerke hoch) die halbunterirdische Kneipe, wo der Fürst Rudolph seine nächtlichen Zusammenkünfte mit den Banditen hielt, d. h. gehalten haben soll. Die angrenzenden Quais und wieder gerade vorzugsweise diejenigen, die um den Justizpalast und die Polizeipräfectur herumliegen, waren ebenfalls noch vor wenig Jahren zur Nachtzeit so unsicher, daß die Patrouillen hier stets verdoppelt wurden; seltsamer Weise waren diese Quais, einzig in ganz Paris, nach dem Wasser hin mit tiefen gemauerten Gewölben versehen, zu denen der Zugang, vollends bei hohem Wasserstande, äußerst schwierig war, und die natürlich deshalb zu wahren Räuberhöhlen wurden. Man glaube nur nicht, daß wir hier zur Verschönerung unserer Arbeit übertreiben. Als im April d. J. jene Quais demolirt wurden, fand man in den entlegensten Gewölben mehrere menschliche Skelette, und man behauptete sogar, daß die Polizei das Ganze vertuscht habe, um nicht die Aufmerksamkeit des großen Publicums, das schon zu commentiren anfing, allzusehr aufzuregen. Ungesund war überdies der Aufenthalt in der Cité im hohen Grade; das rings umgebende Wasser, die engen Gassen, das Hôtel Dieu mit über dreitausend Kranken ꝛc., dies alles machte eine durchgreifende Aenderung höchst nothwendig. Schon unter Louis Philippe fing man an, hie und da ein Haus niederzureißen und auch wohl ein Trottoir zu erweitern;

aber der neuen Regierung unter Napoleon III. war es vorbehalten, auch hier wie in allen übrigen Verwaltungszweigen auf das großartigste einzuschreiten.

In einem fernen nördlichen Stadttheile, wohl eine Meile weit von der Cité entfernt, begann vor etwa acht Jahren diese „Revolution des Friedens.“ Mehrere Häuserreihen wurden niedergerissen, und man erzählte sich erstaunt, daß ein Boulevard angelegt werden solle, der Paris schnurgerade von Norden nach Süden durchschneiden würde, und zwar in einer Länge von fast einer deutschen Meile. Wie eine Lawine rückte dies Riesenwerk langsam aber sicher vor, Alles was im Wege war, mit sich fortreißend, zuerst bis an die Seine, die der Boulevard alsdann in einem einzigen Brückenbogen kühn übersprang, hierauf quer durch die Insel, wo entsetzlich aufgeräumt wurde, auf's neue wieder über die Seine und so weiter bis an die Sorbonne, wo er jetzt angekommen ist, wo aber auch seines Bleibens nicht sein wird, denn er soll erst am Observatorium enden. Dagegen war die neue Rue de Rivoli ein Kinderspiel, und seitdem der Boulevard de Sebastopol angelegt ist (diesen tönenden Namen erhielt später die neue Prachtstraße), ist in Bezug auf neue Bauten in Paris Alles möglich geworden.

Wie in einem Walde, wo der neue Eigenthümer anfängt Holz zu fällen, und wenn er sieht, daß er dabei vortreffliche Geschäfte macht, nicht aufhört, sondern fortfährt und weiter und weiter fällt, so war es auch mit den Demolitionen auf der Insel. Einmal angefan-

gen, hörte man mit dem Niederreißen gar nicht auf, und im Stillen sprach und spricht man gar von einem ganz andern, weit bedeutendern Projecte für die Insel. Wir wollen es leise wiedererzählen; wir haben ja Gott Lob keine „Verwarnung“ zu fürchten, die eine pariser Zeitung sich jedenfalls zuziehen würde, wenn sie sich einfallen lassen wollte, dergleichen zu verrathen.

Der Kaiser (von ihm geht Alles aus) soll nämlich den Plan haben, die Insel ganz und gar für das Gouvernement, d. h. für sich selbst in Beschlag zu nehmen, alle Privatwohnungen niederzureißen, die zweimalhunderttausend Einwohner — denn so viel zählt die Cité wenigstens, wenn nicht gegen dreimalhunderttausend — „anderweitig“ unterzubringen, und alsdann sämmtliche Administrations- und Regierungsgebäude dahin zu verlegen: den Senat, das Corps Législatif, den Staatsrath, alle Ministerien ꝛc. ꝛc.; ferner auf dem rechten und auf dem linken Ufer eine Kaserne, einen kleinen Artilleriepark in der Mitte, vielleicht auch noch schließlich ein Palais für sich selbst zu bauen, um, wenn alsdann eines Morgens die Pariser ungeduldig oder gar unzufrieden werden (es wäre ja möglich!), sich einfach mit seinen Getreuen in diese Citadelle zurückzuziehen, die Brücken abzusperren, und ruhig der Dinge zu warten, die da kommen sollen. Das Ganze klingt fast wie ein Witz vom ‚Charivari‘, und obenein wie ein schlechter; aber, Scherz bei Seite, die Rede geht so. Wir erzählen einfach, was uns zu Ohren kommt und fügen nicht einmal die stereotype Phrase hinzu, die hier die Zeitun-

gen aus Furcht vor der Preß-Polizei stets dem unschuldigsten Artikel anzuhängen gewohnt sind: sous toutes les réserves.

Hat man doch auch seiner Zeit außerordentlich viel gelacht und gespottet über den Plan, sämmtliche pariser Kasernen durch unterirdische Gänge mit den Tuilerien zu verbinden, um im Fall der Noth in wenig Stunden auf dem Carrousselplatz eine Armee beisammen zu haben, trotz etwaiger Barricaden und sonstiger „Volkshindernisse“; jetzt aber lacht und spottet man längst nicht mehr darüber, denn es ist eine ausgemachte Thatsache, daß bereits vier solcher Gänge wirklich existiren — wieder eine „Enthüllung“, die wir dem freundlichen Leser sub rosa mittheilen.

Im Ganzen sind übrigens schon gegen zweihundert Häuser auf der Insel demolirt, und zwar in den letzten anderthalb Jahren; neue Gebäude, außer den amtlichen Bauten, sieht man dort keine, so daß es immerhin erlaubt scheint, derartige Hypothesen mitzutheilen.

Aber der Faustmantel! wendet der kritische Leser ein, und fügt ironisch hinzu, daß es wirklich aussehe, als ob wir, in Ermangelung desselben, nicht vom Flecke kämen; denn noch haben wir die Insel nicht verlassen, im Gegentheil, es läßt sich ganz an, als wolle man uns noch weiter auf derselben umherführen. Dies soll auch geschehen, gestehen wir es nur sofort; aber wir versprechen auch zugleich, nicht mehr in den obigen allzu statistischen Ton zu verfallen, sondern nach Kräften unserm Stil einen interessantern Schwung zu geben.

Dies wird uns übrigens um so leichter, als wir gerade noch über zwei Dinge zu berichten haben, die zufällig das ernste und heitere Element des pariser Lebens, noch dazu in höchster Potenz, repräsentiren, und die sich beide auf der vielbesprochenen Insel finden, obwohl fanden beinahe richtiger wäre, denn der Demolitionshammer ist schon angelegt. Nennen wir das heitere zuerst und das ernste am Schluß, aus Rücksicht für die Damen, die vielleicht unser Buch zur Hand nehmen.

Der Prado! — man braucht nur das Wort auszusprechen, um sofort bei der pariser Jugend allgemeine Heiterkeit zu erregen; wohlbemerkt: bei der Jugend. Die ältern Leute schütteln ernst den Kopf und wollen nichts wissen von jenem lauten, wilden Treiben, vollends die Väter, die ihre Söhne auf die pariser Universität schicken. Der Prado ist nämlich, salva venia! das größte und besuchteste Tanzlocal der Studenten, und setzen wir nur gleich hinzu: er ist besser als sein Ruf.

Es werden bald zehn Jahre sein, da sagte mir eines Tages der berliner Commercienrath (nennen wir ihn X., denn wir dürfen nicht indiscret sein) an der Table d'hôte im Hôtel Violet: „Sie glauben nicht, welch' eine verdorbene Welt dies Paris ist, ein wahres Sodom und Gomorrha; man denkt an nichts als an Amusement und Vergnügen und lebt in den Tag hinein lustig und ohne Sorgen."

Ich wollte gerade etwas erwidern, als mein

Tischnachbar zur Rechten, ein alter Major (ebenfalls Preuße und ebenfalls X.) mir zuraunte: „Ihr Commercienrath ist ein Misanthrop; ich kenne Paris doch auch seit vielen Jahren und gebe Ihnen mein Wort, daß man vielfach übertreibt, wenn man von dem sittenlosen pariser Leben erzählt. Laster und Unsitte finden sich überall, und man braucht nicht nach Paris zu reisen, um dergleichen zu sehen; man hat ja nur nöthig, ihnen aus dem Wege zu gehen."

Der Major war augenscheinlich toleranter Natur, aber ein Ehrenmann, das sagten Alle, die ihn kannten. Ich selbst war erst seit wenig Tagen angekommen, daher ein Neuling und ohne alles Urtheil.

Der Major erzählte vielerlei über Tische, von den Champs Elysées, vom Jardin Mabille, vom Château des Fleurs und auch vom Prado.

„Alles Höllennester", rief der Commercienrath dazwischen, „wo Geld, Gesundheit und Ehre zum Teufel gehen!"

Der Major wurde ärgerlich und wandte sich an mich ganz laut und ungenirt und zwar absichtlich so, daß ihn der Commercienrath hören konnte und sagte: „Wissen Sie was? ich führe Sie diesen Abend selbst auf den Prado und stehe Ihnen dafür, daß Sie nichts Unanständiges zu sehen bekommen. Der Prado ist keine Kirche, das weiß Jeder, aber er ist zehn Mal anständiger als hundert andere ähnliche Etablissements in Deutschland, England oder wo man sonst will, selbst Berlin nicht ausgenommen," setzte er mit einem malitiösen Seitenblick auf den Commercienrath hinzu.

Dieser erwiderte nichts, aber er nahm trotz des Nachtisches, den man gerade zu serviren anfing, mehrere starke Prisen aus seiner goldenen Dose.

Wir, der Major und ich, machten uns nach dem Kaffee auch wirklich auf den Weg, und schon vom Grèveplatz aus (dem berüchtigten!), welcher der Insel gegenüber liegt, fiel uns der hell erleuchtete Prado in die Augen. Die breite Treppe war mit blühenden Topfgewächsen besetzt; vier Stadtsergenten am Eingang. Der Ballsaal selbst hoch und groß; rechts und links der ganzen Länge nach stattliche Säulenreihen, welche die obern Galerieen trugen; dabei war Alles verschwenderisch erleuchtet nnd von einer bunten, geputzten, auf und ab wogenden Menge belebt. Die Nebensäle und anstoßenden Gemächer, Billard-, Spiel- und Rauchzimmer, wenn auch nicht reich, so doch durchaus anständig möblirt. Kurz, das Ganze machte einen so vortheilhaften Eindruck auf mich, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu meinem Begleiter zu sagen: „Ich begreife den Commercienrath nicht; wären nicht so viel Polizeidiener da, so möchte man fast glauben, man sei auf einem Ball in irgend einem vornehmen Privathause.“ Hier hätte mich allerdings der gute Commercienrath, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, mit meinen eigenen Worten schlagen können; denn gerade die vielen Polizeidiener bewiesen zur Genüge, daß sie eben dort sehr nöthig waren und daß es auf dem Prado doch nicht immer so fromm und sanft herging. Der Major triumphirte natürlich und hatte auch von

seinem Standpunkte aus ganz Recht, wenn er mich wiederholt fragte: „Wo sehen Sie nun etwas Unanständiges, Unsittliches? Hat nicht Alles Manier und hat nicht das Ganze einen gewissen feinen Anstrich, den man auf unsern deutschen öffentlichen Bällen vergebens suchen würde?“

Als aber später der eigentliche Ball, d. h. das Tanzen, begann und sich der Cancan in seiner vollen und freiesten Blüthe entfaltete, als die Musik immer lauter und zügelloser wurde und die Paare immer wilder durcheinander rasten, als sich hie und da ein Polizeidiener einem allzu lebhaften Tänzer näherte und ihn zur Ordnung rief, oder ihn gar zum Saal hinaus geleitete, da neigte sich die Wage zu Gunsten des Commercienrathes, oder mit andern, gelindern Worten: da sah ich denn doch, daß es auf dem Prado nicht anders und vorzüglich nicht besser herging, als sonstwo. Nur die äußere Tünche, die Manier, wie der Major sagte, ließ das Ganze in einem bessern Lichte erscheinen.

Das Publicum des Prado besteht aus den pariser Studenten und jener Damenwelt (für den galanten Franzosen ist jedes Femininum eine Dame), deren Angehörige unter dem Namen Grisetten nur allzu bekannt sind. Die Studenten würden ohnehin in Paris völlig verschwinden, wenn sie nicht zusammenhielten; sie bewohnen deshalb das Quartier Latin, haben ihre gemeinsamen Café's, Mittagstische, Lesezirkel ꝛc., und — ihren Prado. Und in so fern ist der Prado stets interessant und eines Besuches werth, als er eine der

vielen pariser Eigenthümlichkeiten repräsentirt, die Art und Weise nämlich, wie sich die studirende Jugend der Hauptstadt amüsirt.

Begreiflich war es daher ein harter Schlag für die pariser Studentenwelt, als eines schönen Morgens die Nachricht durch das Quartier Latin lief, daß der Prado expropriirt sei und schon in der folgenden Woche niedergerissen werde. Die Municipalität von Paris geht nämlich schnell zu Werke: heute wird decretirt und in acht oder höchstens vierzehn Tagen folgt die Ausführung. Es war noch dazu Carnevalszeit, als die Trauerbotschaft bekannt wurde, also ein doppelter Grund, ein solennes Abschiedsfest zu improvisiren. Es war dies eine Maskerade und zugleich der letzte Ball, der im Prado gegeben wurde. Um Mitternacht erschien ein origineller Maskenzug: voran die Stadt Paris, von Handwerkern und Zimmerleuten gefolgt, dann die übrigen Masken, Pierrots, Harlequine, Colombinen ꝛc., sämmtlich mi schwarzem Flor behangen. Rings umher im Saal wurden alsdann auf Dreifüßen antike Opferschalen aufgestellt, in denen Punsch gemacht wurde; auf ein gegebenes Zeichen verloschen die Lichter und der Rum in den Schalen wurde angezündet. Hierauf ein Rundgesang, ein feierlicher Rundtanz, und die Stadt Paris schlug mit ihrem Hammer den ersten Stein aus der hintern Saalwand, die denn auch nach wenig Minuten vollständig demolirt war. Darauf zog sich Alles still zurück: das Opfer war vollbracht. Die Polizei ließ den Scherz ruhig passiren und hat vermuthlich den

Punsch mit austrinken helfen. Wäre aber der Commercienrath da gewesen, er hätte wirklich Recht gehabt, wenn er an jenem Abend von Höllen- und Teufelswirthschaft gesprochen.

Doch meine Erzählung gehört schon einer fernen Vergangenheit an. Jetzt erhebt sich auf dem Platze, wo früher der Prado gestanden, ein gewaltiges schloßähnliches Gebäude, das Handelsgericht, ein würdiges Seitenstück zu dem Palais de Justice gegenüber. Ringsumher ist Alles frei und sauber geebnet, Rasenplätze und Gartenanlagen treten hervor; noch ein paar Monate und Paris ist um einen freundlichen, geschmackvollen Square reicher geworden.

Und nun der letzte, der ernste Gegenstand, den die Insel einschließt; ein Gebäude, niedrig und klein, düster, schwarz und unheimlich: die Morgue. Die offene Halle im Erdgeschoß, ohne Thore, denn das Haus des Todes steht immer offen, ist durch ein starkes, weites Gitter in zwei ungleiche Hälften abgetheilt, die größere Hälfte für das Publicum, die kleinere, hinter dem Gitter, für die aufgefundenen Leichen, die dort ausgestellt werden. Vorzüglich sind es die Körper der Ertrunkenen und der Selbstmörder, aber auch der Ermordeten, die man dahin schafft. Ach! der Raum hinter dem Gitter wird nie leer, und oft ist in der langen Doppelreihe kaum ein Platz unbesetzt. Ueber den Leichen werden die Kleidungsstücke aufgehängt, in denen man sie gefunden und die vielfach als Erkennungszeichen dienen. Das Publicum, das neugierige, das schaulustige,

strömt ab und zu: Herren und Damen, Blousenmänner und Arbeiter, alte Weiber und Kinder — unter der Menge vielleicht der Mörder selbst, den ein unbegreifliches Etwas wie willenlos hintreibt, sein Opfer noch einmal zu sehen — die rächende Hand der Vergeltung .... Ein Blick, ein Ausruf, ein übereiltes Wort verräth ihn, zwei Agenten der geheimen Polizei, die sich hier absichtlich versteckt haben, ergreifen ihn; er verwirrt sich mehr und mehr, er ist geständig: er hat sich selbst der Justiz in die Hände geliefert! Solche Fälle sind schon vorgekommen.

Vor Jahren fand sich einst an einem kalten Herbstmorgen in aller Frühe eine zahlreiche Menge vor der Morgue ein, um den Leichnam Nerval's abzuholen, den man Tags zuvor erhenkt gefunden (noch dazu in einem übelberüchtigten, öffentlichen Hause!) und hierher geschafft hatte. Gérard de Nerval, der liebenswürdige, geistreiche Dichter, — aber auch der kläglich herabgekommene, moralisch gesunkene und mit Gott und Welt zerfallene Mensch, setzt die unerbittliche Geschichte in ihrer Wahrheit hinzu — den schon Göthe als den besten Uebersetzer seines Faust so hoch schätzte, von vornehmer Familie, in den höchsten Kreisen gesehen, und so zu enden! Fast alle in Paris anwesenden bedeutenden Schriftsteller waren gekommen, ihrem armen Genossen (die dunkle That wurde einer momentanen Geisteszerrüttung zugeschrieben) die letzte Ehre zu erweisen.

Ist es nicht aber ein Trost, der Morgue gegen-

über die prächtige Kathedrale zu finden? Ein Blick auf dies wunderbare Bauwerk, das neuerdings durch einen dreihundert Fuß hohen Mittelthurm verschönert wurde, und das Herz fühlt sich gestärkt und gehoben, voll Zuversicht und Hoffnung.

Die Morgue soll übrigens auch demnächst abgebrochen und auf einen kleinen Brückenkopf hinter Notre Dame .... verlegt werden; wenn der Leser dieses liest, ist es bereits geschehen.

Das Kaiserfest.

So ernst auch die Zeiten sind, so dunkle Wolken auch am politischen Horizont hangen, so feuerdrohend auch der Vulcan ist, auf dem wir tanzen — der 15. August, der Napoleonstag, das Kaiserfest erscheint, und alle Besorgnisse sind plötzlich verschwunden, die geängsteten Gemüther heitern sich auf, die trüben Zukunftsbilder weichen — was uns der kommende Morgen bringt, wissen die Götter, aber den Tag wollen wir ungestört genießen, seinen vollen Freudenkelch leeren und das um so ungetheilter und hingegebener, als wir nicht wissen können, ob dieser 15. August nicht am Ende der letzte ist.

Doch woher auf ein Mal diese schlimme Befürchtung, die wie ein häßlicher Mißton hinein klingt in die laute Freudenmusik, die uns von allen Seiten begrüßt? Ist denn wirklich das Gewitter so nahe über unserm Haupte und ist der Krug denn schon so geborsten, daß er ganz und gar zu brechen droht? Wir sehen doch wohl etwas zu schwarz,

und der dicke Herr, der gestern unten an der Table d'hôte saß, dürfte Recht gehabt haben, als er ganz ungenirt sagte: »Nous avons encore pour quatre ou six ans d'Empire.« Welch eine Keckheit! Zum Glück waren die meisten Gäste schon aufgestanden, so daß das schreckliche Wort fast ungehört verklang. Aber liegt nicht wieder gerade in jener Phrase der deutlichste Beweis für die Sorge und Noth und für den „Vulcan"? Man rechnet die Dauer des Kaiserthums bereits nach Jahren aus und erweist ihm nicht ein Mal die Ehre, das zweite Decennium voll zu machen, wie ja auch Louis Philippe sich nur bis zum achtzehnten Jahre „gehalten" hat.

Am diesjährigen 15. August klang freilich jene böse Prognose erst recht verkehrt und der Kanonendonner vom Invalidenhôtel übertönte mit siegreicher Gewalt alle Jeremiaden. Das moderne Babylon prangte wie eine reichgeschmückte Braut, bekränzt und bewimpelt, und der geringste Karrengaul trug auf dem Kopfe eine dreifarbige Fahne. Gloire et plaisir! Das ist die große Losung tagaus, tagein hier in Paris, und am Napoleonstage hat diese Losung Form und Gestalt gewonnen, großartig und glänzend wie immer, und in erhöhter Potenz, — ein unendliches Freudenmeer, in welchem sich die zwei Millionen Einwohner und die zweimalhunderttausend Franzosen aus den Departements, die zum Feste nach Paris kommen, und nicht minder die sechszigtausend Fremden berauschen. Man sieht, es ist der Mühe werth, sich die obige schlimme

Phrase aus dem Kopfe zu schlagen, wenigstens auf vierundzwanzig Stunden — plus tard, nous verrons.

Ohne Soldatenspiel geht es hier niemals ab. Was wäre auch in Paris ein Volksfest ohne Militär. Deshalb die große Revue auf dem Marsfelde am 14. August, die überaus imposant war. Fünfundsiebenzigtausend Mann unter den Waffen und viele hunderttausend Zuschauer, der ganze Hof auf der großen Tribüne der Militärschule; in der Suite des Kaisers mehr als hundertundfünfzig Stabsofficiere, die Hundertgarden in ihren prächtigen, halb mittelalterlichen, halb modernen Costümen, an der Jenabrücke ein Musikcorps von siebenundzwanzig Regimentern und ein lufterschütterndes vive l'Empereur aus tausend und aber tausend Kehlen; dabei das schönste Wetter von der Welt, das ja bekanntlich nie an den kaiserlichen Festen fehlt (»le bon Dieu fait la cour à Napoléon«) Kurz die Vorfeier war herrlich und „das gute pariser Volk“ war schon am 14. August außer sich vor Vergnügen und Freude. Der Kaiser auf einem wunderschönen, schneeweißen arabischen Pferde, Zügel und Sattelzeug hochroth mit Goldstickerei, sah vortrefflich aus, eher verjüngt als gealtert, keineswegs so ernst wie gewöhnlich, sondern ausnehmend freundlich, den Federhut stets in der Hand und das bekannte zutrauliche Kopfnicken, das ihm so gut steht und das ihm früher so viele, viele Herzen gewann. Er reitet bei solchen Gelegenheiten stets langsam und ganz allein; ein weiter, freier Platz umgibt ihn und dann erst kommt das Gefolge; dies ist von

außerordentlich imposanter Wirkung. Die frühern französischen Könige thaten (ich erwähnte dies bereits) es nie, wohl aber der erste Napoleon.

Schon am Tage vor der Revue ging das seltsame Gerücht, die Nationalgarde würde den Kaiser mit dem Ruf vive la liberté empfangen. Der Himmel weiß, wie in Paris solche Gerüchte entstehen und sich verbreiten. Einer raunte dem Andern die ominöse Nachricht wichtig und geheimnißvoll in's Ohr. Man wollte es nicht glauben und doch glaubte es Jeder und lief natürlich auf das Marsfeld, um mit eigenen Augen zu sehen und zu hören. Natürlich war das Ganze eine Mystification. Die Nationalgarde, die ehrsame, getreue, überbot das reguläre Militär an Enthusiasmus und lautem Zuruf, und wenn hie und da Einer seine Begeisterung undeutlich und lallend ausdrückte, so hatte das einfach seinen Grund in den allzu starken Libationen, die er zur Feier des Tages zu sich genommen. Von der Nationalgarde hat der Kaiser für sich und seine Regierung nichts zu fürchten, freilich auch nichts zu hoffen. Decimirt wie sie ist und nur aus gewissen „sichern" Quartieren genommen (die beiden gefährlichen Vorstädte St. Antoine und Temple stellen nur ein ganz geringes Contingent) ist sie eine politische Null und zählt gar nicht in den Combinationen des Cabinets. Man braucht auch die guten Leute nur vorüberziehen zu sehen, die Einen mit der Cigarre im Munde, die Andern den Czako verkehrt und noch auf der Straße den Rest ihrer Toilette vervollständigend, sich auch wohl

das Gewehr von ihrem ältesten Sohne nachtragen lassend, um sofort ganz friedliche Gedanken und Bilder zu bekommen von stiller Häuslichkeit, ruhigem Geschäftsleben, frühem Aufstehen und frühem Zubettgehen, kurz von kleinstädtischem Philisterthum, wenn auch in gutem Sinne; denn es sei fern von uns, den windigen Franzosen diese prosaische Seite vorzuwerfen, die sich ohnehin nur selten bei ihnen findet. Was wir jenseit des Rheins zu viel haben, haben sie hier zu wenig.

Die Revue lief also ganz nach Wunsch ab, ja so ausnehmend gut, daß am nächsten Morgen der Marschall Magnan, als Oberbefehlshaber der Armee von Paris, der Nationalgarde im Allerhöchsten Auftrage den kaiserlichen Dank abstattete, „sowohl für ihr gutes Einvernehmen mit dem Kriegsheere, als auch für ihre so laut und offen an den Tag gelegte Sympathie für den Staatschef und die napoleonische Dynastie“. Außerdem brachte der ‚Moniteur‘ noch ein Schreiben Persigny's an Magnan, in welchem der Minister seinerseits die Complimente an die Nationalgarde wiederholte.

Aus all' diesem sieht man aber gerade, daß irgend etwas Heimliches, „Unterirdisches“, wie man hier sagt, im Werke war; denn schon ein Tagesbefehl nach einer Revue ist etwas Seltenes, vollends ein solcher, in welchem die mehr als bescheidene Nationalgarde mit so viel Lorbeern und Weihrauch überhäuft wurde.

So hatte denn der Kaiser Ursache, mit seiner „guten Stadt Paris“ zufrieden zu sein, und als er am 15. August, Nachmittags, auf seiner Rückfahrt nach Saint-

Cloud den Umweg über den Invalidenplatz nahm, wo in jener Stunde wohl dreimalhunderttausend Menschen den dortigen Volksschauspielen beiwohnten, sah er so vergnügt und heiter aus und grüßte so überaus höflich alle Welt, wie wir es in diesem Maße fast nie zuvor bemerkt haben. Der Zug bestand aus drei vierspännigen, offenen Wagen, mit zwei Vorreitern und der nöthigen Dienerschaft, aber ohne alle Militär-Escorte; nur der General Fleury, noch dazu in Civil, ritt am rechten Wagenschlage der ersten Calesche, in welcher die Majestäten saßen. Durch die elysäischen Felder, von den Tuilerien aus, ging Alles bequem; die Municipalgarde macht ohnehin sofort Platz, wenn sie in der Ferne die kaiserlichen Equipagen heraufkommen sieht. Aber auf ein Mal bogen die Wagen, anstatt geradeaus und direct nach Saint-Cloud zu fahren, in die linke Seiten-Allee des Industriepalastes ein und fuhren auf die Invalidenbrücke zu. Hier war aber ein solches Menschengedränge, daß die Wagen kaum im langsamsten Schritt vorwärts kommen konnten. Die Stadtsergenten, von denen sofort eine Legion herbeigeeilt war, mochten noch so viel drängen und schelten und sich unter den Augen des Herrn wichtig machen, es half nichts; wenigstens fünf Minuten vergingen, bevor die Passage über die Brücke einigermaßen frei wurde. Daß der Kaiser dies absichtlich gethan, lag auf der Hand und auch im Volk schien man dies sofort zu fühlen, denn die Zurufe wurden immer lauter und ungetheilter, und die Taschentücher und Hüte bewegten sich fast allzu dicht vor den Augen der Majestäten.

Ich kann mir nicht helfen: dieser persönliche Muth des Kaisers hat mir immer ausnehmend gefallen; diese Ruhe und Sicherheit, mit der ich ihn so oft im dichtesten Volksgedränge, nach einer Revue oder nach sonst einem öffentlichen Aufzuge, halten sah (die Gamins umdrängten ihn einst, griffen in die Zügel seines Pferdes und schlugen mit der flachen Hand auf seine Stulpenstiefel, was ich Alles mit eigenen Augen gesehen!) hat etwas sehr Imposantes und zugleich Herzengewinnendes; das läßt sich nicht leugnen.

So war es auch dies Mal. Auf dem ungeheuern Platze vor dem Invaliden-Hôtel, ein kleines Marsfeld, war endlich so viel Raum gemacht worden, daß die kaiserlichen Equipagen passiren konnten; sie fuhren hinauf und hinunter, tausendfach begrüßt und bejubelt, sogar beklatscht wie auf einem Theater: eine Ovation, wie sie seit dem Einzuge der italienischen Armee nicht vorgekommen war.

Das Fest selbst, der Napoleonstag, verlief wie gewöhnlich; der Regen am Vormittag diente nur dazu, „die Luft zu erfrischen“ und „den Staub zu dämpfen“; »Dieu s'était chargé d'arroser la ville« stand sogar ganz naiv in dem Festbericht des ‚Pays‘. Die Vorbereitungen zur Illumination und zu den Feuerwerken wurden auch trotz des ungünstigen Wetters getroffen; man war gewiß, daß es sich gegen Abend aufheitern würde, was denn auch geschah.

Herr Godillot war schon seit acht Tagen mit seiner Armee in's Feld gerückt, gegen zwölftausend Mann,

streng und sicher einexercirt wie die besten Soldaten, und jedenfalls gewandter und rascher zur That als die vielbelobte Nationalgarde. Tag und Nacht war gearbeitet worden, ruhig und ganz in der Stille; man hatte so gut wie gar nichts gemerkt, und am Morgen des fünfzehnten war das Wunderwerk fertig.

Wenn der Kaiser am fünfzehnten August die erste Person in Juris ist, so ist Herr Godillot entschieden die zweite, denn er ist der große Festordner, der Alles leitet und dirigirt, der für Alles sorgt und an Alles denkt, der an hundert Orten zugleich ist, und die versteckteste Laterne wie das kleinste Fähnchen nicht vergißt. Ein bedeutender, hochwichtiger Mann! Er hat aber auch wie ein Maréchal de France Adjutanten und Ordonnanzen in Menge, die seine Befehle mit Windeseile nach allen Weltgegenden bringen und jedes Winks gewärtig sind. Herr Godillot, als »entrepreneur des fêtes de l'Empereur« hat beim Kaiser Zutritt wie ein Senator oder ein Minister; er conferirt mit Sr. Majestät umständlich und lange, legt Pläne und Projecte vor und entwickelt seine neuesten Ideen, die entweder sofort die Allerhöchste Billigung erhalten oder von dem Monarchen modificirt werden.

Für dieses Jahr war zum ersten Male die Erleuchtung der elysäischen Felder mit Gas vorgeschlagen und genehmigt worden: ein großer Fortschritt gegen früher, wo stets Oellampen in buntfarbigen Gläsern verwendet wurden. Leider waren die Erleuchtungs-Apparate nicht zahlreich genug; aber die Sonnen, Adler, Wappen und

bekränzten Chiffern prangten dafür im blendendsten Brillantfeuer. Außerdem waren runde Papier-Laternen in alle Bäume gehängt worden, blaue, rothe, gelbe, weiße; ebenfalls etwas neues, und eine sehr glückliche Idee, denn diese runden, feuerigen Kugeln waren von bezaubernder Wirkung. In den elysäischen Feldern sollen allein über dreimalhunderttausend solcher Laternen verwendet worden sein, in jeder Laterne eine Stearinkerze. Man denke! Der Rondpoint war der glänzende Mittelpunkt dieser Feenwelt; in dem großen Bassin war eine neue Vasenfontaine errichtet worden und ausländische Topfgewächse umgaben die ganze Rotunde; hoch oben eine flammende Sonne, ein feueriges N in der Mitte. Das Feuerwerk war wie gewöhnlich großartig und schön; für achtzigtausend Franken kann man schon viele Schwärmer, Leuchtkugeln, Raketen, Sonnen und Feuerräder versprühen und verpuffen, denn das ist der Preis des westlichen Feuerwerkes am Trocadero; das östliche an der Barrière du Trône kostet nur (nur!) sechszigtausend Franken, aber dort wohnen auch nicht so vornehme Leute.

Und die Menschenmenge! Man sucht umsonst nach einem Wort, das dies Gewühl, dies Drängen und Wogen, dies Auf- und Abfluthen in seinem ganzen Umfang bezeichnet. Und überall dieselben gewaltigen, unermeßlichen Volksmassen: vom Arc de Triomphe de l'Etoile im äußersten Westen, bis zu der Barrière du Trône im entlegenen Osten vielleicht kein Quadratfuß Chaussée, Straße, Trottoir, wo nicht ein Mensch stände,

ginge oder säße. Der zwischen jenen beiden Endpunkten liegende Raum ist reichlich eine halbe deutsche Meile breit und über zwei deutsche Meilen lang. In diesem ganzen Haupttheil von Paris ist die Wagencirculation von Nachmittags vier Uhr an untersagt, was wesentlich dazu beiträgt, der Stadt einen festlichen Anstrich zu geben. Alles still und feierlich! Man wird im ersten Augenblick ganz verlegen, wenn man am Abend die großen, taghell erleuchteten Alleen der elysäischen Felder oder den Concorde-Platz betritt, wie ein Ballsaal so sauber und vornehm. Unwillkürlich sieht man sich auf die Füße und Hände, ob man auch anständig chaussirt und gantirt ist. Es kommt Einem sogar vor, als hätten die hunderttausend Menschen um uns bessere Manieren als gewöhnlich; nirgends ein rohes Wort oder gar Zank und Streit; und o Wunder! man kann eine ganze Viertelstunde auf- und abgehen, ohne einem einzigen Sergent de Ville zu begegnen. Man glaubt es nicht, es ist aber doch wahr. Auch der Tuilerienpark war diesmal erleuchtet, aber der sah so vornehm aus, daß man am Eingang fast seinen Hut abgenommen hätte. Und nun gar die innern Boulevards! zwanzigtausend Tische und eine Viertel Million Stühle rechts und links auf den Trottoirs, ist vielleicht nicht zu viel angeschlagen, *eine* große Abendgesellschaft von der Madeleine zur Bastille, und erst dort, wo das Faubourg Saint-Antoine beginnt, das sich auch an jenem Abend — in jener Nacht muß man eigentlich sagen, denn um drei Uhr war noch Alles lebendig — sein Recht nicht nehmen ließ, wurde das

Wogen und Treiben wilder und lauter, bis es alsdann an den Barrièren in den Superlativ ausartete. Dort mögen auch die Stadtsergenten anzutreffen gewesen sein, die wir in unsern Quartieren vergebens suchten.

In St. Cloud war bei Hofe großes Galadiner, dem eine noch größere Soirée folgte. Von der mittlern Schloßterrasse konnte man das ganze feuerige, flammende Paris liegen sehen in Gluth und Licht, fast schrecklich schön; wenn der Kaiser dort zufällig in jenem Augenblick gestanden, als man das Schlußbouquet des Feuerwerks abbrannte, mag auch ihm wohl das bekannte Bild gekommen sein von dem „Vulcan“, der aber nun in Wahrheit ein feuerspeiender Berg geworden war.

Der Kaiser auf Schloß Ferrières.

Noch nie hat wohl ein kaiserlicher Besuch so viel von sich reden gemacht und ist so vielfach commentirt worden, als dieser Besuch, der am 17. December 1862 stattgefunden hat. Wochen lang redete man im Publicum ein Langes und Breites von den Vorbereitungen, die Herr von Rothschild zum würdigen Empfange seines kaiserlichen Gastes getroffen; Alles freilich nur Hypothesen und Vermuthungen; denn Einer sprach dem Andern nach, was er gehört hatte, und genauen Bescheid wußte Keiner. Dann hieß es plötzlich, der Kaiser würde gar nicht nach Ferrières gehen, und wieder, er sei dort gewesen, aber incognito und nur in „Geschäften“. Ueber dem Ganzen ruhte ein geheimnißvoller Schleier, den der „große Baron“ selbst geschickt und absichtlich darüber auszubreiten gewußt hatte, eben um dem Besuche, der längst versprochen war und auch ausgeführt werden sollte, größere Bedeutung zu verleihen.

Der Hauptgrund des Mysteriums lag vorzüglich in dem Umstande, daß das Schloß Ferrières bis jetzt noch von keinem Erdenmenschen besucht war, den Baron selbst natürlich ausgenommen, und die Handwerker und Künstler nicht minder, die zu Hunderten darin arbeiteten; aber diese waren sämmtlich in Eid und Pflicht genommen, gegen Jeden reinen Mund zu halten. So konnte sich denn die vielzüngige Fama nach Herzenslust ergehen, uns der Wunderdinge in Menge auftischen und märchenhafte Beschreibungen des Schlosses liefern, die aber doch, wie es scheint, weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind. Kam ein Tourist oder sonst ein neugieriger „Engländer", absichtlich oder zufällig, auf die Besitzung des Barons und näherte sich auch nur auf Schußweite dem Schlosse, so erschien ein höflicher Diener, der den Fremden bat, nicht weiter zu gehen und hinzufügte, seine Herrschaft sei nicht zu Hause und überall in der Umgebung des Gebäudes und im Park seien Wolfs- und Fuchsfallen gelegt. Gründe genug, sich resignirt zurückzuziehen, nicht ohne sehnsüchtig hinüber zu schauen nach den weißen Mauern des ungeheuern Bauwerkes, das mit seinen hohen Thürmen und Giebeln aus der Ferne hervorleuchtete wie ein verzauberter Feenpalast. Die Entzauberung hat endlich stattgefunden, aber der Feenpalast ist geblieben. Ja, so weit ging die Sorgfalt des höflichen Dieners, daß er aufmerksam Acht gab, ob der ungebetene Besucher nicht etwa ein Papier herausziehe, um eine flüchtige Skizze des Schlosses und des Parks aufzunehmen, die

alsdann leicht in die »Illustration« oder in eine sonstige Pariser Bilderzeitung gewandert wäre und dadurch dem Baron die Freude verdorben hätte, seinen kaiserlichen Herrn und Freund (»cher ami« soll ihn der Kaiser schon oft angeredet haben) zu überraschen.

Auch wir, die wir doch sonst so ziemlich überall hinkommen, wo etwas Neues und Merkwürdiges in Paris zu sehen ist, und schon oft durchzuschlüpfen gewußt haben, wo die Thore und Thüren streng verschlossen waren, mußten uns hier bescheiden, und trotz unserer Bekanntschaft mit einem der zwanzig, dreißig Decorationsmaler von dem Project eines heimlichen Besuches in Ferrières abstehen. „Ich bin Familienvater“, hatte uns der Maler auf unser wiederholtes Ansuchen erwidert. „Sie wollen mich doch nicht um Brod und Stellung bringen?“ Auf eine solche kategorische Weigerung war nichts weiter zu sagen.

So viel hatten wir aber doch durch unser Intriguiren erreicht, daß uns ein befreundeter Herr aus dem Gefolge des Kaisers versprach, uns sofort nach dem kaiserlichen Besuche die Détails desselben und also auch eine Schilderung des Schlosses zu geben. Eine solche brachten freilich auch die verschiedenen Zeitungen, aber sie gestanden selbst, daß ihre Notizen nur unvollkommen seien und nur ein schwaches Bild des glänzenden Tages wiedergeben könnten. Viel besser wird es auch uns wohl nicht ergehen; aber wir thun wenigstens unsere Pflicht, wenn wir genau erzählen, was wir in Erfahrung gebracht haben.

Morgens um neun Uhr verließ der Kaiser die Tuilerien und fuhr nach dem Straßburger Bahnhof, an dessen Eisenbahnlinie das Schloß Ferrières liegt und zwar als eine besondere neue Station, einzig und allein für die Rothschild'sche Familie und für diejenigen, die als Besuchende, als Gäste oder sonst wie zum Schlosse gehören. Es ist dies eine Concession der Eisenbahn-Compagnie, die dem Baron ein gutes Stück Geld kosten mag; aber er ist ja selbst einer der Haupt-Directoren jener Linie und dann — wenn man der Herr von Rothschild ist, kann man eben Alles haben.

Das Gefolge des Kaisers war nicht zahlreich: zunächst seine Getreuen, Persigny, Fould, Fleury und Walewsky, alsdann Thouvenel, wohl als Beweis, daß er trotz seiner Demission nach wie vor in Gnaden stehe; ferner Monsieur Boitelle, und endlich Lord Cowley und Fürst Metternich. Außerdem ein paar Ordonnanz-Officiere und der Baron Delaage, nicht zu vergessen, eine Hauptperson, denn es sollte eine große Jagd in Ferrières stattfinden, und der Baron ist »porte-arquebuse de l'Empereur« und hat als solcher das Amt, auf der Jagd dem Kaiser jedes Mal die frisch geladene Büchse hinzureichen und die abgeschossene in Empfang zu nehmen, ganz wie zur guten alten Zeit der französischen Könige. Der kaiserliche Extrazug machte die Fahrt, die sonst über eine Stunde dauert, in kaum fünfzehn Minuten, und an der Station empfing ihn der Baron Rothschild, von seinen vier Söhnen und drei

seiner Brüder umgeben, welche letztere eigens zu diesem Zwecke aus Petersburg, Frankfurt und London nach Paris gekommen waren; für den Petersburger namentlich keine kleine Reise, bloß um auf Schloß Ferrières zu frühstücken und zu jagen, aber ein Frühstück und eine Jagd, wie sie selbst ein Rothschild nicht täglich haben kann. Nur der Bruder in Neapel war zu Hause geblieben und nicht erschienen; vielleicht lag ihm nicht einmal viel daran, dem Kaiser zu begegnen, denn seit der Vertreibung Franz' II. soll er nicht gut auf Napoleon zu sprechen sein.

Acht vierspännige Wagen hielten an der Station für die hohen Gäste; in den ersten stieg der Kaiser ein mit seinem Wirthe, mit Persigny und Lord Cowley, die übrigen folgten und der stattliche Zug, von berittenen Dienern umgeben, setzte sich in Bewegung nach dem Schlosse. Die Livreen waren sämmtlich neu, hellblau, mit goldenen Tressen und Aufschlägen, dazu die schönsten Racepferde und die prächtigsten Caleschen, Alles „funkelnagelneu“. Aber nur nicht schon jetzt im Superlativ gesprochen; was bleibt uns sonst übrig, wenn wir den Empfang im Schlosse und das Schloß selbst schildern?

Auf der großen Freitreppe lag ihrer ganzen Breite nach ein grüner Sammetteppich mit hineingestickten goldenen Bienen und oben im Vestibul standen alle Damen der Rothschild'schen Familie in reicher Toilette, um den Kaiser zu begrüßen. Für jede dieser Damen hatte der Monarch ein freundliches oder galantes Wort,

eine Aufmerksamkeit, die ihm sehr hoch angerechnet wurde. Alsdann begab sich die Gesellschaft in die „Halle“, welchen Namen man aus deutscher Pietät dem Hauptsaale des neuen Schlosses gegeben hatte, und hier entschlüpfte ein Ach des Staunens und der Bewunderung sogar den kaiserlichen Lippen. Natürlich können wir hier diese „Halle“ nicht in ihren Einzelheiten schildern; unser Gewährsmann sagt selbst, man könne ein Buch darüber schreiben und müsse dem Buche alsdann noch einen dicken Katalog beifügen, denn diese „Halle“ ist eben ein Museum der seltensten und kostbarsten Kunstwerke aller Art. Deshalb nur einige kurze Notizen. Der Saal ist sechszig Fuß hoch und empfängt sein Licht von oben durch große Spiegelscheiben, die an den Seiten von hellblauen, mattgeschliffenen Glasflächen eingefaßt sind. Der Raum hat hundertundzwanzig Fuß im Quadrat und die Wände sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit veilchenblauem Sammet ausgeschlagen; oben ein mehr als drei Fuß breiter Fries in weißem Marmor und reicher Vergoldung, eine Art Alexanderzug in antikem Stil. Zwei ungeheuere Spiegel rechts und links, eigens in Saint-Gobain für Herrn v. Rothschild gegossen und noch um vieles breiter und höher als der berühmte Spiegel der letzten Ausstellung, werfen all' diese Pracht in's Unendliche zurück. Und nun die Kunstschätze selbst, die in diesem Saale massenhaft aufgehäuft und doch wieder mit großem Geschmacke aufgestellt und vertheilt sind. Die Gemälde an den Wänden sind von den ersten Meistern der Welt, von Rubens, van Dyck,

Velasquez, Raphael, Titian, Murillo u. s. w., sämmtlich Cabinetsstücke, wie sie kein königliches Museum schöner besitzt; dazwischen alte, aber wohlerhaltene Gobelins, eben ihrer Antiquität wegen unschätzbar. In dunkeln Nischen stehen blendende Marmorstatuen, ebenfalls von den ersten Bildhauern, sogar ein Thorwaldsen darunter; und endlich in wundervoll gearbeiteten Schränken (die Schränke aus Ebenholz mit eingelegtem Elfenbein, schon an sich sehenswerthe Kunstwerke) befinden sich die seltensten und zugleich interessantesten Sammlungen von geschnittenen Steinen und Gemmen, von antiken Gold- und Silbersachen, von Münzen und Medaillen, von Porzellan und Kristall und von hundert und tausend andern Dingen aus allen Gegenden der Erde. Wie gesagt, ein Museum im großartigsten Maßstabe, im Werthe von vielen Millionen, als hätten sämmtliche Museen von Paris, die wohl die reichsten der Welt sind, ihre schönsten und seltensten Kostbarkeiten in diesen einen Saal geschickt. Der Kaiser betrachtete Alles mit Kennerblicken, aber auch mit wahrer Bewunderung, und äußerte wiederholt, daß mehrere Tage dazu gehörten, um nur die Kunstschätze dieses einen Raumes in ihren Einzelheiten durchzugehen. Und nun gar die übrigen Galerieen und Säle des Schlosses, wo jede Galerie, jeder Saal wieder ein Museum im Kleinen ist, oder doch kostbare Sehenswürdigkeiten enthält. Zunächst der große Speisesaal, im gothischen Stil und eine Copie des berühmten Ordenssaales der Hosenbandritter im königlichen Schlosse zu Windsor; alsdann

der kleine Familien-Speisesaal mit prächtigen Gemälden von Proudhon; das Rauchzimmer mit seinen Cigarren zu zwei und drei Franken, von denen unser Freund und Berichterstatter zwei hatte mitgehen heißen: eine für sich selbst und eine für uns, die wir aber nicht zu rauchen wagen, sondern zum Andenken aufbewahren; ferner der eigentliche Empfangssaal, im Stile Louis Quatorze, die Möbeln so prächtig, wie sie der große König in seinen herrlichsten Gemächern niemals besessen; alsdann eine Reihe kleiner Salons, mit einem Luxus ausgestattet, wie kein kaiserliches Schloß einen ähnlichen aufzuweisen hat. Auch die große Haupttreppe, die in der Mitte des Gebäudes vor der oben geschilderten Halle liegt, dürfen wir nicht vergessen. Sie ist ganz aus weißem Marmor, das Geländer von schwarzem Ebenholz mit Verzierungen aus Goldbronze, vielleicht etwas überladen, aber in der Ausführung wunderschön und auch gewiß einzig in ihrer Art. Sie führt nach rechts und links, in zwei sanften, aber gewaltigen Bogen, zu den obern Räumen. Dabei war die ganze Treppe mit blühenden Topfgewächsen besetzt, die Töpfe sämmtlich von feinem Porzellan, weiß mit Gold, und die größern Pflanzen, wie die Palmen, Aloen und Agaven, in kostbaren Vasen. Und die Blumen selbst in solcher Fülle und Pracht, wie eben nur die Rothschild'schen Treibhäuser sie zu liefern vermögen, deren Producte seit Jahren auf allen Pariser Blumen-Ausstellungen nur noch honoris causa zugelassen werden und keine Preise mehr erhalten, eben weil sie schon alle Preise davon-

getragen haben.*) Den Hintergrund des Treppenhauses bildete oben ein wahrer Camellienwald, dunkelroth und schneeweiß, und von hier aus geht es in die Galerieen des zweiten Stockwerks. Dort finden wir zunächst eine Antikensammlung von römischen und griechischen Basreliefs, in einem andern Saale pompejanische und etrurische Alterthümer, weiterhin eine lange Galerie von Vasen aus Sèvres, wie sie sicherlich in der kaiserlichen Porzellanfabrik nicht schöner und kostbarer zu sehen sind; auch ein chinesischer und japanischer Saal fehlt nicht, mit allen möglichen Raritäten aus China und Japan, und so fort — man müßte auch für diese Etage wieder ein Buch und einen Katalog schreiben. Der Kaiser wandte sich beim Anblick aller dieser Herrlichkeiten zu dem Baron und sagte lächelnd: »Mais, mon cher« ... (da sehen Sie, mein Fräulein, daß er ihn »mon cher« angeredet hat) ... »mais, mon cher, j'ai honte de rentrer chez moi, tellement je me trouve mal logé«, worauf der Baron unterthänigst erwiderte:

*) Aber ein großer Verlust hat die dortigen Treibhäuser an jenem Tage getroffen. Hr. v. Rothschild ließ nämlich, trotz der vorgerückten Jahreszeit (Mitte December!) und trotz der Vorstellungen seiner Gärtner, 24 hochstämmige Orangenbäume, die schönsten der ganzen Orangerie, wieder in's Freie schaffen und die Auffahrt zum Schlosse damit besetzen. Sie blieben die Nacht über draußen und am andern Morgen waren sechszehn von ihnen erfroren. Ein Verlust von eben so viel Tausend Franken und, was die Hauptsache ist, sehr schwer zu ersetzen, da jene Orangenbäume mit denen von Versailles und St. Cloud an Größe und Schönheit wetteifern.

»Sire, vous êtes ici chez vous.« Man sieht, der Herr v. Rothschild versteht sich auch auf Complimente. Doch weiter.

Im eigentlichen Erdgeschoß befinden sich die Küchen — und der bloße Gedanke der Küchen des Herrn von Rothschild macht das Herz eines jeden Gastronomen lebendiger klopfen. Auch diese Räume beehrte Se. Majestät mit einem Besuche, und vielleicht hat der Kaiser auch hier einen ähnlichen Vergleich gemacht, wie oben in den prächtigen Sälen. Dreißig schneeweiß gekleidete Burschen, in Reih' und Glied aufgestellt, wie die Orgelpfeifen, vom ersten Koch bis zum letzten Küchenjungen, begrüßten den Monarchen mit einem lauten »vive l'Empereur!«; im Hintergrunde salutirte ernst und gemessen eine würdige Gestalt: der Obermundkoch, der Chef d'Office, der Officier de Bouche; denn alle diese Titel führt Monsieur Guignard, der ebenbürtige Nachfolger Dugléré's, des „großen Adolphe", der bei dem Vater des Barons in „Amt und Würden" stand und jetzt als vornehmer Mann von seinen Renten lebt. Allen Respect vor Monsieur Guignard! Der ‚Figaro' läßt sich sogar in seiner Bewunderung für ihn zu der unchristlichen Phrase hinreißen: »le grand prêtre dans ce sanctuaire culinaire«, und die ‚Patrie' schreibt schon jetzt den Namen Guignard stolz zu den beiden andern „unsterblichen" Kochkünstlern Vatel und Brillat-Savarin. Aber Spaß versteht er nicht, der Herr Obermundkoch, und im vorigen Monate wollte er eines Tages fast seine Demission geben, ganz wie ein Minister,

der auch sein Portefeuille zurückschickt, wenn er sieht, daß er „mit Ehren“ nicht mehr bestehen kann. Die Sache, die wir freilich nicht verbürgen können, sondern nur nacherzählen, war einfach diese. Monsieur Guignard reicht am vorigen Monatsschluß wie gewöhnlich dem Intendanten des Hauses seine Rechnung ein, Alles in Allem 18,500 Franken. Eine hübsche Summe, meiner Treu, für einen Monat Küchenkosten, selbst wenn man Herr v. Rothschild heißt. Der Intendant erlaubt sich wenigstens diese Bemerkung, die aber Monsieur Guignard sehr übel nimmt und dem Intendanten antwortet, er möge sich um das bekümmern, was ihn angehe. Dieser glaubt aber, daß ihn, als den obersten Hausverwalter, auch diese Ausgabe, so gut wie alle übrigen angehe, weigert sich zu bezahlen, und die Sache kommt vor den „Herrn“. Herr von Rothschild läßt den Obermundkoch rufen und erlaubt sich dieselbe Bemerkung wie der Intendant. Da reißt unserm Monsieur Guignard die Geduld und er erklärt sans façon: so sei er nicht gewohnt behandelt zu werden. Er habe im Laufe des Monats zwei große Gala-Diners gehabt, statt des gewöhnlichen einen, was den „kleinen“ Ueberschuß hinreichend erkläre (sonst hat er nur fünfzehntausend Franken monatlich), und wenn der Herr Baron nicht mit ihm zufrieden sei, so brauche er es nur zu sagen; überhaupt habe er keine Lust, in einem Hause Koch zu sein, wo man ihm auf die Finger sehe, und wenn der Herr Baron Kutscher-Diners geben wolle (diners de cochers de fiacre), so möge er sich nach

einem andern Chef umsehen. Trotz dieser Unverschämtheit soll Herr von Rothschild den schlimmen, aber dabei unentbehrlichen Gesellen beschwichtigt haben, und Monsieur Guignard blieb bis auf Weiteres in seiner hohen Stellung. Dafür hat er sich aber auch am Tage des kaiserlichen Besuches glänzend bewährt und ein déjêuner dinatoire geliefert, das in den Annalen der Gastronomie einzig dastehen wird.

Die Tafel war im großen Speisesaal servirt und der Kaiser saß zwischen den Gemahlinnen des Pariser und des Petersburger Rothschild; ihm gegenüber der Baron zwischen seinen beiden Schwägerinnen aus Frankfurt und London; im Ganzen nur fünfundzwanzig Personen. Monsieur Guignard hatte, wie gesagt, nicht nur das Mögliche, sondern (wenigstens nach Feuilletonisten-Stil) das Unmögliche geleistet; aber wir verzichten gleich von vornherein auf die nähern Détails des lukullischen Mahles. Auch ein Pfau befand sich, nach mittelalterlicher Sitte, unter den Schmauskunstwerken, und zwar mit seinem vollen Gefieder, das abgehoben wurde, um den Braten selbst, der darunter saß, zu serviren. In allen vornehmen Pariser Häusern wird übrigens in dieser Weise stets das feine Geflügel aufgetragen, Fasanen, Auerhähne, wilde Enten &c., was eben so originell wie hübsch aussieht. Weit mehr aber als die Gerichte, trotz ihrer Rarität und Anzahl, wurde das Silberzeug bewundert, namentlich die Tafelaufsätze, die buchstäblich einzig in der Welt sind; denn sie wurden auf besondere Bestellung, nach eigens gelieferten Zeich-

nungen und auch nur in einem Exemplar angefertigt »à cire perdue«, wie man auf französisch sagt, was natürlich die Kosten außerordentlich erhöhte. Der Hauptaufsatz, in der Mitte der Tafel, gegen vier Fuß hoch, Diana mit ihrem Jagdgefolge vorstellend, soll fünfundzwanzigtausend Franken gekostet haben — ein kleines Vermögen, ach, ein großes, ein Krösusschatz für hunderttausend arme Schlucker! Doch genug von all diesen geldtheuern Herrlichkeiten, die der große Baron am Ende seiner Tage, wenn die ernste Stunde schlägt, der auch er, trotz allen seinen Millionen nicht ausweichen kann, so gut hier oben zurücklassen muß, wie der arme Bettler seinen zerlumpten Kittel — genug davon. Fügen wir nur gleich hinzu, daß der Schloßherr von Ferrières zum dauernden Gedächtniß an den kaiserlichen Besuch eine Summe von fünfzigtausend Franken zum Bau eines Schulhauses in seiner Commune und zur Dotation des Schullehrers angewiesen hat, und dem Pfarrer des Ortes eine gleiche Summe zur Gründung eines Asyls für altersschwache und arbeitsunfähige Personen. Das läßt man sich gefallen, und wir wollen dem Herrn v. Rothschild seinen Reichthum gern verzeihen und auch seinen theuern Tafelaufsatz; ja, man möchte einer jeden Commune in Frankreich und überhaupt in der Welt einen solchen Schloßherrn wünschen!

Lange dauerte indeß die Tafelstunde nicht; es sollte auch nur ein Imbiß sein, »un morceau sur le pouce«, nach Waidmannsart; denn Se. Majestät war ja zur Jagd geladen worden. Vorher machte die hohe

Gesellschaft noch einen Spaziergang durch den Schloßgarten, der allerdings, wegen der vorgerückten Jahreszeit, mit Ausnahme der Treibhäuser, kein besonderes Interesse darbot. Auf einer kleinen Anhöhe wurde der Kaiser von dem gesammten Gärtnerpersonal mit lauten Vivats empfangen und der Jardinier en Chef überreichte Sr. Majestät einen saubern Spaten, mit der Bitte, die erste Erde auf eine neu zu pflanzende Ceder zu werfen und solchergestalt auch hier im Schloßgarten dem allerhöchsten Besuche ein bleibendes Denkmal zu setzen.

Nun aber ertönten die Fanfaren der Jägerhörner, und die Gäste begaben sich in den Park, wo Alles für die Jagd bereitet war. Dieselbe war auch hier, wie fast immer die Jagden der hohen Herrschaften, mit Ausnahme der großen Hetzjagden zu Pferde, ein Fasanen-Treibjagen in dem eingehegten Wildstande des Schlosses, ähnlich wie in den „Parks“ von Fontainebleau und Compiègne, nur mit dem Unterschiede, daß der „Park“ von Ferrières größer und wildreicher ist, als diejenigen der genannten kaiserlichen Schlösser. Die von hohen Mauern und tiefen Gräben umgebene und auch sonst sorgfältig unterhaltene Wildbahn des Herrn v. Rothschild umfaßt gegen tausend Morgen, so daß eine große Jagdgesellschaft Tage lang darin umherstreifen kann, fast ohne sich zu begegnen, jedenfalls aber ohne sich gegenseitig das Wild wegzuschießen; denn dies ist in solchen Massen vorhanden, daß ein ganzes Regiment Scharfschützen zu seiner Vertilgung vollauf zu

thun haben würde. Es werden in jenem Park nur Fasanen gehalten; die paar Hasen und Kaninchen, die mit unterlaufen, sind nicht zu rechnen, und da gerade in diesem Jahre die Frühlingsbrut der Fasanen sehr schwach ausgefallen, soll Herr v. Rothschild, um diesem Mangel abzuhelfen, mehrere Tausend Stück aus Böhmen und aus andern deutschen Ländern verschrieben haben, deren Fang, Ankauf und Transport hohe Summen gekostet hat. So war es denn möglich, daß die vierzehn Jäger (von seiner Familie nahm Hr. v. Rothschild allein an der Jagd Theil) in den drittehalb Stunden, die das Jagen dauerte, über zwölfhundert Stück Fasanen erlegen konnten, von denen mehrere Hundert allein auf Rechnung des Kaisers kamen. Die armen Thiere! Wir haben schon früher ein Mal bei einer ähnlichen Gelegenheit, wo wir den Kaiser in seinem Park zu Fontainebleau jagen sahen, unsere Klage über eine solche Metzelei ausgesprochen und auch unsere Verwunderung, daß gerade diese Jagd von den Liebhabern und Kennern am höchsten geschätzt wird. Wir gehen deshalb rasch durch die Alleen, wo überall die schönen, tödtlich getroffenen Vögel zappeln, mit den Flügeln schlagen, die Erde mit ihrem Blute färben und unter heiserm Geschrei verenden. Ein Hochgenuß, ein Festtag für einen wahren Waidmann!

Prächtig muß sich aber die Jagd ausgenommen haben. Vierzig Treiber eilten den Jägern voraus, vertheilten sich seitwärts und scheuchten mit lautem Tiro die schüchternen Vögel auf und den Schützen entgegen. Jene

Treiber waren sämmtlich in neuen Costümen: hellgraue Jacken mit blitzenden Stahlknöpfen, rothe Zuavenhosen mit weißen Gamaschen, ein blaues Fez mit goldener Trobdel. Manches hübsche Bauernmädchen soll man heimlich unter diese Treiber gesteckt haben, die im Uebrigen aus der zahlreichen Schloßdienerschaft gewählt waren; ächt französisch und wohl möglich, aber verbürgen können wir das pikante Factum nicht.

Auch die Costüme der Jäger selbst dürfen wir nicht übergehen. Der Kaiser trug einen vollständigen Jagdanzug, den die Modejournale sofort copirten: schwarzer Sammetrock, kurz, mit breiten Aufschlägen, die Weste mit langen Schößen von weißem Leder, das Beinkleid, gleichfalls von Leder, aber lichtgrau, dazu kurze Jagdstiefel mit glanzledernen Gamaschen und blitzenden Schnallen; ein runder flacher Filzhut, in der Art wie die verpönten Heckerhüte, vollendete dies einfache Costüm. Ein kleiner silberner Stern auf der Brust war das einzige Abzeichen der Majestät, denn von den übrigen Gästen trug keiner die geringste Decoration. Ihre Costüme waren manchfaltig, aber sehr einfach; nur Lord Cowley soll sich durch seine excentrische Kleidung bemerklich gemacht haben.

Die Sonne war bereits untergegangen, als noch die letzten Schüsse fielen, aber auch das Halali geblasen wurde, das die hohe Jagdgesellschaft zur Rückkehr in's Schloß einlud. Hier hatte sich unterdessen die Scene verändert und eine neue wunderbare Ueberraschung erwartete die Gäste. Das ganze unermeßliche

Gebäude strahlte im reichsten Brillantfeuer. Nicht allein alle Façaden, sondern auch die Giebel und Thürme waren von blitzenden Flammenlinien eingefaßt — weder die Tuilerien noch das Louvre sind wohl je am Feste des Kaisers so verschwenderisch erleuchtet worden, wie das Schloß Ferrières an diesem Tage. Denn wie in jener königlichen Besitzung gar nichts fehlt, was vielleicht die Bewohner veranlassen könnte, ihre Abwesenheit von Paris zu bedauern, so wurde auch ein großer Gasometer in einem der Nebenhöfe erbaut, um nöthigenfalls zu einer Illumination im großartigsten Maßstabe gerüstet zu sein.

Auf dem freien Platze vor dem Schlosse, der von hohen Flammenpyramiden beleuchtet war, hatten sich zahlreiche Deputationen der umliegenden Communen und Ortschaften mit ihren Pfarrern und Maires aufgestellt, um den Kaiser zu begrüßen. Dieser unterhielt sich auch in seiner gewohnten, leutseligen Weise, auf die er sich so gut versteht, mit einem jeden Pfarrer und Maire besonders, erkundigte sich nach ihren Wünschen und Bedürfnissen und bewilligte eine Menge Petitionen. Alsdann begaben sich die Gäste in das Innere des Schlosses, um ein „kleines Vesperbrod“ einzunehmen, das der unermüdliche Guignard inzwischen bereitet hatte. Der Leser kann sich nach dem oben beschriebenen Frühstück eine Vorstellung von diesem „Vesperbrode“ machen, das schon deswegen noch prächtiger war als jenes, weil eine feenhafte Erleuchtung von vielen Tausend Kerzen hinzukam, die alle Räume in ein blendendes Licht-

meer verwandelte. Kaum hatten die Herrschaften Platz genommen, der Kaiser dies Mal zwischen den Gemahlinnen der beiden andern Rothschild's, damit einer jeden ihr Recht werde, als auf der hohen Tribüne der weitgeöffneten Halle von einem unsichtbaren Sängerchore ein Jagdgesang angestimmt wurde, den Herr v. Rothschild eigens zu diesem Zwecke hatte componiren lassen und zwar von keinem Geringern als von dem alten Maestro Rossini selbst. Mithin eine neue, unerhörte Ueberraschung, denn der vielgefeierte Meister ruht schon seit langen Jahren auf seinen Lorbeern und hat stets die glänzendsten Anerbieten der Pariser Opern-Directoren ausgeschlagen, obschon er, wie sein großer Rival und Mitstrebender Meyerbeer, nicht unempfindlich sein soll gegen ein Päckchen Banknoten oder ein Säckchen Louisdors. Ob Herr v. Rothschild es mit beiden versucht hat, um den Maestro günstig zu stimmen und sich die Jagdcantate zu verschaffen, wissen wir nicht; wir wissen nur, daß der Kaiser seinem liebenswürdigen Wirthe für diese neue Aufmerksamkeit ein neues Compliment machte und mit einem lauten da capo applaudirte. Die Sänger waren sämmtlich Mitglieder der großen Oper, ebenfalls mit bedeutenden Kosten von Paris verschrieben.

Der endliche Aufbruch ... denn Alles hienieden, selbst ein kaiserlicher Besuch, nimmt ein Ende ... war wieder höchst grandios und imposant. Zwanzig berittene Piqueurs, in der Livrée des Hauses, in dreieckigen Hüten und gepudert, hielten mit Fackeln in einem Halb-

kreise vor der großen Freitreppe. Zu beiden Seiten rauschten dichte Raketengarben wie feuerige Schlangen in die Luft, um der Eisenbahn-Station den Aufbruch Sr. Majestät anzuzeigen. Der Schloßhof hatte sich mittlerweile mit zahlreichen glänzenden Equipagen gefüllt: neue Gäste, die von Paris gekommen waren; denn Hr. v. Rothschild gab, zur Nachfeier des kaiserlichen Besuches, noch an demselben Tage ein großes Diner von hundertundfünfzig Personen, dem sich ein Ball anschloß, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Der Kaiser war schon um halb acht Uhr wieder in den Tuilerien, wo er sich rasch umkleidete und mit der Kaiserin in die komische Oper fuhr, um der tausendsten Vorstellung der „weißen Dame“ beizuwohnen. Das Theatergebäude war zu dieser seltenen Festlichkeit prächtig erleuchtet und mit Fahnen und Inschriften geschmückt; auf den Trottoirs stand wie immer eine dichte Menge, um die Majestäten aussteigen zu sehen, ein halbes Hundert (wenn nicht gar ein ganzes!) diensteifriger Polizeisergenten fehlte ebenfalls nicht ... in Ferrières war Gott Lob nicht ein einziger Blaufrack mit Schiffsknöpfen zu sehen ... — aber in dieser dichten Menge ahnte wohl Keiner, welch einen Zauberpalast der Kaiser vor kaum einer Stunde verlassen und welch einen wunderherrlichen Tag er daselbst zugebracht hatte.

Im Invaliden-Dom.

Der alte Oberstlieutenant aus Berlin, den der Leser bereits kennt, war der erste, der mir nach meiner Ankunft in Paris vom Invaliden-Dom sprach. Damals kannte ich von Paris nur das Hôtel Violet, wo ich abgestiegen war, die Rue du Faubourg Poissonnière, in welcher das Hôtel Violet liegt und die beiden Boulevards, welche die genannte Straße begrenzen.

Bei Tische sprach er von nichts Anderm als vom Invaliden-Dom, von den Invaliden selbst, vom Kaiser Napoleon (damals gab es nur einen Kaiser dieses Namens) von seinem Grabmal 2c. Nach französischer Sitte, und obwohl die Hälfte der Gäste aus Deutschen bestand, war ein solcher Lärm an der table d'hôte, an welcher gegen achtzig Personen speisten, daß sich sehr gut Einer oben an der Tafel hätte erschießen können (natürlich mit einem pistolet de salon), ohne daß man es am untern Ende gehört oder davon Notiz genommen hätte. Der Oberstlieutenant riskirte, trotz un-

serer deutschen Nachbarn, mithin nichts durch seinen Panegyricus auf den „großen Mann", den er doch selbst in den Befreiungskriegen bekämpft hatte, in welchen Feldzügen er sich das eiserne Kreuz und andere Orden verdiente. Mir fiel mit Recht diese Vorliebe für Napoleon bei einem alten deutschen Officier auf. Ich war mit mancherlei Vorurtheilen nach Paris gekommen und hatte auch mein Bischen Patriotismus nicht jenseit des Rheins gelassen. Später freilich, nach jahrelangem Aufenthalt in Paris — vorzüglich wenn man aus gewissen deutschen Ländern ist — tritt hierin eine bedeutende Aenderung ein: man wird, wenn nicht französisch gesinnt, obwohl auch diese Fälle nicht selten sind, so doch ein Cosmopolit.

Ich kann einmal nicht anders, entgegnete mir der Oberstlieutenant; ich versichere Ihnen, daß ich stets und unwillkürlich für Napoleon Theilnahme und Bewunderung gefühlt habe. Selbst im Felde und auf dem Zuge nach Paris las ich die französischen Zeitungen und die kleinen Schriften, welche die Lebensbeschreibung und hundert einzelne Charakterzüge des großen Mannes enthielten, und ich weinte fast, als ich den Verrath des Bellerophon vernahm. Ich konnte dies Gefühl sehr gut mit meiner Soldaten- und Unterthanenpflicht vereinen, denn wenn es zur Schlacht kam, war ich gewiß nicht der Letzte.

So der Oberstlieutenant; und wenn ich dies offene Geständniß auch damals nicht ganz verstand, so ward es mir in spätern Jahren um so klarer. Der Grund

hiervon liegt einzig und allein in dem poetischen Reiz, der den Namen und die Thaten Napoleon's wie eine Glorie umgibt, und gegen welchen jede nicht ganz prosaische Natur Herz und Sinn schwer verschließen kann. Man hat dabei gar nicht nöthig, diese Bewunderung auf die reellen politischen und socialen Verhältnisse zu übertragen, und tritt somit einer andern Ueberzeugung oder gar einer höhern Pflicht nicht entgegen. Deshalb konnte auch ein Dichter wie Heine sich für Napoleon begeistern, Heine, der eben nichts war als Poet, und der sich sonst über Alles lustig machte und Alles verspottete, Franzosen wie Deutsche, Gott und Welt. Hat man doch bei den Hottentotten und in den Lehmhütten der wilden Bewohner von Madagascar Groschenbilder von Napoleon gefunden, und die Besitzer zeigten mit der Hand nach Norden und alsdann gen Himmel. Und hat nicht der größte lebende Dichter Frankreichs, Lamartine, obwohl ein entschiedener Gegner der Napoleoniden und des napoleonischen Regiments, die schönsten und herrlichsten Verse auf Napoleon I. geschrieben? Auch zürnt ja nur das Leben; der Tod kennt keinen Haß, er versöhnt. Bei Napoleon's Gedächtniß war die versöhnende Kraft seines Todes so groß, daß König und Regierung dem Drängen des Volks nachgeben und die Leiche des todten Kaisers im Triumphzuge von Sanct Helena holen mußten. Dabei waren die Franzosen damals (damals!) nichts weniger als bonapartistisch gesinnt; denn der Handstreich Louis Napoleon's in Boulogne, der in eben jene Zeit

fiel, rief nur Entrüstung und, was noch schlimmer war, Spott hervor; er nahm bekanntlich ein Ende wie eine Quintaner-Verschwörung gegen den Klassenlehrer. Es ist dies unleugbar ein schlimmer Widerspruch im französischen National-Charakter; aber Frankreich war ja von jeher das Land der Widersprüche.

Und, ehrlich gestanden, sind wir nicht selbst etwas von diesem Widerspruch angesteckt? Schauen wir nicht mit stets neuer Bewunderung und keineswegs bloß aus künstlerischem Interesse, wenn wir die Gemälde-Galerien im Louvre oder in Versailles durchwandern, zu den herrlichen Bildern von Groos, David und Horace Vernet hinauf: dort der einsame Ritt über den Simplon, zwei Alpenführer halten das Maulthier am Zügel, auf welchem der neue Hannibal sitzt, ein Adler in den Lüften zieht vorauf: l'aigle le guide —; hier die Ebene von Gizeh, die tausendjährigen Pyramiden im Hintergrunde, ein sandverschüttetes Memnonsbild zur Rechten, er selbst von seinen Getreuen umgeben: quarante siècles vous contemplent —; ergreift uns dies nicht wie eine poetische Mahnung an Alexander und Cäsar? Freilich wenn wir uns alsdann Abends im Kaffeehause über die Redehelden ärgern, wie sie Frankreich zu Gericht sitzen lassen über die Geschicke Europa's und die Landkarte so zurecht machen, wie sie eigentlich „von Gott und Rechts wegen“ sein müßte, so wünschen wir ihnen dafür auch aus innerstem Herzen, bei der ersten, besten Gelegenheit eine Schlappe und das eine tüchtige, damit sie endlich einsehen ler-

nen, daß Gott Lob! hinter den Bergen auch noch Leute wohnen?

An jenem Tage aber, wo ich mit dem Oberstlieutenant zum ersten Male den Invaliden-Dom besuchte, dachte ich freilich noch anders, und nur wie die erste Hälfte des obigen langen Satzes, die zweite Hälfte ist erst der Nachwuchs späterer Jahre.

Dennoch überkommt mich selbst noch heute ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, wenn ich durch das hohe Portal in den Dom und an den Sarg trete, in welchem die irdischen Reste des großen Helden und Dulders ruhen.

* * *

„Tritt schweigend ein: es ist ein Kaisergrab.“

Der Invaliden-Dom, d. h. die Kirche des Invaliden-Hôtels, ist ein stolzes, stattliches Bauwerk aus der Glanzperiode Ludwig's XIV. Der Stil, wie bei fast allen pariser Kuppelbauten, ist allerdings nicht rein, aber die Harmonie der einzelnen Theile wird dadurch nicht gestört, und das Ganze macht einen imposanten Eindruck. Die Kuppel selbst ist schlank und hoch, weniger hoch allerdings wie die des Pantheons (das große goldene Kreuz auf der Spitze des Pantheons, der jetzigen Genovefa-Kirche, ist zur Zeit der höchste Punkt in Paris), aber sie wird nicht, wie jene, von Säulen getragen, was die Pantheonskuppel, trotz ihrer Schönheit, schwerfällig macht. Früher war die ganze Kuppel des Invaliden-Doms außen vergoldet,

und in den untern pariser Volksklassen erzählt man noch heute, daß jene Vergoldung aus ächtem Goldblech bestanden habe, welches die Alliirten bei ihrem Einzug in Paris abgerissen und als gute Beute über den Rhein geschleppt hätten. Die alten Invaliden erzählen dies den besuchenden Fremden, lachen aber dabei heimlich in den grauen Schnurrbart, denn sie wissen recht gut, wie die Sache zusammenhängt. Die Kuppel wurde nämlich gegen Ende der Regierung Ludwig's XV. mit Eisenblech beschlagen und alsdann vergoldet. Diese Vergoldung ließ Napoleon I., der stets eine große Vorliebe für das Invaliden-Hôtel zeigte, wieder auffrischen; aber Regen, Wind und Wetter haben sie von neuem verwischt und verdorben, so daß heutzutage nichts mehr davon zu sehen ist. Um so leichter kann man daher die kleine Geschichte an den Mann bringen; denn die Kuppel ist jetzt ganz schwarz, wie das übrige Dach der Kirche, und die Invaliden, wenn sie darauf zu reden kommen, bekreuzen sich und sagen: »Oh, si vous les aviez vus, c'étaient des barbares, les alliés!«

Der innere Raum der Kirche ist ganz frei und außer dem Deckengemälde der Kuppel ohne weitere Verzierung. In der Mitte, in einer weiten bassinähnlichen Vertiefung, das Kaisergrab.

Dies Grab ist Alles, was die Kirche enthält, nichts als dies Grab, diesen Porphyrsarg (aus Finnland und ein Geschenk des Kaisers Nicolaus an Louis Philippe), blank geschliffen, von einfacher Form, groß und schwer wie jene alten pharaonischen Sarkophage,

die man im egyptischen Museum des Louvre sieht. Er steht auf einem Piedestal in der Mitte der weiten Vertiefung, und wenn man sich über die Brüstung biegt und hinunterschaut, so gewahrt man nur noch die schlanken, meisterhaft ausgeführten Karyatiden von Pradier, welche den Unterbau als Säulen tragen. Die wunderschöne Mosaikarbeit des Bodens, mit der stets wiederholten lorbeerbekränzten Chiffre des Kaisers, bemerkt man kaum. Der Sarg steht überdies sozusagen in einem neuen Grabe von Cypressenzweigen und Immortellenkränzen, von Veilchensträußen und Blumenbouquets, und weiße, oder silberne Bänder flattern überall mit der kurzen, kleinen Inschrift, die aber Alles sagt: lui.

Von oben fällt ein sanftes, blaues Licht in den Raum, wodurch die ganze Kirche in einem so magischen, übernatürlichen Schimmer erscheint, daß man sofort beim Eintreten wunderbar ergriffen wird. Selbst der prächtige Hochaltar im Hintergrunde verschwindet, trotz seiner glänzenden Säulen von schwarzem Marmor und seiner überreichen Vergoldung; man sieht eben nur den Sarg und nichts als ihn. Nirgends eine Inschrift, oder gar Trophäen, oder kriegerischer Apparat, wie doch sonst überall in Paris bei solcher Gelegenheit. Nur auf einer Marmortafel hinter dem Hochaltar und über der Eingangsthür, die in das eigentliche Souterrain des Grabgewölbes führt, lesen wir in goldnen Buchstaben die Worte: »Je désire que mes cendres reposent sur les bords de la Seine, au milieu de ce peuple français que j'ai tant aimé.«

Wohl schweigt hier die Politik, und der Parteihaß tritt nicht bis an diese Gruft; selbst die ernste Geschichte, die Richterin und Rächerin, hält ihren schrecklichen, unerbittlichen Griffel gesenkt und schaut in wehmüthiger Trauer auf diesen Sarg, dessen Inhalt Alles ist, was übrig geblieben von so vielen Kronen und Thronen und welterschütternden Thaten und Entwürfen. Auch wir werfen ohne Bitterkeit und Haß unsern Kranz hinab: der Tod versöhnt. —

Bis zum 3. April 1862 lag die Leiche Napoleon's in einem bleiernen Sarge, wie sie von St. Helena gekommen; auf dem Sarge lag der Hut von Waterloo, der Degen von Austerlitz und ein Zweig von der Trauerweide seiner ersten Gruft auf Sanct Helena. Früher sah man noch auf einem Sammetkissen den prächtigen massiv-goldnen Lorbeerkranz, mit welchem die Stadt Cherbourg den großen Todten bei seiner Landung und Ausschiffung empfing; derselbe ist später in den Kaisersaal des Louvre gebracht worden, wo er mit andern napoleonischen Reliquien gezeigt wird.

Bei der Leiche im Invaliden-Dom steht Jahr aus Jahr ein und Tag und Nacht eine Ehrenwache, welche stets von den ältesten Invaliden bezogen wird. Die Zahl derer, die unter Napoleon I. gekämpft, wird freilich mit jedem Jahr geringer. Die Reihen sind bereits sehr gelichtet; aber es finden sich doch noch jetzt im Invaliden-Hôtel gegen fünfzig Soldaten aus der alten Kaisergarde: »les vieux de la vieille«. Für diese ist das Andenken Napoleon's und die Verehrung

für ihn zu einem förmlichen Cultus geworden, der, wenn er auch vom streng moralischen Standpunkt verwerflich erscheint, vom rein menschlichen sehr rührend ist. Gar viele alte Invaliden hängen Abends beim Zubettgehn das Ehrenkreuz am rothen Bande unter ihr Crucifix, knien nieder und beten davor, küssen es noch einmal und schlafen ein; so thun sie schon zwanzig, dreißig und vierzig Jahre lang, bis sie sich niederlegen, um nicht wieder zu erwachen. Die Revolutionen ziehen am Invalidenhause vorüber, aber berühren es nicht; ihre Wogen brechen sich an diesen Mauern des Friedens. Der alte achtzigjährige Jacques, der vor einigen Jahren gestorben und der Napoleon auf allen Kriegszügen begleitet hatte und erst bei Waterloo das Bein verlor, sagte ganz einfach, als man ihm erzählte, daß der Prinz Louis Napoleon Kaiser geworden sei: »Je l'avais bien dit: l'empereur n'était pas mort«.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1862 ward es auf ein Mal im Invaliden-Dom sehr lebendig; die heilige Ruhe des geweihten Orts wurde lärmend unterbrochen, eine Legion Arbeiter nahm mit Leitern und Gerüsten die ganze Kirche in Besitz und schon am Abend des ersten Tages war dieselbe wie verwandelt. Der untere Theil war in rothe Sammetdraperien gehüllt, der obere in grüne mit goldnen Bienen durchwirkt; ein prächtiger Baldachin mit weißen Federbüschen und Hermelinbesatz senkte sich von der Kuppel herab und schwebte über dem Sarkophag in der Mitte; hohe Tribünen, weiß mit Gold, waren rechts und links errichtet; kost-

bare Teppiche bedeckten den Boden. Nur der sanfte, blaue Lichtschimmer war geblieben, der schwarze, goldgeschmückte Altar und der ernste Sarg; sonst hätte man sich wirklich in der großen Oper oder in einem andern Theatersaal glauben können; denn die Pariser sind einmal mit ihrem Geschmack bei allen kirchlichen Feierlichkeiten noch nicht über die Theaterdecoration hinausgekommen.

Um die Mittagszeit des 3. April erschienen die Truppen; Soldaten dürfen niemals fehlen. Mehrere Garde-Regimenter zogen auf mit klingendem Spiel und besetzten die weite Esplanade vor dem Hôtel und der Kirche. Glänzende Equipagen kamen von allen Seiten angefahren; schimmernde Uniformen und reichgeputzte Damen füllten alsbald den Dom. Im vierspännigen Galawagen der Cardinal - Erzbischof von Paris, von zwei andern Cardinälen und vier Bischöfen umgeben, von Prälaten, General-Vicaren und Priestern gefolgt. Hierauf in einer sechsspännigen über und über vergoldeten Carrosse die Kaiserin mit dem kleinen Prinzen, und endlich an der Spitze eines zahlreichen Generalstabes voll Goldstickereien und breiten flammenden Ordensbändern der Kaiser zu Pferde, von den anwesenden Truppen mit lautem Zuruf begrüßt. Hundertgarden en grande tenue schlossen den Zug. Die Invaliden bildeten Spalier von der Esplanade bis zum Portal des Doms; ein alter Stelzfuß mit langem schneeweißen Bart kniete, so gut es gehen wollte, nieder, als der Kaiser durch die Reihen schritt, küßte dem

Monarchen die Hand und überreichte ihm ein Papier. Napoleon hob den alten Mann auf und steckte die Supplik in die Tasche. Auf den hohen Wällen, die das Invaliden-Hôtel von allen Seiten umgeben, donnerten unterdessen die Kanonen unaufhörlich. Der Cardinal-Erzbischof empfing den Kaiser am Eingang des Doms; die Majestäten und übrigen Prinzen und Prinzessinnen nahmen auf der mittlern Tribüne Platz, und unter Orgelton und Gesang begann die Feierlichkeit. Sechszehn Officiere von allen Waffengattungen holten den Sarg aus der kleinen Seitenkapelle und trugen ihn durch den Dom und durch die oben erwähnte Thür in das Souterrain des eigentlichen Grabgewölbes. Die Cardinäle, Bischöfe und alle anwesenden Priester umgaben den Sarg. Ein ergreifender Moment war es, als der Cardinal-Erzbischof unter jener Thür, wo der Zug einen Augenblick hielt, die bereits citirten Worte sprach: je désire que mes cendres rc. Der Sarg wurde alsdann in den offenen Sarkophag gehoben, eingesegnet und geschlossen. Die gesammte anwesende Geistlichkeit kniete darauf nieder und sprach die üblichen Gebete. Dann drängten sich Alle an die Balustrade, und in wenig Minuten war der Sarkophag mit Blumen und Kränzen überschüttet. Die letzten Kanonenschüsse begleiteten die Abfahrt der Majestäten.

Das Hôtel Castellane.

Das Leben nimmt hier nach wie vor seinen gewöhnlichen Verlauf und erleidet nur momentan eine kleine Erschütterung, wenn irgend etwas Bedeutendes, Außerordentliches am weiten Horizonte auftaucht. Alsdann spricht man ein paar Tage lang von nichts als von der neuen Erscheinung und vergißt alles Andere darüber. Aber eben weil man sich ausgesprochen und den Gegenstand erschöpft hat, kommt man alsbald in's alte Geleis zurück, und die Sache ist vergessen, oder tritt in den Hintergrund. So ging es mit der anglo-americanischen Kriegsfrage und später mit Polen und noch später sogar mit Mexiko. Die Pariser haben auch wirklich keine Zeit, die Blicke über ihr Paris hinaus und anderswohin zu richten, zumal in diesen Wochen nicht, gegen Ende December, wo das Weihnachts- und Neujahrsfest alle Welt in Anspruch nimmt. Vor dem einen Wort »Etrennes« verschwindet alles, alles Uebrige, es mag noch so interessant und wichtig sein. Vierzehn

Tage lang gleicht der Pariser einem Menschen, der über alle Maßen viel zu thun hat. Er verbietet seine Thür jedem ungelegenen Besuche, der ihn stören könnte, und ist nur für Freunde und Bekannte zu Hause; aber auch für diese nur, wenn sie nicht mit leeren Händen kommen.

Die alte bekannte, aber nie ausgespielte Komödie beginnt bereits wieder. Der Portier begrüßt uns Morgens und Abends mit seltener Höflichkeit, überreicht uns Briefe und Zeitungen auf das Pünktlichste, und Alles, was uns sonst bedient, wetteifert an Aufmerksamkeit und Sorgfalt.

Seit einigen Tagen rumort es jeden Morgen vor sechs Uhr in meinem Arbeitszimmer: François zündet das Feuer im Kamin an mit lauter Hast, was er sonst nie gethan. Bei zwölf Grad Wärme draußen, wie wir sie hier fast immer haben, ist dies um so auffallender; auch dankte ich dem Eifrigen gestern für seine allzugroße Fürsorge, die mir weniger nützt, als meinem Holzvorrath schadet. »Je craignais que Monsieur n'eût froid« war die Antwort, und die Sache wurde mir klar, schon des Subjonctifs wegen, denn der Subjonctif ist die Höflichkeitsform par excellence unter den gebildeten Franzosen, und zu den letztern zählt man François mit Recht, wenigstens von jetzt bis Neujahr. Auch der Briefträger hat schon freundlich angeklopft und uns einen neuen Kalender mit den herzlichsten Glückwünschen überreicht, und die Uebrigen werden folgen. Der Leser erinnert sich wohl noch unserer Schilderung im ersten Bande. Die alte Noth ist

neu geworden, und Alles tritt wieder in seine Rechte. Die unvermeidliche Schachtel Bonbons für die Damen unserer Bekanntschaft, das Spielzeug für die Kinder, der Thaler im Kaffeehause und beim Restaurateur, das Trinkgeld für den Wasserträger und Straßenfeger, Alles, Alles wie zuvor; auch der theuere Hampelmann zu fünfhundert Franken fehlt nicht, und die hungernde Armuth an den Straßenecken und die zehn- oder zwanzigtausend Pfund Brod „erster Qualität," die der Herr von Rothschild alljährlich der pariser Unterstützungsbehörde großmüthig zur Disposition stellt — alljährlich, wenn's noch allwöchentlich wäre, so ließe man sich's schon eher gefallen; Abnehmer würden sich leicht dafür finden.

Also wie gesagt, Alles wieder wie im vorigen Jahre; nur Alles noch reicher, glänzender, schöner und herrlicher, so daß man oft geblendet hineinstarrt in all die blitzende, flimmernde Pracht, vorzüglich Abends, wo man immer meint, die Stadt sei illuminirt und feiere irgend ein großartiges Fest. Unerfahrene Neulinge fragen auch wohl naiv, wer denn um Gotteswillen all diese überflüssigen Luxussachen kaufe; aber die mögen nur, als ein Beispiel unter tausend, in das Faubourg St. Honoré gehen und direct in's Hôtel Castellane — die Thore stehen weit offen, und das gesammte Publicum hat täglich freien Zutritt. Es benutzt auch stark diese Freiheit, denn das Hôtel soll in diesen Tagen öffentlich meistbietend verkauft werden; es ist zu neunmalhunderttausend Franken ange-

setzt, ohne das Mobilar, das noch extra auf eine halbe Million geschätzt wird.

So wären wir denn, wenn auch auf einem kleinen Umwege, ebenfalls in's Hôtel Castellane gelangt, und das war es just, was wir beabsichtigten.

Vor zehn Jahren war das Hôtel Castellane der eigentliche Mittelpunkt der vornehmen pariser Welt. Mit dem Staatsstreiche und dem daraus hervorgehenden neuen Kaiserreiche waren allerdings Spaltungen in der Gesellschaft eingetreten; aber in jenem Hause fand man sich zusammen wie auf einem neutralen Terrain, und dieselben Männer, die sich im wirklichen Leben politisch, literarisch, oder social feindlich gegenüber standen, trafen sich hier, machten persönliche Bekanntschaft und waren oft ganz erstaunt und erfreut, in ihren Gegnern so angenehme und höfliche Leute kennen gelernt zu haben.

Der Graf Jules Castellane war aber auch ein Mann von seltenen Charakter-Eigenschaften und noch seltenerm Tact. So oft es in Paris und in ganz Frankreich kopfunter, kopfüber ging, ... kaum waren die schwersten Wolken verzogen, so daß sich ein flüchtiger Sonnenstrahl hervorwagen konnte, kaum waren einigermaßen die Gemüther beruhigt, so öffneten sich auch schon wieder die gastlichen Thore in jenem bekannten Hause des Faubourg St. Honoré, während man gegenüber im Faubourg St. Germain noch alle Hôtels ängstlich unter Schloß und Riegel hielt.

Seiner Geburt und Erziehung nach war der Graf Castellane freilich Legitimist, und die Gräfin war es fast noch mehr als ihr Gemahl; aber Zeit und Umstände hatten dies wesentlich modificirt. Unter dem ersten Kaiserreiche geboren, unter der Restauration und unter Louis Philippe erzogen, sah der Graf als Mann die zweite Hälfte des Juliregiments, alsdann die Februar-Republik, ferner die Präsidentschaft und endlich das neue Kaiserreich — wie kann man bei solchem steten Wechsel der Dinge, noch dazu der heterogensten, eine stabile politische Ansicht haben? oder haben meinetwegen und auch bewahren, aber wie dieselbe vertreten und praktisch geltend machen? Unmöglich.

Der ältere Bruder des Grafen ist der noch lebende Marschall Castellane in Lyon, der eine ähnliche militärische Carrière gemacht hat, wie der Graf Jules eine sociale. Auch ihn muß man nicht allzu absprechend beurtheilen, denn es war nicht seine Schuld, und seine politische Ueberzeugung kam dabei gar nicht in Frage, daß er im Jahre 1840 nach dem mißglückten Handstreiche von Boulogne zufällig als Oberst das Regiment commandirte, welches in der Caserne des Luxembourg consignirt war, um die „Ordnung“ aufrecht zu halten während der Tage, wo der Proceß des Prinzen Louis vor der Pairskammer verhandelt wurde. Es war auch wieder nicht seine Schuld, daß er zwanzig Jahre später als Divisionsgeneral nach dem Staatsstreiche des zweiten December den Belagerungszustand in Lyon proclamirte, ebenfalls um

die „Ordnung“ aufrecht zu halten, oder wie es damals hieß „wieder herzustellen“. Den kaiserlichen Marschallsstab empfing er später aus den Händen desselben Mannes, den er damals auf königlichen Befehl als einen Hochverräther bewachte; und doch wird es gewiß Niemanden einfallen, auf die hohe Ehrenhaftigkeit des Marschalls den geringsten Schatten zu werfen, der uns noch besonders und persönlich als der Schwiegervater des unvergeßlichen Grafen Hatzfeld lieb und werth ist.

Zeit und Umstände üben in Frankreich, mehr als anderswo, ihren guten und schlimmen Einfluß auf alle hervorragenden Individualitäten; denn es ist nur Wenigen vergönnt, sich bei einem Wechsel der politischen Gestaltung Frankreichs sofort mit zehn- oder zwanzigtausend Franken Renten in die Stille des Privatlebens zurückzuziehen, vorzüglich wenn die Renten selbst in französischen Staatspapieren bestehen, die alsdann mit der Regierung gleicherweise fallen. Daher auch die große Toleranz hier zu Lande mit allen denen, die den Mantel nicht streng und beständig nach einer und derselben Seite tragen — die Wetterfahne zeigt getreu den Wind an, der gerade weht, das ist ihre Consequenz, und wenn sie sich eben alle Augenblicke dreht, so ist das die Schuld des Windes. Haben wir doch selbst ernste und ehrenwerthe Männer gehört, die z. B. dem Marschall Ney nicht seinen doppelten Treubruch als solchen, sondern nur das leichtsinnig gegebene und leichtsinnig gebrochene Ehrenwort

vorwarfen ..... „Seien Sie ruhig, Sire,“ sagte der Marschall in den Tuilerien zu dem zitternden König, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen den Corsen gefangen nach Paris bringe ....“ und zwei Tage später, als er dem siegreich vorrückenden Kaiser begegnete, sagte ihm dieser ohne Arg nur die zwei Worte: „Du kommst spät, alter Freund,“ — und Ney warf sich ihm an die Brust und weinte wie ein Kind. Jetzt steht auf dem freien Platze vor der Sternwarte, wo Ney erschossen wurde, das Standbild des Marschalls (»le brave des braves«).

Doch wohin gerathen wir! Wir wollten ja das Hôtel Castellane besehen.

Von außen und von seiner Façade nach der Straße hin zu urtheilen, ist das Hôtel nicht sehr groß; aber nach hinten ist ein weitläufiger Flügel angebaut, und der schöne Garten mit seinen hundertjährigen Buchen, Cedern und Castanienbäumen ist vollends eine Rarität in jenem Stadttheile, wo drei Quadratfuß Terrain mit mehreren hundert Franken bezahlt werden. Nach der Gartenseite hin liegt das Theater, wodurch das Hôtel Castellane so berühmt geworden ist. Auf jener kleinen Bühne (das Theater ist übrigens so klein nicht, da der Zuschauerraum bequem sieben- bis achthundert Personen faßt) wurden nämlich beinahe alle modernen französischen Lustspiele zuerst gegeben, bevor sie an die eigentlichen pariser Theater übergingen, und, was das Interessanteste ist, die Verfasser selbst spielten fast immer eine Rolle in ihren eigenen Stücken. So sind Mery,

Musset, Scribe, Legouvé, Ponsard, Dumas sämmtlich dort aufgetreten und haben viel Lorbeern geerntet; eine neue Seite, durch welche sich wieder die französische Natur wesentlich von der deutschen unterscheidet. In Frankreich ist es nichts Seltenes, Schauspieler und Dichter in einer Person zu sehen; ist ja schon Molière bekanntlich nach einer allzu heftigen Darstellung seines Malade imaginaire erkrankt und gestorben.

Das Publicum jener Theater-Vorstellungen im Hôtel Castellane war natürlich ein sehr gewähltes; nur selten ein „gewöhnlicher Mensch," wie Unsereiner — wir hatten mehr als ein Mal die Ehre, diese hohe Schwelle zu überschreiten, — und wenn auch kein „Parterre von Königen", wie damals in Erfurt, so doch eines von Herzögen, Fürsten und Grafen, und oben in den Ranglogen alsdann die Gemahlinnen jener Herren. Gar oft erschien auch eine duchesse oder comtesse auf der Bühne selbst; die vornehmsten Damen ließen sich nicht zwei Mal bitten, irgend eine Rolle zu übernehmen.

Ueberhaupt war das Hôtel Castellane eine kleine Welt der merkwürdigsten Gegensätze. Rechts im Garten der prächtige jardin d'hiver, so groß, daß hundert Personen darin an einer Tafel soupiren konnten. Links die sogenannte egyptische Galerie, eine reiche Sammlung der seltensten pharaonischen Alterthümer, unter denen namentlich eine ganze Reihe Mumien in ihren Glaskasten einen eigenthümlichen Contrast mit den glänzenden Damen-Toiletten bildeten; durch eben diese

Galerie mußte nämlich die Gesellschaft gehen, um in den Theatersaal zu gelangen. In den obern Etagen waren mehrere Säle nach dem Stile verschiedener Zeitalter möblirt; die Renaissance von Franz dem Ersten, der spätere Roccoco und der noch spätere Stil Louis Quinze mit seinen goldenen Engeln und Blättergewinden. Ferner ein großer Saal im chinesischen Geschmacke, von dem man Wunder über Wunder erzählte; denn er enthielt tausenderlei Kunstgegenstände aus China, was in der damaligen Zeit, vor der chinesischen Expedition, doppelt merkwürdig und werthvoll war. Jetzt allerdings, wo Paris mit ganzen Schiffsladungen Chinoiserien überschwemmt wird, sind die Artikel des himmlischen Reiches sehr im Preise gesunken und fangen schon an, das Gemeingut der Mittelklasse zu werden. Es ist gar nichts Seltenes mehr, in der Portierloge eines vornehmen Hauses irgend ein fratzenhaftes Ding aus Bronze oder Lack auf dem Kamine zu finden, welches man noch vor einigen Jahren oben bei der gnädigen Frau als Rarität bewundert haben würde.

Nun denke man sich schließlich alle diese schimmernden, prächtigen Räume des Hôtel Castellane von mehr als tausend Gästen belebt, etwa zur Carnevalszeit, wo die dort gegebenen Maskenbälle die Aufmerksamkeit von ganz Paris auf sich zogen; denn jene Maskenbälle waren nicht die gewöhnlichen Maskeraden, wo man sich nach Lust und Belieben verkleidet, mit langen Nasen, oder als Harlequin und Pierrot, sondern große

historische Aufzüge in getreuer Copie der Costüme, sorgfältig einstudirt und vorbereitet, mithin von hohem künstlerischen und geschichtlichen Interesse.

Graf Castellane war ferner ein wahrer Mäcen für alle Künstler und Schriftsteller, die sich in Paris aufhielten, für einheimische sowohl wie für fremde, für berühmte und unberühmte. Gar manchem strebenden Talent hat er liberal unter die Arme gegriffen und ihm den Aufenthalt in dem theuern, perfiden Paris erleichtert oder auch überhaupt möglich gemacht. Zufällig sind uns einige derartige Züge aus seinem Leben bekannt, und unzählig Viele bewahren ihm in dieser Beziehung ein dankendes Andenken.

Die Lücke ist mithin eine große, die der Hingeschiedene in den hiesigen künstlerischen und gesellschaftlichen Kreisen läßt, und vielfach hört man den Wunsch laut werden, daß der neue Besitzer des Hôtels auch die rühmlichen Traditionen seines Vorgängers mit übernehmen möge. Wer aber dieser neue Besitzer sein wird, wissen wir zur Zeit noch nicht. Man rieth und hoffte wohl eine Zeit lang auf den Fürsten Metternich, aber die österreichische Gesandtschaft hat sich erst kürzlich in dem frühern Hôtel des Ministers des Innern neu und glänzend eingerichtet und wird dasselbe wohl nicht so bald wieder verlassen wollen. Wenn nur das Hôtel Castellane nicht den Speculanten in die Hände fällt, die es alsdann sicherlich abbrechen werden, um ihre sechsstöckigen Häuser dort aufzuführen!

Spiel und Spieler.

Gesetzlich sind die Hazardspiele in Paris und in ganz Frankreich verboten; aber es geht damit, wie mit so Manchem in der Welt, das gesetzlich verboten ist, und das man dennoch thut und auch ungestraft unternimmt, nämlich einfach durch Umgehung des Gesetzes.

Die öffentlichen Spielsäle des Palais Royal sind freilich längst unterdrückt; nur die prächtigen, spiegelgeschmückten, reichvergoldeten Räume sind geblieben. Aber ehrbare, ungefährliche Restaurants haben sich dort niedergelassen. Tausende von Menschen ziehen dort allerdings, wie früher, so auch noch heutzutage, aus und ein, jedoch nur, um sich satt zu essen, mithin ihren Magen zu füllen und nicht ihren Beutel zu leeren; denn bekanntlich dinirt man im Palais Royal für zwei Franken recht gut.

Uebrigens irrt man sehr, wenn man glaubt, daß auch die Aufhebung der öffentlichen Spielbanken „eine Frucht der großen Revolution“ sei; im Gegentheil, ge-

rade während derselben und auch unter dem Consulate und dem ersten Kaiserreiche standen sie im herrlichsten Flor — eine Redefigur, die wir recht wohl anwenden können, da es ja bekanntlich so viel Unkraut gibt, das eine reiche Blüthenfülle entfaltet. Die rothen Optimisten, und nicht die vom ‚Siècle‘ und von der ‚Opinion Nationale‘ allein, bemühen sich freilich stets, jeden socialen Fortschritt auf Rechnung der großen Revolution zu setzen, und wenn sie nur könnten, ohne sich lächerlich zu machen, so würden sie gar den Dampf und die Elektricität bis dahin zurückdatiren.

Erst unter Karl dem Zehnten, im Jahre 1827, erschien das königliche Decret, das sämmtliche öffentliche Spielbanken unterdrückte; jenes Decret war von dem „berüchtigten“ Polignac unterzeichnet, wie er es auch gewesen, der dasselbe im Ministerrathe vorgeschlagen und durchgesetzt hatte.

Mit den Spielbanken verschwanden zugleich im Palais Royal die zweideutigen Kaffeehäuser, und das Publicum wurde wieder ein anständiges, so daß ehrbare Frauen nicht mehr nöthig hatten, enge und schmutzige Seitenstraßen einzuschlagen, wenn der Weg sie durch jenen Stadttheil führte, nur um die Alleen des Gartens zu vermeiden. Die Alleen selbst schreckten sie freilich weniger, als die in ihnen auf- und abwandelnde „Damenwelt“; denn wenn auch Alexandre Dumas fils das Verdienst hat, den charakteristischen Ausdruck »demi-monde« erfunden zu haben, so gab er dadurch nur einer alten, längst bekannten Sache einen neuen Namen.

Kaum aber waren die öffentlichen Spielbanken aufgehoben, als überall heimliche auftauchten und somit das Uebel verschlimmerten. Die öffentlichen hatten doch immer unter polizeilicher Controle gestanden, mußten auch um 1 Uhr nach Mitternacht schließen, und die Karten wie die Roulettescheiben wurden ebenfalls controlirt. Die heimlichen waren außerordentlich schwer ausfindig zu machen, und mit Bestechung konnte man von den untern Polizei-Beamten viel erreichen. Bis auf den heutigen Tag existiren in Paris diese heimlichen Spielbanken (jeux clandestins), obwohl sich die Wachsamkeit der Behörden verdoppelt hat, und noch immer liest man von Zeit zu Zeit in den Blättern irgend eine abenteuerliche Geschichte der Art, »une descente nocturne«, wie man das hier nennt, und wovor Jeder gewaltigen Respect hat.

Oft ist es unmöglich, das eigentliche delictum zu constatiren, und mehr als ein Mal ist schon bei einer solchen Gelegenheit die Polizei mit langer Nase abgezogen. Gewöhnlich ist die Geschichte wie die folgende. Eine Dame miethet in einem vornehmen Quartier, z. B. in der Chaussée d'Antin oder sonst in der dortigen Gegend, eine Etage nnd zieht ein mit reichem Mobiliar. In der Regel ist es eine „Wittwe“: Madame de Saint-Ange, Madame de Saint-Alban; fast immer ist ein „Saint“ im Namen, und von Adel sind sie alle. Hundert Mal sind die Pariser auf diese Weise geprellt und angeführt worden; aber sie lassen sich stets wieder von neuem attrapiren. Und dann sind auch die

Hauseigenthümer froh, wenn sie vermiethen können; denn viele tausend Wohnungen, groß und klein, stehen allzeit leer in Paris. Madame de Saint „und was man sonst noch will“ hat ihre vierteljährige Miethe vorausbezahlt, sich auch im Uebrigen genügend „legitimirt“, es ist mithin weiter nichts zu bemerken. Die Dame empfängt fast jeden Abend, wenn sie nicht selbst aus ist; doch das ist in Paris etwas ganz Gewöhnliches. Man merkt ferner wohl, daß die Dame trotz ihres „heiligen“ Namens der demi-monde angehört; aber auch das ist hier zu Lande an der Tagesordnung. Die Herren und Damen, die bei Madame de Saint ꝛc. aus- und eingehen, sind elegante, feine Leute. Im großen Salon wird Musik gemacht, hie und da auch wohl eine Partie Karten, Ecarté oder Whist, sonst nichts. Trotzdem munkelt man bald allerlei in der Nachbarschaft; denn die Soiréen dauern oft ungewöhnlich lange, manchmal bis zwei, drei Uhr in der Nacht. Dabei sind alle Thüren verschlossen, die Bedienten thun geheimnißvoll, ja, man behauptet, daß sie die Gäste um die Parole fragen und Jeden zurückweisen, der sie nicht geben kann. All' diese Détails kommen endlich der Polizei zu Ohren, und sie beschließt die descente. Der Polizei-Commissar des Quartiers, der vielgefürchtete, erscheint plötzlich, als gerade wieder oben große Soirée ist. Er findet aber alle Thüren offen, bedarf auch keiner Parole und gelangt ohne weiteres in den Hauptsalon. Hier findet er allerdings die Gesellschaft um einen runden Tisch versammelt; aber man spielt Kar-

tenlotterie um einen oder zwei Sous die Nummer: ein Kinderspiel. In den Nebenzimmern sitzen ältere, „respectabele“ Herren beim Whist oder gar beim Schach und in einem Boudoir wird Musik gemacht. Also eine Familien-Soirée der gemüthlichsten, unschuldigsten Art. Der Commissar spielt mit seiner dreifarbigen Schärpe eine unglückliche Rolle; die Dame vom Hause thut, als wisse sie von nichts, ist die Liebenswürdigkeit selbst und begleitet den Beamten, der sich natürlich verlegen zurückzieht und innerlich über den allzu großen Diensteifer seiner Untergebenen flucht, bis in's Vorzimmer. Das Gewitter ist also dies Mal glücklich vorübergezogen und hat nicht eingeschlagen; denn die gute Madame de Saint „und so weiter“ wurde am Morgen durch einen ihrer Freunde auf der Präfectur von der beabsichtigten Visite in Kenntniß gesetzt und konnte somit ihre Vorbereitungen treffen. Eine solche „Wittwe“ hat ihre „Freunde“ überall, oft sogar im Bureau des Commissars selbst. Immer glückt es aber nicht, trotz dieser Freundschaften, und manchmal schlägt das Gewitter wirklich ein. — —

Es ist wieder große Soirée bei Madame de Saint »et caetera«. Man sitzt wieder um den großen Tisch und spielt; aber dies Mal keine Kartenlotterie, sondern Landsknecht, recht und schlecht, wie es uns aus dem dreißigjährigen Kriege überkommen ist, von wo ja der Name stammt. Man pointirt hoch, und die Köpfe sind heiß und roth. Es gilt, ein paar neuen Ankömmlingen, die sich bei der Wittwe haben einführen lassen,

die Honneurs zu machen, d. h. sie zu rupfen, »plumer«, »éplucher« und wie man es hier sonst noch nennt. Man hat allerlei Kunstausdrücke dafür; aber die Sache bleibt stets dieselbe: eine kleine Spitzbüberei, voilà tout, die, wenn sie entdeckt wird, leicht vier Jahre Gefängniß eintragen kann. Die zwei oder drei jungen Leute sind erst gestern oder vorgestern in Paris angekommen und im Hôtel de Bade oder sonst in einem Hôtel der Boulevards abgestiegen. Sie kennen Paris nicht, einer ist unerfahrener als der andere, sie sind sogar etwas linkisch und verlegen, was ihnen aber ganz gut steht. Man sieht auf den ersten Blick, daß sie von gutem Hause sind, »des fils de famille«, deutsche Edelleute, reiche Kaufmannssöhne aus Frankfurt oder Wien, oder auch Engländer oder Spanier, kurz vornehme Fremde. An der table d'hôte lernen sie gleich am ersten Tage einen ältlichen Herrn kennen, der ihnen sehr gefällt; ein Weltmann mit feinen Manieren und feiner Wäsche, im Knopfloch die rothe Rosette, oder gar eine bunte, was auf mehrere Orden schließen läßt, an der Hand einen Brillantring, der unter Brüdern seine tausend Thaler werth sein mag. Notabene „unter Brüdern", wenn nämlich ein Bruder dem andern aus brüderlicher Liebe so viel dafür geben will; unter Händlern ist er kaum zwanzig Franken werth, und auch die nur wegen der Goldfassung, denn der „Brillant" selbst ist ein Glasfluß. Aber unsere jungen Herren merken nichts. Nach Tische schlägt ihnen der liebenswürdige Gesellschafter eine Spazierfahrt

in's Bois de Boulogne vor, um den Kaffee im Pré Catalan zu trinken, oder an der großen Kaskade. Wie könnte man eine so höfliche Einladung ausschlagen, noch dazu, da der Herr Graf (»Monsieur le comte« redete ihn wenigstens ein Livréediener auf der Treppe an) eine eigene Kalesche hat, in welcher gerade Platz für vier Personen ist. Die Spazierfahrt ist herrlich, durch die elysäischen Felder, am Triumphbogen vorüber, in das prächtige Bois de Boulogne. Der „Graf" kennt ganz Paris und gibt über Alles die interessanteste Auskunft. Er spricht auch hie und da im Vorbeigehen von den Gefahren des Pariser Lebens, von schlimmen Bekanntschaften und von der nöthigen Umsicht in der Wahl seiner Freunde. Dabei läßt er auch die jungen Herren erzählen, die in der Diplomatie nicht besser zu Hause sind als in der Edelstein-Kenntniß. In weniger als einer Stunde weiß unser Patron, mit wem er zu thun hat.

Man fährt in's Hôtel zurück. Es ist leider zu spät, um in's Theater, aber noch viel zu früh, um zu Bette zu gehen. In Paris, wo man noch um Mitternacht Besuche machen kann! Der Graf muß noch in eine Soirée; aber er bietet seinen neuen Freunden an, sie mitzunehmen, was die Pariser Sitten recht wohl gestatten.

So erscheinen unsere jungen Herren bei Madame de Saint „und so weiter", wo sie vortrefflich aufgenommen werden und die angenehmsten Bekanntschaften machen. Auch „feine Damen" lernen sie dort kennen,

die sehr liebenswürdig und „zuvorkommend" sind, etwas frei vielleicht in ihren Manieren und Toiletten, doch das bringen ja einmal die Pariser Sitten mit sich.

»Quand le diable s'en mêle« —; wenn der Teufel sein Spiel hat, d. h. die Karten gibt.

Am ersten Abend wird übrigens nicht gespielt. Man pointirt wohl ein wenig »en passant« an einem Nebentische; unsere Gäste wagen ein paar Louisd'or und gewinnen auch, das heißt, man läßt sie gewinnen, aber der „Graf" klopft ihnen auf die Schulter und fragt sie mit feinem Lächeln, ob sie seine Warnung bereits vergessen haben.

So ist denn die Bekanntschaft gemacht und nach einigen Tagen geht man wieder zu der „heiligen" Dame. Es wird wieder etwas gespielt, auch anhaltender und höher als das erste Mal, und unsere jungen Freunde gewinnen wieder, jeder ein paar hundert Franken: eine Bagatelle für vornehme Leute, wie alle jene Herren und Damen, die sich bei der Wittwe einfinden, zu sein scheinen. Aber es ist doch merkwürdig: sie gewinnen beständig. Wieder nach ein paar Tagen neues Spiel, dies Mal aber am großen runden Tische und ernsthaft, mit Banknoten und Gold. Jetzt verlieren aber unsere Freunde fünf, sechshundert Franken in einer halben Stunde — und merkwürdig: sie verlieren beständig. Der „Graf" ist heute zufällig nicht gegenwärtig. Sollte er Lunte gerochen haben? Man spielt weiter und weiter, und die Köpfe werden heiß und roth.

Da öffnet sich plötzlich die Thüre des Salons

und — „herein, mit gewaltigem Schritt," der Polizeicommissar tritt (zwei Versfüße zuviel, aber er tritt nur um so fester auf); drei Agenten folgen ihm. Er legt die Hand auf den grünen Tisch, »au nom de la loi«: ein Schrei, ein Auffahren. ein wildes Durcheinanderrennen, die Eingänge sind besetzt, die Frau vom Hause ist einer Ohnmacht nahe, oder fingirt eine; aber es hilft nichts. Die Agenten confisciren Alles, was sie vorfinden: Karten, Würfel und vorzüglich alles Geld, was auf dem Tische liegt, und wären es hunderttausend Franken; der Commissar schreibt unterdessen die Namen und Adressen der sämmtlichen Anwesenden auf und bittet sie, sich morgen um 12 Uhr auf seinem Bureau einzufinden. Er ist hier rücksichtsvoll und höflich; in den Winkeltripots werden die Spieler sofort arretirt; *) aber das sind auch keine feine Leute.

Und unsere jungen Freunde? — Sie wissen gar nicht, wie ihnen zu Muthe ist und was sie von diesem „nächtlichen Ueberfall" denken sollen. Dem blonden Oscar (denn die Geschichte ist wirklich im vorigen Jahre passirt, und wir haben sogar die Herren auf die Präfectur begleitet, um als Dollmetscher zu dienen und den ganzen unsaubern Sachverhalt der Wahrheit gemäß zu erzählen), dem blonden Oscar liefen sogar ein paar heimliche Thränen über die Wangen, die — nicht in seinen Bart fielen, denn er hatte kei-

*) Vergleiche eine gewisse Barrièren-Ballgeschichte, die dem armen Verfasser dieses Buches selbst passirt ist.

nen, aber die ihm doch auf der Seele brannten, weil er sich schämte.

Am andern Morgen liest man in den Zeitungen unter den »faits divers«: »La police a enfin mis la main sur un établissement de jeu clandestin, chez Madame de Saint ....; la maîtresse de la maison a été arrêtée et tout l'argent confisqué ainsi que le riche mobilier. Beaucoup de fils de famille et d'étrangers s'y trouvaient réunis, attirés par des femmes entretenues« etc.

Wie gesagt: wenn der Teufel sein Spiel hat.

Die Gesetze sind sehr strenge, was man schon aus der Confiscation der vorgefundenen Gelder und des gesammten Mobiliars ersieht. Das ist das Beste an der Sache; denn die Hälfte des Fanges kommt den Hospitälern zu Gute, die kleinere Hälfte allerdings, weil „unterwegs" (der Weg von der Präfectur nach der Central-Administration der Krankenhäuser ist so lang!) gar viel abfällt und hängen bleibt; aber es ist doch immer etwas, und wir bedauern Madame de Saint „so und so" gar nicht, wenn sie ihre schöne Etage arm wie Hiob verlassen muß und aus dem Schiffbruche nichts rettet, als einige Bijoux und was sie sonst „auf die Seite gebracht hat." Sie selbst ist froh, mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein, da man sie leicht auf ein paar Jahre hätte einstecken können.

„Wenn wir nur Ihren »Grafen« attrapiren könnten", sagte der Polizeicommissar; „wir sind ihm schon

lange auf der Spur; er ist uns aber bis jetzt immer entschlüpft. Diese Gauner sind geschmeidig wie die Aale."

* * *

So weit unsere Schilderung der Pariser Spiel- und Spielerwelt aus der demi-monde; in der wirklichen grand-monde wird aber auch stark gespielt, namentlich in den Clubs und Casinos, wo in den letzten Jahren die Hazardspiele auf eine schreckliche Höhe getrieben worden sind. Doch hierüber ein ander Mal.

Mardi-gras und Aschermittwoch.

Wo anfangen und wo aufhören? Ganz Paris ist in Bewegung und in Aufruhr, schon seit Anfang des Februar; mit jedem Tage wird es schlimmer und gefährlicher, und wenn das so fortgeht, wird es mit einer Revolution enden.

Der Tausend! was ist denn wieder los in der Seinestadt, der Hauptstadt der Welt und des Spectakels? Können wir denn nie Ruhe haben, und müssen uns die Pariser denn fortwährend die Suppe verderben?

O nein, o nein! es ist ja dies Mal nur Alles zum Lachen, und die ganze aufrührerische Bewegung, die Tag und Nacht und eine volle Woche lang dauert, ist nichts als der große, wilde Fastnachtsscherz, der wie ein Ungewitter über Paris hereingebrochen ist und sich nun nach allen Seiten hin entladet, Alle ansteckt und taumelnd mit sich fortreißt. Denn wirklich, es bleibt wohl Keiner, Keiner in der Weltstadt ganz unberührt von dem allgemeinen Schwindel, er mag wollen oder nicht.

Aber seid denn nicht Ihr jenseits des Rheins von einem gleichen Lust- und Freudenfieber angesteckt? Ist nicht z. B. gerade der Ruf des Düsseldorfer und Kölner Carnevals bis nach Paris gedrungen, und haben wir nicht eine lange Schilderung der rheinischen Maskenzüge mit zahlreichen Bildern in der hiesigen »Illustration« gehabt? Wenigstens vor Jahren, als wir selbst einmal einem überaus lustigen Carneval in der Heimath beiwohnten; — wie es jetzt ist, wissen wir freilich nicht. Aber so viel ist gewiß, daß wir unsern Landsleuten am Rhein nichts Interessantes und Neues erzählen würden, wenn wir eine Schilderung der hiesigen Masken und Maskenzüge (vorausgesetzt, daß es überhaupt in Paris dergleichen gibt) hinüber schickten: sie haben das Alles bei sich zu Hause viel großartiger und schöner und hauptsächlich witziger und geistreicher als die „großen“ Franzosen, mit denen es in dieser Hinsicht sehr schlecht und kümmerlich bestellt ist.

Nur eine bedeutende Persönlichkeit (denn der boeuf gras ist hier in Paris drei Tage lang „un grand personnage“) macht eine glänzende Ausnahme und dürfte wohl schwerlich seines Gleichen in der Welt finden; er verdient deshalb eine besondere Schilderung. Es ist dies der Fastnachts-Ochse, der in vier Exemplaren, einer dicker und fetter als der andere, und mit wahrhaft fürstlichem Pomp durch alle Straßen zieht, als Götze des Tages, als goldenes Kalb für die genuß- und vergnügungslustige Menge. Nur muß man den Festzug, denn ein solcher ist er wirklich mit seinen

Bannern und Fahnen, seiner Ehrengarde zu Pferde in der Uniform der Mousquetaires Ludwigs XV. mit rothen, goldgestickten Sammetmänteln und Federbüschen, mit seinen rauschenden Musikchören und seinen mythologischen und allegorischen Figuren und Costümen aus perspectivischer Ferne und nicht allzu nahe beschauen; denn dann verliert er gewaltig und wird eine klägliche Carricatur von sehr untergeordneter Art, sowohl in ästhetischer wie individueller Beziehung. Die prächtigen Hofcavaliere Ludwigs XV. werden nämlich zu gewöhnlichen Schlächtergesellen, ihre schimmernde Kleidung zu abgenutzten Theater-Costümen, und die Pferde, ach die Pferde! zu jammervollen Rosinanten. Die Götter und Göttinnen auf dem haushohen Triumphwagen verlieren ebenfalls sehr, die letztern vorzüglich, die aus den untern Regionen rekrutirt werden und trotz ihrer Schminke und hohen Frisur nichts weniger als hoffähig sind. Der Triumphwagen selbst ist dagegen alljährlich ein wahres Kunstwerk, groß wie ein kleines Haus, reich mit Laub- und Blumengewinden behangen, mit amphitheatralischen Sitzen, mit Sammetdraperien und Baldachinen versehen. Auf der höchsten Höhe residirt die Göttin Venus, einen kleinen Amor auf den Armen, blau und roth angelaufen, denn bei der kalten Luft ist das leichte, klassische Costüm der Nymphen eine unverzeihliche Anomalie. In ernster Majestät folgt hierauf die Hauptperson, der Löwe, der König des Tages: der Ochse selbst. Es ist ein Prachtexemplar, über zweitausend Pfund schwer, mit vergoldeten Hör-

nern und seiner ganzen Länge nach mit einer Goldschabracke bedeckt, unter welcher das einfältige Thier nur noch einfältiger aussieht. Bekränzte, Keulen tragende Opferpriester in alter Druidentracht umgeben den Wagen; der Ochse ist viel zu bequem, zu fett und auch zu vornehm, um seine Reise durch Paris zu Fuß zu machen: er fährt vierspännig, wie ein Triumphator. Die Garde de Paris zu Pferde eröffnet und beschließt den Zug. So zieht der Ochse drei Tage lang über alle Boulevards und durch alle Hauptstraßen. Auf seiner Rundreise macht der boeuf gras (um doch nicht immer „Ochse" zu sagen) den bedeutendsten und angesehensten Personen der Hauptstadt seine besondere Aufwartung. Das große Gefolge hält vor dem betreffenden Hause oder Palais still, und zieht in den Hof hinein, wenn ein solcher da ist. Das Musikcorps spielt ein paar Stücke, der Aelteste der Schlächterzunft hält eine angemessene oder unangemessene Anrede, der Ochse dabei natürlich auf seinem Triumphwagen in der Mitte. Derjenige, dem die Aufwartung gilt, erscheint auf dem Balcon oder sonst wo und dankt für die Ehre, nachdem er vorher bereits (das ist die erste Hauptsache) einem der Festcommissare eine anständige Summe (oft tausend Franken und mehr) übergeben hat. Er läßt darauf einige hundert Flaschen Wein (das ist die zweite Hauptsache) unter die Ritter und Knappen, Götter und Göttinnen vertheilen, die deshalb schon am Vormittag des ersten Tages sämmtlich in die freudigste und lauteste Feststimmung gerathen. Unter tönendem Hurrah

und Vivatrufen setzt sich endlich der schwerfällige, lange Zug wieder in Bewegung; er zieht zu einer neuen Ovation in einem andern Quartier, stets „ganz Paris“, vorzüglich die Straßenjugend, hinter sich, und das drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend. Der Ochse ist jedenfalls nicht Derjenige, welcher am meisten dabei zu leiden hat und der die größten Strapazen erduldet. Auf vergoldeten Heugabeln reichen ihm die Opferdiener von Zeit zu Zeit duftendes Futter; er bleibt aber unbeweglich und schüttelt nur manchmal den ungeheuern Kopf; „das gedankenschwere Haupt“, würde ein Poet sagen.

Zu den Bevorzugten, die eine besondere Ovation erhalten, gehören der Herr von Rothschild, die Minister und Marschälle, der Seine- und der Polizei-Präfect und natürlich vor Allen der Kaiser und die kaiserliche Familie. In die Tuilerien zieht aber der boeuf gras erst am dritten Tage, dem eigentlichen mardi-gras. Das ist alsdann der Glanzpunkt des Festes, und der größte und fetteste Ochse wird dazu aufbewahrt. Der Zug geht durch den Triumphbogen des Carrousselplatzes in den ungeheuern Schloßhof, la cour d'honneur, und postirt sich (der Ochse auch hier wieder in der Mitte) unter dem pavillon de l'horloge. Auf dem großen Balcon des Marschallsaales erscheinen alsdann die Majestäten mit zahlreichem Herren- und Damengefolge. Der kleine prince impérial kam dies Mal sogar die Treppe herab, um den Ochsen in nächster Nähe zu besehen, was bei der Schlächterzunft

einen solchen Enthusiasmus hervorrief, daß die Adjutanten des Kaisers herbeieilten, um das kaiserliche Kind vor dem Erdrücktwerden zu schützen.

Es ist dies, seltsamer Weise, zugleich der einzige Tag im Jahre, wo das Volk, »le peuple«, in den innern Hof des Tuilerienpalastes freien und ungehinderten Zutritt hat; Alles dem boeuf gras, dem Fastnachtsochsen, zu Ehren. Und die Pariser sollten ihn nicht schätzen und lieben wie ihrer Besten Einen?

Die Nacht vom mardi-gras auf den Aschermittwoch ist begreiflich die bewegteste und lauteste, und wessen Schlafzimmer nach einem der Boulevards oder nach einer Hauptstraße hinausliegt, thut besser daran, lieber gar nicht zu Bette zu gehen, da er auf Nachtruhe doch nicht rechnen darf und auch an diesem Tage nicht das Recht hat, sich bei dem commissaire de police seines Quartiers über nächtliche Ruhestörung zu beklagen. Er ergibt sich lieber von vornherein in sein Schicksal, macht gute Miene zum bösen Spiel, und geht, wenn er anders Lust hat, auf den Opernball oder auf sonst einen der hundert Bälle, um allerhand leichtsinnige Streiche zu machen. Wir wenigstens machten es so, wie der Leser sich wohl noch aus einer frühern Schilderung erinnert.

S'amuser, s'amuser — das ist hier während der Carnevalszeit die große, allgemeine Losung. In den letzten Tagen steigt Lust und Genuß, Spiel und Tanz auf eine so fieberhafte Höhe, daß Einem angst und bange dabei wird, und daß man wirklich für das Ende

besorgt werden könnte, wenn nicht eben dies Ende so nahe wäre. Denn schon richtet sich im Hintergrunde, gespensterhaft und mahnend, die bleiche Gestalt des Aschermittwochs auf ..... der Knochenmann in Person könnte den armen Weltkindern keinen größern Schrecken einjagen ..... und in der Frühstunde des gefürchteten Tages tönen die ernsten Glocken in das Morgendunkel hinaus, bevor noch die wilde Musik der Feste und Gelage verstummt ist. Das Polizei-Reglement setzt nämlich die Mittagsstunde des Aschermittwochs als allerletzten Carnevals-Termin fest, und erst nach zwölf Uhr tritt wieder die Vernunft in ihr altes Recht. Aber mit ihr, nichts für ungut, auch der Katzenjammer, der physische und der moralische ... der Rausch ist vorüber, das volle Kelchglas leer und zertrümmert, die Saiten der Geige zersprungen, der schimmernde Maskenflitter beschmutzt und zerzaust, und zum Ersatz bleibt nichts als das Aschenkreuz, das uns der Priester mit ernstem Wort auf die sündige Stirn zeichnet. Man glaube nur nicht, daß die pariser Kirchen am Aschermittwoch leer stehen; das Gedränge ist dort eben so groß, wie Tags vorher in den Ballsälen; dieselben Weltkinder, die sich gestern der lauten, ungezügelten Lust dahin gaben, knieen heute andächtig nieder und empfangen mit der Asche das Bild ihres nichtigen, vergänglichen Seins.

So ist der Pariser, oder so ist der Mensch überhaupt. Und auch hier ist es wieder, wie ja überall in unserm dunkeln Leben, die Religion, die Kirche, die uns mit versöhnender Mutterliebe grüßt und die selbst im

düstern Bußgewande lächelnd hinweist auf die herannahende Freudenzeit: den Frühling, das Osterfest, die Auferstehung.

* * *

Und nun, wo wir auf ein Mal ganz ernst geworden sind, möchte ich diese passende Gelegenheit benutzen, um etwas zu sagen, das ich seit Langem auf dem Herzen habe.

Der Leser hat nämlich bei den ersten Seiten dieses Capitels gewiß gedacht, daß sich der Verfasser wieder auf die Beine machen würde, um irgendwo seine „Sittenstudien“ aus der Faschingszeit fortzusetzen. Diese Befürchtung war überflüssig.

Haben ihm doch Manche seine Ball- und Maskeradenfahrten arg verdacht, ja ihn geradezu getadelt, daß er den Leser so „überallherum“ führe, ihn oft halbwegs in zweideutige Gesellschaft bringe und endlich gar in der Blouse seine losen Streiche mache, um sie auf der Wache abzubüßen. So sagte mir wenigstens kürzlich ein Herr, der direct von Köln kam. Er sagte mir freilich auch des Guten viel und nannte mir selbst einige hochachtbare Männer, die dem Chronikschreiber wohl wollen und die meinen, er solle nur so fortfahren, ein bischen Lust und Heiterkeit könne nicht schaden, sondern sei im Gegentheil ganz willkommen in unserer trüben, zerfahrenen Zeit. Nun, denen wollen wir's nachtragen, das heißt in Dank und Freundschaft, und uns des ehrenden Lobes stets würdiger zu machen su-

chen, und den Andern wollen wir's nicht nachtragen, sondern uns ihre Worte zu Herzen nehmen und uns danach richten.

Für diese wie für jene aber die folgende kleine Geschichte zur Verständigung.

Vor elf Jahren kam oft, auch gerade um die Frühlingszeit, ein junger Mann in das Ordenshaus der Jesuiten, Rue des Postes Nr. 18. Er fand bei den würdigen Vätern so gute Aufnahme, so viel theilnehmende Liebe, daß er immer häufiger kam. Das Haus in der Rue des Postes ersetzte ihm einigermaßen die schmerzlich entbehrte Heimath. Einmal ging er mit zwei Priestern in der langen, dunkeln Linden-Allee des Klostergartens auf und ab und hörte goldene Worte, die wie Funken hineinfielen in sein Herz. Der eine Priester redete begeistert von der Herrlichkeit und Größe der katholischen Religion, und wie alle Freuden, alle Genüsse, alle Schätze der Welt zu nichts würden vor einem Sterbeseufzer auf Golgatha — das war der Pater Ravignan; der andere Priester sprach mit milder Stimme von der aufopfernden Nächstenliebe des Christen, und wie er Alles, und sich selbst zuerst, vergessen und verleugnen müsse, wenn es gelte, seinen leidenden Mitbrüdern zu helfen — das war der Pater Chable, der unvergeßliche Gründer der deutschen Mission in Paris.

Tags darauf erschien der junge Mann wieder im Ordenshause; aber dies Mal klopfte er an die Zelle des Pater Chable. Er hatte ihm viel, viel zu erzäh-

len, fast wie eine Generalbeichte, und sagte endlich: „O, wer sein könnte, wie Sie, Ehrwürdiger Vater, ein Soldat Christi, der Welt entsagen, für die heilige Kirche Gottes streben und wirken und auch, wenn es sein muß, kämpfen und dulden, den Armen und Unglücklichen beistehen und hoffnungstreu ausharren bis zum Ziel!“

Der gute Pater lächelte freundlich: er verstand den jungen Mann recht gut, ja besser, als dieser selbst sich verstand. Dann antwortete er: „Ihr jetziger Wunsch ist nichts als eine Folge innerer Aufregung, ein solcher Schritt will kalt und ernst erwogen sein. Freilich sind die Wege Gottes oft wunderbar, und auch Sie will der Herr vielleicht auf besondern Wegen führen. Aber Sie sind ein Weltkind, was wollten Sie wohl in unserer strengen Clausur? Doch das ist kein Unglück, setzte er begütigend hinzu, nein, im Gegentheil. Bleiben Sie nur in der Welt, der Sie einmal angehören und entziehen Sie sich ihrem Einflusse nicht. Gehen Sie nur in die Häuser der Reichen und Vornehmen und auch dorthin, wo weltliche Freuden und Genüsse ihre bunten Fahnen wehen lassen, — Alles in Ehren natürlich, und Alles wie ein äußeres Mittel zu einem höhern Zwecke. Nehmen Sie nur Theil an dem lauten, flüchtigen Treiben; aber wenn sich eine Gelegenheit bietet — und Sie können sie täglich finden, — wo es gilt, der Religion und der heiligen Kirche das Wort zu reden und mit der That zu beweisen, daß es Ihnen Ernst ist mit Ihren Worten, dann zögern Sie nicht,

dann geben Sie Gott dem Herrn die Ehre, frei, stolz und laut, und keine verächtliche Menschenfurcht muß Sie verhindern. So können Sie auch Gutes wirken und der großen, heiligen Sache dienen. Und nicht Wenige werden vielleicht sagen: »Ei, ei, da ist Einer, der schmuck einhergeht, sich nach der Mode kleidet, auf den Boulevards spaziert und Cigarren raucht, die Kaffeehäuser, die Theater und Bälle besucht, und der doch trotz alledem kein Heide ist, sondern Gott die Ehre gibt, wo es sein muß, und die Kirche vertheidigt und sich freudig und offen zu ihr bekennt!«"

So sprach der Pater Chable. Wer der junge Mann gewesen, brauch' ich wohl jetzt dem Leser nicht mehr zu sagen.

Du edler, du guter Mensch! Du wandelst schon drüben im Licht, wie dein Freund, jener andere große Priester, den ich oben genannt. Freilich, wenn ich mich mit dir vergleiche, so stehe ich da wie ein armer Bettler vor einem mächtigen Könige, und dennoch möchte ich vor dich hintreten und dich fragen: „Thu' ich recht so, und findet sich ein gutes Korn, nur eines! in all der leichten Spreu? Wer weiß, vielleicht würde die Antwort lauten: Viel ist es allerdings nicht; aber es ist doch immer etwas; das redliche Wollen ist da, und Jeder thut nach dem Maße seiner Kraft.

Und nun möcht' ich auch noch schließlich für diejenigen meiner Leser, die vielleicht „auf einem andern Standpunkte" stehen, und denen die „schwarzen Herren in der Rue des Postes" keine sonderliche Autorität sind, ein

Wort sagen, das sie nicht zurückweisen dürfen; denn unserer größten Schriftsteller Einer hat es gesagt, und zwar bei einer ähnlichen Gelegenheit, wo man ihm sein „seltsames Gebahren" vorwarf und meinte, er profanire durch seine vielen Scherze und Witze die höhern Principien, die er doch gerade vertreten wolle.

„Mein Ernst", antwortete Jean Paul und schrieb den Satz später sogar als Autograph unter sein Bildniß, „mein Ernst ist jenes überirdische Gottesreich, das sich dem irdischen Menschenreiche voll Trost und Glauben unterbauet. Ohne dieses gibt es hienieden nur Seufzer und Tod. Mein ganzes Leben zog darauf hin, nie ließ ich es, noch hält es mich!" —

Mit Goldtinte möchte ich diese Worte aufzeichnen!

Und nach ihnen kein Wort mehr von mir und über mich, um ihre Wirkung nicht zu schwächen.

Das „Institut de France."

Das Institut, oder auch die Academie française, proprement dite, macht bei jeder Vacanz immer viel von sich reden, vollends wenn mehrere Fauteuils auf einmal frei geworden sind. Die gelehrte Körperschaft (»les quarante«) darf sich bekanntlich nicht durch freie Wahl ergänzen, sondern kann nur unter denjenigen Candidaten wählen, die sich direct und aus freiem Antriebe gemeldet haben. Daher die Visiten der Bewerber bei den sämmtlichen Mitgliedern der Akademie, aus denen gar oft allerlei Intriguen und sonstige persönliche Beziehungen entstehen, die für beide Theile äußerst peinlich sind, weil unter den verschiedenen Candidaten die unvermeidliche Rivalität hervortritt. Je bedeutender und berühmter außerdem der verstorbene Akademiker war, um so heftiger sind die Kämpfe; denn die Zeitungen nehmen sofort Partei für den einen oder andern Candidaten und polemisiren zu seinen Gunsten ein Langes und Breites.

Endlich verlangen die Statuten der Akademie ausdrücklich, daß bei der Neuwahl Rücksicht genommen werden müsse, „den Verstorbenen so viel wie möglich zu ersetzen“; eine eigenthümliche Clausel, die allenfalls zu Richelieu's Zeiten, vor zweihundert Jahren, gut sein mochte, die aber jetzt sonderbar genug klingt und zu neuen Verlegenheiten Anlaß gibt.

Schon seit einigen Jahren ging daher auch bei einer jedesmaligen Neuwahl im Institut und den damit verbundenen Nebenumständen das Gerücht, ein kaiserliches Decret werde die Statuten der gelehrten Anstalt „zeitgemäß“ umändern, und außer verschiedenen Modificationen wurden hauptsächlich zwei Punkte hervorgehoben: die Anzahl der Mitglieder von vierzig auf hundert zu steigern und ferner die sogenannte Präsentation der Candidaten abzuschaffen und die freie Wahl nach Stimmenmehrheit, ohne vorangegangene Bewerbung einzuführen. Gewiß eine zeitgemäße Verbesserung der gelehrten Anstalt, von der man mit Recht erwarten durfte, daß sie im Publicum als ein „langgefühltes Bedürfniß“ willkommen sein und gutgeheißen würde. Aber gerade das Gegentheil fand Statt. Man schrie Zeter über das Project, nannte die Ausführung desselben einen Eingriff in die Privilegien der Wissenschaften und freien Künste, und machte noch viele ähnliche Phrasen, für die sich die französische Sprache besser als jede andere eignet. Selbst jene Zeitungen, die sich stets über die Neuwahlen im Institut lustig gemacht, über das Umherkutschiren der Candidaten von einem Akademiker zum andern, über die

Complimente und Zusagen, über die Täuschungen und Irrungen ꝛc. .... alle jene Blätter traten einstimmig der obigen Meinung bei und beschworen den Schatten Richelieu's, seine unsterbliche Schöpfung zu schützen und vor Entweihung zu bewahren. Wir übertreiben mit keiner Silbe; die Franzosen sind eben eine seltsame Nation, in deren geistigem Codex die Logik nicht immer obenan steht. Daran dachten sie nämlich in jenem Augenblicke wohl nicht, daß sie in der großen Revolution Alles, Alles über den Haufen geworfen und vernichtet hatten: Königthum und Adel, Priesterthum, Religion und Kirche und alle übrigen politischen und socialen Basen der menschlichen Gesellschaft. Daß der Umsturz kein dauernder gewesen, war doch gewiß nicht die Schuld der Revolutionsmänner. Und nun, wo es sich um die Reorganisation einer wirklich veralteten Einrichtung handelte, die den Zeitbedürfnissen entschieden nicht mehr entsprach, pochte man laut auf das Recht „alter durch Zeit und Gewohnheit geheiligter Privilegien", und was des Geschwätzes mehr war. Louis Veuillot war der Einzige, der ihnen das in seiner bekannten derben Manier offen und ungenirt sagte (damals erschien das ‚Univers' noch); aber man bekümmerte sich nicht weiter um ihn: die Propheten haben ja im eigenen Vaterlande nie viel gegolten.

Die Regierung sah ruhig zu, sie ließ die Zeitungsschreiber lärmen, aber ließ auch die Akademie unangetastet; — eine bekannte Tactik des kaiserlichen Gouvernements, das bei politischen und administrativen

Maßregeln „niemals Keinen“ um Rath fragt, sondern einfach decretirt und ausführt, was geschehen soll, indem sie alle Discussion vorher und nachher durch einen ernsten Wink unterdrückt. Aber bei wissenschaftlichen und künstlerischen Fragen gestattet sie der Presse große Freiheit .... von den Akademikern ist eben keine Revolution zu befürchten. Dies ist auch wohl eine der Ursachen, weshalb die persönliche Polemik, dieser Krebsschaden der Journalistik, nirgends in solcher Unkrautsblüthe steht, wie in Paris.

Ganz im Hintergrunde indessen mochte bei jener Opposition vielleicht noch ein anderes Moment liegen, das selbst der hellsehenden, allwissenden Regierung entgangen sein konnte. Das Institut war bis jetzt frei und unabhängig gewesen, und mit ganz seltenen Ausnahmen (in neuester Zeit wohl nur Arago) überschritt die Politik und die durch den jedesmaligen Regierungswechsel dominirende politische Meinung die Schwelle des Palais Mazarin nicht. Die Akademie war wirklich eine Oase in der Wüste, ein neutrales Gebiet inmitten der kämpfenden Parteien. Lamartine (um nur einige der schlagendsten Beispiele anzuführen), von seiner glänzenden, ephemeren politischen Höhe herabgestürzt, verkannt, fast vergessen, fand nach wie vor seinen Ehrenplatz im Institut, wohin ihn freilich die Volkslaune nicht getragen hatte, aus welchem sie ihn aber auch nicht verstoßen konnte. Guizot, einst der allmächtige Minister des Juli-Regiments, und mit dem Fall desselben geächtet und gesteinigt .... im Institut setzte er sich nach wie

vor nieder unter den Ersten und den Besten. Als Präsident der Akademie bot er sogar einmal nach Sitte des Hauses der Kaiserin den Arm, die gekommen war, einer Sitzung beizuwohnen. Von Thiers gilt ein Gleiches; ihm, dem erklärtesten Gegner Louis Napoleon's, ertheilte ja die Akademie im vorigen Jahre den großen „kaiserlichen“ Preis, weil sie eben keinen Würdigern kannte. Montalembert, den nur seine Eigenschaft als Deputirter (nach seiner Philippica gegen die Confiscation der orleanistischen Güter) vor einem Hochverrathsproceß schützte, und der gezwungen wurde, sein Mandat niederzulegen, erschien sicher und frei in der Akademie und hatte nichts zu fürchten. Lacordaire endlich, um mit dem gefährlichsten zu schließen, weil er dem weltlichen Arme und sogar dem kaiserlichen, der doch so lang ist, am unerreichbarsten war, dem man seit 1853 jedes öffentliche Wort in Paris geradezu verboten hatte, hielt seinen stolzen Einzug im Institut, wo er gewiß oft seine Stimme erhoben hätte, wenn er noch zu uns gehörte — und so könnten wir noch Manche nennen (wir dachten auch an Berryer, der nicht einmal nach seiner Aufnahme den üblichen Besuch in den Tuilerien machen wollte), ja noch Manche, die der Regierung ein Dorn im Auge sind, und deren Ernennung der Kaiser doch nachträglich sanctioniren mußte, eben weil man ihn vorher nicht gefragt hatte. Wer weiß nun, ob bei einer möglichen Umgestaltung der Akademie nicht vielleicht das Gouvernement oder der Staatschef selbst irgend eine Prärogative beansprucht und

auch erlangt hätte, etwa das Präsentationsrecht, wie bei den Bischöfen, oder das Veto, wie bei den Präsidenten der übrigen gelehrten Gesellschaften, wohlthätigen Vereine, Clubs 2c. Bei einer solchen Eventualität hatte das Institut de France allerdings Recht, auf seinen alten, wenn auch mangelhaften und verjährten Statuten zu bestehen; die Herren dachten wohl an die bekannte Geschichte von demjenigen, der, nachdem man ihm den kleinen Finger gegeben, auch den Arm und immer mehr und mehr haben will. Hat aber jene Befürchtung Grund, so wird auch die Regierung nicht zurücktreten und über kurz oder lang die „durchaus nothwendige“ Reorganisation dennoch decretiren; wer alsdann den Sieg davontragen wird, ist schon jetzt nicht schwer vorauszusagen.

Für die gewöhnlichen Sitzungen der Akademie zeigt übrigens das pariser Publicum kein besonderes Interesse; das Gegentheil findet aber Statt, wenn es sich um die Aufnahme eines neuen Mitgliedes handelt und obenein dem Neugewählten politisch oder literarisch ein großer Ruf vorangeht.

Bei den Versammlungen einzelner Sectionen sind die Tribünen oft ganz leer; um so auffallender war es daher, als sich kürzlich zu einer gewöhnlichen derartigen Sitzung so viel Herren und Damen einfanden, daß der ohnehin sehr beschränkte Raum bei weitem nicht ausreichte. Man wollte nämlich die Rede eines bis dahin nur wenig bekannten Akademikers, des Professor Maury anhören, oder richtiger den Redner sehen,

denn jener Gelehrte war plötzlich eine bedeutende, höchst interessante Person geworden.

Dem Leser, wenn er nicht zufällig Archäologe ist und als solcher die Werke des genannten Akademikers gelesen hat, ist wohl kaum der Name Maury bekannt; uns selbst ist es ähnlich ergangen, denn die eigentliche Bedeutung jenes Mannes datirt erst von gestern.

Maury ist ein aufgehendes Gestirn bei Hofe, schon halb und halb der erklärte Günstling des Kaisers und hat alle Aussicht, es über kurz oder lang ganz zu werden. Keine Kleinigkeit und wohl der Mühe werth, daß man sich vor ihm bücke und den Hut ziehe: so denken wenigstens die Herren bei Hofe groß und klein, selbst die Minister nicht ausgenommen, die einander schon mehr als ein Mal mit wichtiger Miene zugeraunt haben: »Voilà déjà plus de deux heures qu'il est avec Sa Majesté«. Im Schlosse selbst wird Maury von dem gesammten untern Dienst- und Beamtenpersonale mit unendlichen Kratzfüßen empfangen und alle Thüren thun sich auf vor ihm bis zum Privatcabinet des Kaisers. Die Sache ist des Erzählens werth und hängt so zusammen. Der Kaiser arbeitet bekanntlich seit langen Jahren an einer Lebensbeschreibung Julius Cäsar's, von welcher bereits der erste Band als Manuscript gedruckt und auch an verschiedene auswärtige Höfe versandt sein soll, was wir indeß nicht weiter verbürgen können. Begreiflich hat der Kaiser noch sonst „allerlei Geschäfte," so daß ihm oft wenig Zeit zum Schriftstellern bleibt, namentlich zum Nachlesen und zum

Quellenstudium. Dabei wünscht aber der hohe Autor die Herausgabe seines Werkes nicht länger auf's Ungewisse hinaus zu verschieben, so daß er zu Anfang dieses Jahres Mérimée beauftragte, ihm einen tüchtigen Mitarbeiter zu suchen. Ein kitzlicher Auftrag, dessen sich Mérimée insofern geschickt entledigte, als er fünf Gelehrte von anerkanntem Ruf in der römischen Geschichtsforschung dem Kaiser vorstellte. Die Herren, unter denen sich auch der Akademiker Maury befand, wußten von nichts; Napoleon unterhielt sich ein paar Stunden lang mit ihnen und lernte so seine Leute kennen. Vier Wochen später erhielt Maury, der jenen Besuch in den Tuilerien längst vergessen, wie er ihm überhaupt nie eine weitere Bedeutung beigelegt hatte, auf ein Mal seine Ernennung zum „Bibliothekar der Tuilerien,“ was ihn um so mehr überraschte, als seines Wissens gar keine Bibliothek im Schlosse war. Dem Kaiser war natürlich dieser letztere Umstand eine Nebensache; er hatte einfach an Maury Gefallen gefunden und wollte ihn in seine Nähe ziehen. Der Bibliothekar-Titel war nur ein Vorwand, dem Akademiker auf anständige Weise ein Gehalt von 10,000 Franken zuzuwenden. Bei Hofe war das Erstaunen nicht gering, den bis dahin nur in gelehrten Kreisen bekannten Maury plötzlich im Schloß erscheinen zu sehen, noch dazu in so besondern Verhältnissen, nämlich in nächster unmittelbarer Nähe des Kaisers. Wie leicht konnte aus dem Mitarbeiter ein Günstling, ein Vertrauter werden! Mocquart, der bisherige Cabinetschef Napoleon's,

ist alt und schwach; auch ist er kürzlich Senator geworden. Dabei ist er so reich, daß er schon mehrfach um Quiescirung nachgesucht hat, um den Rest seiner Tage in Ruhe und im Schooße seiner Familie zu verleben; aber bis dahin hat ihn der Kaiser stets abschläglich beschieden, gleichsam als könne er seiner nicht entbehren. Jetzt soll er sich diesem Gesuche willig gezeigt haben. Wer weiß, Mocquart hat vielleicht in Maury seinen Nachfolger gefunden. Die Eingeweihten halten dies schon für gewiß; wir freilich können hier nur ein Gerücht nachsprechen. Fould soll nicht recht zufrieden gewesen sein mit Maury's Ernennung, über welche der Kaiser mit keinem seiner Minister vorher berathen. Man erzählt sich daher, daß Fould, als Maury ihm die übliche Anstandsvisite machte, den neuen Bibliothekar sehr kalt und stolz empfangen und ihm ironisch gesagt habe: „Sie wissen, Herr Bibliothekar, daß in den Tuilerien keine Bibliothek existirt". — „Ich glaube," antwortete Maury höflich, „Se. Majestät hat mich zu diesem Posten ernannt, weil eine Bibliothek im Schlosse gegründet werden soll".

Maury arbeitet drei Mal wöchentlich mit dem Kaiser zu festgesetzten Stunden, und es ist schon mehrfach vorgekommen, daß der Ministerrath in dem großen Saale, der an das Cabinet des Kaisers stößt, warten mußte, bis Se. Majestät den neuen Secretär entlassen hatte. Ein Mal hat ihm der Kaiser sogar ganz ungenirt gesagt: „Bleiben Sie nur hier in meinem Cabinet, setzen Sie sich auf meinen Platz

und schreiben Sie weiter, bis ich zurückkomme“. — Man denke!

Sehr erklärlich war also die Neugier, mit welcher man den Akademiker, der über Nacht ein so bedeutender Mann geworden war, in der erwähnten Sitzung betrachtete und seine gelehrte Rede über neu entdeckte celtische Alterhümer anhörte, von welcher wohl nur die Wenigsten etwas verstanden. Maury's äußere Erscheinung hat viel Anziehendes; er ist ein Mann in den besten Jahren, mit offenen, wohlwollenden Zügen, die dabei einen sehr geistreichen Ausdruck haben. Er erfreut sich des besten Rufes und ist allgemein geachtet. Kurz eine durchaus respectable Persönlichkeit mehr bei Hofe, was um so besser ist, als derartige Männer dort nicht allzu häufig sind. Außerdem ist Maury grundgelehrt und eine der ersten Autoritäten Frankreichs in Bezug auf alte Geographie.

Aber wie kümmerlich sah der Versammlungssaal selbst aus! Bei großen Gelegenheiten nehmen die bedeutenden Männer, die dort zusammenkommen, unsere Augen und Sinne dergestalt in Anspruch, daß wir auf die äußere Umgebung nicht weiter achten; so wenigstens erklärte ich mir mein Erstaunen über die ärmliche Kleinheit und über die geschmacklose Ausstattung des Raumes, was mir in diesem Maße früher niemals aufgefallen war. Freilich sind wir hier durch die Neubauten dergestalt an Großartiges gewöhnt, daß wir uns verlegen und gedrückt fühlen, wenn wir zu den kleinen Raumverhältnissen der frühern Jahrhunderte

zurückkehren. Man denke nur an die schmalen Straßen aus Ludwig's XV. Zeiten und an die heutigen breiten Boulevards! Die Rotunde des Instituts ist nun von jeher zu klein gewesen; aber der Uebelstand macht sich jetzt weit mehr fühlbar, weil eben das große Publicum ein ganz anderes ist, als vor hundert Jahren. Die Rednerbühne ist vollends kläglich anzusehen, und die Malereien an den Wänden nicht minder. Die Statue Bossuet's schaut freilich stolz darein, aber ihr gegenüber sitzt Voltaire mit seinem hämischen Lächeln, als wolle er sich noch heute über die Versammlung lustig machen, wie er stets bei seinen Lebzeiten gethan.

Ganz neuerdings hat die gelehrte Körperschaft wieder sehr bewegte Tage gehabt und zwar wegen der Candidatur des Dr. Littré. Derselbe hat längst als „Vorkämpfer des Rationalismus“ wie ihn seine Freunde und Anhänger nennen, die aber richtiger „des Atheismus“ sagen sollten, eine traurige Berühmtheit erlangt, welcher nun, so hoffte man im dortigen Lager, durch einen Fauteuil im Institut die Krone aufgesetzt werden sollte. L'homme propose, Dieu dispose — auch wenn man, wie Herr Littré, nicht an Gott glaubt. Einzelne Zeitungen, natürlich das ‚Siècle‘ in erster Reihe, machten daraus eine Staats-Affaire und kramten all die bekannten Redensarten aus, die sie für dergleichen Fälle längst haben stereotypiren lassen, um es den Setzern bequemer zu machen. Aber es half Alles nichts; die „Lichtfreunde“ drangen nicht durch, und der gesunde, verständige Sinn der Akademiker behielt dies Mal noch

die Oberhand. Wenige Tage vor der Wahl hatte der Bischof von Orleans (Msgr. Dupanloup ist bekanntlich einer der Vierzig) eine scharfe Broschüre veröffentlicht gegen die unchristlichen Gelehrten und Schriftsteller unserer Zeit, in welcher er, stets den Text in der Hand, die unglaublichsten Dinge citirt und die Akademie warnt, sich in ihrer Wahl nicht zu übereilen. Das rief erst recht einen gewaltigen Sturm hervor, den aber der Bischof ruhig über sich ergehen ließ. Nur ein Citat sei mir erlaubt, als Beweis, wie sehr Msgr. Dupanloup mit seiner Warnung Recht hatte. Das bedeutendste Werk des Dr. Littré, außer seiner Uebersetzung von Strauß' „Leben Jesu," ist sein »dictionnaire médical«, das als Universitäts-Handbuch jedem Studenten der Medicin unentbehrlich ist. Ein großes Unglück für die studirende Jugend, obwohl die Aerzte, auch in Frankreich, als „Empiriker" mehr das Privilegium des Wissens als des Glaubens haben; Gott Lob nicht alle, aber doch sehr viele. In jenem Lehrbuch schreibt nun Dr. Littré unter der Rubrik »l'homme« in wortgetreuer Uebersetzung Folgendes: „Der Mensch ist ein Säugethier, erster Ordnung, Familie der Zweihänder; charakteristische Merkmale: glatte oder doch nur mit zartem Flaum bedeckte Haut, weit über den Mund hervortretende Nase, ebenfalls deutlich hervortretendes Kinn, volles Kopfhaar, Hände und Füße verschieden, die Beine rechtwinklich zu den Füßen" ꝛc. Man schenkt mir wohl den Rest. Von der Seele, der Vernunft, der Sprache kein Wort; nicht einmal eine

Erwähnung des aufrechten Ganges und des himmelwärts gerichteten Blickes, über den doch selbst der heidnische Dichter Ovid die folgenden Verse schrieb:

»Os homini sublime dedit; coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus«.

Und wir (unter „wir" sind alle honnetten Leute zu verstehen) sollten uns nicht über das Fiasco eines solchen Candidaten freuen? Hoffen wir außerdem, daß ihm die Lust vergangen sein wird, sich bei der nächsten Vacanz wieder zu melden. Jules Janin, der Candidat in zweiter Reihe, ist freilich auch unser Mann nicht, aber wenn es sein müßte, lieber zehn Mal Jules Janin, trotz seiner Corpulenz, die noch dazu beständig zunimmt, als ein Mal Monsieur Littré!

Das chinesische Diner.

Jetzt freilich, wo der Leser die Beschreibung jenes Diners liest, ist dasselbe längst verdaut und vergessen; aber man sprach doch seiner Zeit zwei Tage lang davon in ganz Paris, in jenen Kreisen wenigstens, wo die Küche und der Magen eine so wichtige Rolle spielen. Das Diner war mithin ein „Ereigniß", und wir thun einfach unsere Pflicht, wenn wir darüber berichten. Hat es nicht an jenem Tage selbst gegen neun Uhr Abends bei uns angeklopft, und trat nicht ein sauberer Diener ein, der uns in einer verdeckten Schüssel ein Probegericht jener seltsamen Mahlzeit überbrachte und noch dazu ein Stück vom farcirten Elephantenrüssel? Der freundliche „Sam" der beliebte Chronikschreiber der ‚Patrie', den wir dem Leser bereits im vorigen Bande unter den „lustigen Geschichten" vorgeführt, hatte mir nämlich Tags zuvor jene Sendung versprochen, damit ich nach eigenem Anschauen und Geschmack berichten könne, wie

er sagte. Und hiernach und nach seiner spätern mündlichen Erzählung fasse ich diesen Bericht ab. Das erwähnte Stück Elephantenrüssel beschaute ich mir natürlich genau und von allen Seiten, bevor ich davon kostete und, um der Wahrheit getreu zu bleiben, muß ich ehrlich gestehen, so prosaisch es auch klingt, daß ich ein Stück Frankfurter Leberwurst (so schmeckte nämlich der Rüssel) oder auch ein ehrliches Stück Rindfleisch vorgezogen haben würde. Die französische Sauce machte eigentlich erst den chinesischen Rüssel genießbar. Max fand ihn natürlich „deliciös“.

Der größte Kochkünstler von Paris, der „berühmte“ Dugleré, hatte übrigens jenes Diner hergerichtet und seine mehr als dreißigjährige Erfahrung und Geschicklichkeit darauf verwandt, um aus der merkwürdigen Sendung etwas Eßbares herzustellen. Wie sehr ihm dies gelungen, beweisen die Toaste, die man am Schlusse des Diners auf den großen Mann ausbrachte; sogar ein Gedicht ist ihm zu Ehren gesprochen worden, freilich Alles beim Nachtische, wo es wohl wieder mehr die französischen Weine als die chinesischen Gerichte waren, welche die versammelten Gäste so hoch begeisterten.

Fast scheue ich mich, den Leser zu fragen, ob er Monsieur Dugleré kenne. Ich will es ganz leise thun, damit uns kein Pariser höre; denn hier würde man kurzweg für einen Barbaren passiren, wenn man nicht wüßte, daß Monsieur Dugleré der große Koch des großen Barons ist, — eigentlich gewesen ist, denn seit

Jahren hat er seine Küchen und Casserollen in der Rue Lafitte verlassen und im Palais Royal einen eigenen Restaurant etablirt, der unter dem Namen restaurant des trois frères provençaux in ganz Europa berühmt ist, bei den Gastronomen wenigstens, die in streitigen Fällen nicht höher als bei Dugleré schwören.

So wie Dugleré hat wohl nie Einer den „erhabenen Beruf der Kochkunst" begriffen und erfüllt; schon bei Rothschild spielte er eine große Rolle und kam auf der Rangliste des Hauses gleich nach dem ersten Buchhalter. Gar oft, so erzählt er selbst nicht ohne Stolz, wenn man die Rede darauf bringt, ließ ihn der alte Baron Salomon in sein Cabinet kommen und sagte ihm vertraulich: »Adolphe, je traite aujourd'hui un grand Seigneur, je te le recommande.« Weiter nichts; aber dies »je te le recommande« sagte Alles und brachte auf den Koch dieselbe Wirkung hervor, wie das napoleonische Wort, wenn der Kaiser am Morgen vor der Schlacht auf die aufgehende Sonne wies und seinen Garden zurief: »voilà le soleil d'Austerlitz!« Die Garden stürmten in's Feuer und starben, aber ergaben sich nicht; — Adolphe schürte das Feuer seiner Kochtöpfe und setzte Leib und Leben daran, irgend ein neues Ragout oder eine neue Sauce zu erfinden, und auch er ging siegreich aus jenem Kampfe hervor. Der alte Salomon, der sich (wie er wenigstens selbst behauptete) mit gleichem Rechte wie sein biblischer Namensvetter einen König nannte, ist

längst gestorben und zu Staub geworden, wie der ärmste unter den Bettlern, die täglich mit sehnsüchtigem Hunger zu den Spiegelscheiben seiner hohen Fenster hinaufschauten; aber Monsieur Adolphe ist noch wohlauf und wohlgenährt. Wie ein Notar oder eine Magistratsperson in feines Schwarz gekleidet, mit weißer Cravatte, empfängt er seine Gäste mit herablassender Huld, was er wohl Alles seinem ehemaligen Herrn abgesehen hat. Er hätte sich nach dem Tode des Letztern bequem von allen „Geschäften“ zurückziehen können, da er sein Schäfchen längst in's Trockene gebracht und im Testamente des Verstorbenen mit hunderttausend Franken bedacht war; aber sein Beruf galt ihm mehr als die thatenlose Ruhe des Privatlebens, selbst mit fünfzehn= bis zwanzigtausend Franken Renten, denn auf so viel mochte sich wohl sein „Schäfchen“ belaufen. Er gründete auf eigene Rechnung das mehrerwähnte culinarische Etablissement, wie er es selbst nennt, um nicht Restaurant zu sagen, was auch allerdings, wenn man an die restaurants zu quarante sous denkt, die man überall in Paris dutzendweise antrifft, sehr profan klingen würde. Dies Etablissement ist wirklich das erste seiner Art in ganz Paris und also in der Welt, da ja Paris „die Hauptstadt der Welt ist,“ wie Jedermann weiß oder wenigstens wissen sollte.

Man ißt gut bei Dugleré, das ist nicht zu leugnen; aber dennoch gehen meistens nur die Fremden, und unter ihnen in erster Reihe die reichen Engländer

zu den trois frères. Der Pariser, auch wenn er reich ist, gibt selten ein paar Louisdor für ein Diner, vorzüglich, wenn man ganz dasselbe in andern guten Häusern für zehn Franken haben kann.

Die Säle bei Dugleré sind sämmtlich im Stil Louis Quinze, also mit Goldstuckatur und Spiegeln überladen, die Deckengemälde recht schön, zumeist Scenen aus der Mythologie, hin und wieder auch Schäferstücke nach Watteau oder Boucher. Sammetvorhänge und Teppiche, Bronze und Marmor sind nirgends gespart.

In diesen Räumen nun wurde das bewußte chinesische Diner gegeben, zu welchem sich einige Mäcene, natürlich der Dr. Véron obenan, ferner einige Koryphäen aus der pariser Künstlerwelt und mehrere Repräsentanten der Tagespresse, wie sich die Zeitungs-Redacteure officiell nennen, zusammengefunden hatten.

Jetzt sind aber einige Worte nöthig über die Gerichte selbst, nämlich worin dieselben bestanden, und wie sie aussahen, bevor sie in die schaffenden Künstlerhände Dugleré's und in seine Casserollen gelangten.

Die kleine Dampf-Corvette „Eugénie“ war am 20. November 1861 glücklich in Havre angekommen, und zwar direct von China. Hätte sie sich nicht auf Madagascar, am Cap und am Senegal aufgehalten, so hätte sie in drittehalb Monaten die lange Reise zurückgelegt; so aber mußte sie fast acht Monate darauf verwenden. Die Ladung des Schiffes bestand hauptsächlich aus chinesischen Raritäten, und darunter das unver-

meidliche Porcellan und die Lackwaaren in ungeheuern Massen. Französische Speculanten hatten dort Alles an Ort und Stelle aufgekauft, eingepackt und nach Paris geschickt, um eine große Auction davon zu veranstalten. Nach der Anzeige, die mehrere Tage vor der Versteigerung auf den Mauern des Hôtel des Ventes zu lesen war, sollten sämmtliche Gegenstände „direct aus dem Sommerpalaste des Kaisers“ sein, der ja glücklicherweise so groß ist, daß er noch bequem für einige neue Schiffsladungen als Reclame dienen kann.

Die „Eugénie“ hatte auch ein paar Kisten an sonstige Privatleute mitgebracht, und in einer derselben befanden sich die verschiedenen Gerichte jenes Diners, — man kann sich leicht vorstellen, in welchem Zustande. Als man die Kisten auspackte (Sam war dabei und hat mir Alles erzählt) fand man von Zeit zu Zeit unter den kleinen Bronzewaaren, unter den gemalten Töpfchen und Tassen irgend ein unförmliches Ding oder einen festen Klumpen, hart wie Holz oder Stein, aber sorgfältig in Seidenpapier eingewickelt und mit seltsamen Hieroglyphen versehen, die aber durch die beigefügte französische Uebersetzung verständlich wurden. Schwalbennester, Haifischflossen, Hirschfüße, Seespinnen, Seeigel, eine große Glockenqualle, Fische und Krabben aus dem Yant-se-kiang, getrocknetes Gemüse ganz wie Pferdehaare, und endlich der bereits erwähnte Elephantenrüssel als Hauptgericht, als »plat de résistance«. Der letztere, obgleich ebenfalls hart wie Stein, war wenigstens

seiner Form nach kenntlich geblieben; alle übrigen Gegenstände waren ganz unförmliche, und unschöne Massen.

Nur ein Mann in Paris und auf der Welt konnte über die culinarische Sendung aus dem himmlischen Reiche ein entscheidendes Urtheil abgeben: der große Adolphe (fast möchte man stolz darauf sein, denselben Vornamen zu haben!). Zu ihm wurde mithin der ganze abenteuerliche Kram geschickt. Dugleré, um nichts halb zu thun und um „wissenschaftlich" zu verfahren, wandte sich an den bekannten Akademiker Chevalier und bat ihn, die Flossen, Füße, Spinnen, Igel ꝛc. chemisch zu untersuchen, eine lobenswerthe Fürsorge, da es einestheils bekannt ist, daß die Chinesen gar häufig zur Conservirung ihrer Speisen Arsenik verwenden, und dann .... man konnte ja nicht wissen, sie hatten jene Speisen vielleicht absichtlich vergiftet, denn die Franzosen waren und sind ja ihre Feinde und — kurz, den Chinesen ist nicht zu trauen.

Chevalier unterwarf die ganze Sendung einer umständlichen chemischen Analyse, ließ die nöthigen Reagentien wirken, distillirte hin und her, und das endliche Resultat war ein durchaus günstiges. Gifte oder sonst schädliche Substanzen enthielten jene Eßwaaren nicht. Das Weitere stellte der Akademiker den Göttern und dem Monsieur Adolphe anheim; er soll sich übrigens bei dem Experimentiren vielfach die Nase zugehalten haben. Er legte noch ein langes Gutachten bei, ganz wie der berühmte Orfila in den Processen der Giftmi-

scher that, wo Leben oder Tod der Angeklagten von seinem Ausspruch abhingen. Natürlich erhielt Herr Chevalier sofort eine Einladung zum Diner, aber drei Tage bat sich Dugleré aus, um dasselbe würdig herzustellen.

Auch von ihm liegt ein langer Bericht vor, den Sam in seiner Chronik abgedruckt hat, was wir denn doch nicht wagen, „so außerordentlich interessant auch der Gegenstand ist". Monsieur Adolphe spricht in jenem Bericht wie ein gelehrter Professor, oder kurzweg wie ein Professor, denn alle Professoren sind ja gelehrt, und gegen Ende seiner Arbeit, von der Bedeutung des Gegenstandes hingerissen, wird er wahrhaft poetisch. „Die Kochkunst," schreibt er, „hat kein Geheimniß, welches ich nicht in Anwendung gebracht hätte bei der Bereitung jener Gerichte; meine ganze dreißigjährige Erfahrung, all mein Wissen, all meine Kunst habe ich auf diese Mahlzeit concentrirt und mehr als ein Mal habe ich mir die bedeutenden Worte meines unvergeßlichen Herrn in die Seele gerufen: „Adolphe, je traite aujourd'hui un grand Seigneur, je te le recommande."

So weit Dugleré .... Endlich schlug die große Stunde, und die Geladenen erschienen, sogar „mit singendem, klingendem Schall," wie Göthe sagt; denn in einem Zimmer neben dem Speisesaale spielte ein kleines Orchester die anmuthigsten Weisen. Monsieur Dugleré hatte nichts halb gemacht. Die Krabben, Seespinnen und Seeigel erschienen in kleinen Pasteten, so delicat wie die feinsten Pasteten von Felix; nur wußte man

nicht recht, was sie enthielten, und es konnten eben so gut Trüffeln, Austern, Gänselebern, Hahnenkämme ꝛc. sein, als die genannten chinesischen Dinge, so sehr war Alles durch die wunderbare Dugleré'sche Kochkunst verwandelt worden. Auch die Fische hatten eine so seltsame Metamorphose erlitten, daß sie überaus genießbar geworden waren; fast wie Lachs, Seezungen oder Forellen, fügt der gute Sam naiv hinzu. Die Schwalbennester, als Suppe, waren nicht minder schmackhaft, übrigens kein neues Gericht; die Haifischflossen hingegen und die Hirschfüße hatten allen Experimenten hartnäckig widerstanden und waren, die ersten thranig, die zweiten zähe geblieben; die beigegebenen Saucen waren dagegen das non plus ultra aller bis dato bekannten Saucen der Welt. Man aß die Saucen allein und fand auch dies Gericht vortrefflich. Der Elephantenrüssel, so frisch und rein und appetitlich, als hätte man ihn gestern einem der Elephanten des Jardin des Plantes abgeschnitten, prangte in der Mitte der Tafel auf einer silbernen Schüssel, ein wahres Schmaus-Monstrum, „wie man in den Annalen der Kochkunst noch keines gesehen“. Die Hauptsache waren auch bei dem Rüssel die Ingredienzien, aus zwanzigerlei kostbaren Kleinigkeiten bestehend, das Seltenste und Feinste der französischen Küche und der Dugleré'schen insbesondere. Nur das oben erwähnte Pferdehaar-ähnliche Gemüse war bei der Bereitung ganz und gar verschwunden und in Dampf und Rauch aufgegangen, zum Erstaunen und Aerger des gesammten Küchen-Personals,

dem ein solches Phänomen noch nie im Leben passirt war. Fast beschämt und seine Ohnmacht eingestehend — lieber Gott! kein Mensch ist vollkommen — zeigte Dugleré den Gästen die leere Casserolle. Der gefühlvolle Sam widmet dem verschwundenen Gemüse einen rührenden Nachruf: „Wie jene Diamanten," sagt er, „welche die Alchimisten des Mittelalters in ihre Retorte legten und dem Gluthfeuer aussetzten, um einen einzigen großen Edelstein zu gewinnen .... wenn sie endlich die Retorte öffneten, war Alles verdampft und dahin, und nur die Trauer blieb ihnen und die schöne Erinnerung: so beklagen wir das verlorene Gericht".

Herr Edmond Martin vom Figaro war auch unter den Gästen des berühmten Diners. Herr Martin ist mehr eine prosaische, realistische Natur. Ich fragte ihn am nächsten Morgen, wie er die gestrige Mahlzeit gefunden. „Vortrefflich," sagte er, „und ich habe wenigstens für Zwei gegessen. Denken Sie sich, die andern Herren hielten sich ausschließlich an die chinesischen Gerichte; ich aber esse nur das gern, was ich kenne, da weiß ich immer, was ich habe. Dugleré, der nichts vergißt, hatte auch hieran gedacht, denn ich fand die vortrefflichsten europäischen Schüsseln. Ich fing mit einer Krebssuppe an, aß nachher ein Stück Rehbraten, hatte aber dabei immer zwei herrliche Fasanen im Auge, die, obwohl sie von Ortolanen und Wachteln garnirt waren, ganz übersehen wurden. Ich habe ihnen alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nachher kamen noch Spargel und junge Erbsen und schließlich Ananas-Eis, so daß ich

wirklich ganz vortrefflich dinirt habe. Dabei waren die Weine ausgezeichnet und reichlich — ich hätte bei Rothschild nicht besser essen können."

Glücklicherweise war der gute Sam nicht gegenwärtig, als mir Herr Martin seine Meinung über das „chinesische Diner" mittheilte.

Trübe Erinnerungen.

Das „Elysée-Napoléon“, dicht neben den elysäischen Feldern, ist vollendet; auch die innere Einrichtung an Mobilien und Hausrath ist beinahe fertig, und nur die hohen Bewohner fehlen noch, um in das dortige Stadtviertel jenes laute, glänzende Leben zu bringen, das bis jetzt nur in den Tuilerien und in deren Umgebung herrscht. Die kaiserliche Familie, wenn sie in Paris ist, wohnt mit dem gesammten Hofe nach altem Herkommen nur dort; deshalb wird auch wohl der Kaiser nie auf lange Zeit das Elysée beziehen. Andere behaupten, er habe es einzig und allein für seinen Sohn herrichten lassen; aber zu einem flüchtigen Aufenthalte dürfte er sich um so leichter verstehen, als er eine große Vorliebe für jenes Palais hat. Dort wohnte er als „Prinz-Präsident“ zur Zeit der „Republik“, eine Zeit, die freilich jetzt wie ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt. Unter den hohen Bäumen des Gartens, unter denen bereits sein Oheim, der erste Na-

poleon, gewandelt, ging auch er auf und ab, allein oder mit seinen Getreuen, überlegte und übersann den Staatsstreich und träumte die neue kaiserliche Aera. Er fragte sich vielleicht oft unter bangen Zweifeln: wird es gelingen? werde ich bestehen oder untergehen? .... Es ist gelungen, der Traum ist zur Wirklichkeit geworden.

Das Elysée-Napoléon ist jetzt ein prächtiges Schloß, aber es hat auch nicht geringe Opfer gekostet. Die ganze Ostseite liegt frei, und eine neue breite Straße trennt den Palast von den angrenzenden Gebäuden, so daß er nun ganz isolirt steht. Diese neue Straße, deren Häuser auch schon sämmtlich vollendet sind, hat für uns deshalb ein besonderes Interesse, weil dort früher das Hôtel Praslin stand, wo im Jahre 1847 das schreckliche Drama Choiseul-Praslin geschah. Das Hôtel ist nach jener Mordthat nie mehr bewohnt gewesen; der Erbe, der jetzige Duc de Choiseul, versuchte umsonst, es zu verkaufen. Er fand keinen Käufer, da Niemand den Muth hatte, dort einzuziehen. Der Herzog wollte es alsdann abbrechen lassen; aber es fand sich nicht einmal ein Käufer für das Terrain, bis in ganz neuester Zeit das kaiserliche Hausministerium sich in's Mittel legte und das schon halb zerfallene Gebäude demoliren ließ zur Vergrößerung des Elysée und zum Durchbruch für die erwähnte Straße.

Im Jahre 1853 sind wir selbst eines Tages in jenem Hôtel gewesen, in das man nur sehr schwer und auch nur durch eine besondere Empfehlung an den Portier hineingelangen konnte. Wie manche Engländer, die

eigens zu diesem Zwecke nach Paris gekommen waren, hätten gern zehn und zwanzig Guineen bezahlt, um dies große „Glück“ zu haben; aber der neue Besitzer hatte ein strenges Verbot gegeben, irgend Jemanden, gleichviel wen, hineinzulassen.

Zufällig hatten wir in dem dortigen Quartier einen alten Buchhalter kennen gelernt, der ein Freund des Portiers war und uns mitnahm unter dem Vorwande, uns Ranunkelsamen auszubitten; denn die Ranunkeln des Praslin'schen Gartens waren sehr berühmt. Der Portier, schon damals hoch an Jahren, hatte nur eine Beschäftigung und Zerstreuung: „seine Blumen“, wie er selbst sagte; denn die Blumen hatten ja auch eigentlich keinen andern Eigenthümer als ihn.

Der große Garten war verwildert und öde. Wie hätte der alte Mann, der mit einer noch ältern Magd allein im Hôtel wohnte, alle Anlagen in Ordnung halten können? Nur auf der vordern Terrasse, dicht unter dem Schlafzimmer der unglücklichen Gräfin, befanden sich einige sauber gepflegte Beete, auf denen ein wahrer Ranunkelwald in den buntesten Farben blühte. Eine Pracht, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen und die einen wehmüthigen Contrast bildete mit allen übrigen Theilen des Gartens, der wirklich in den wenigen Jahren schon zu einer völligen Wildniß geworden war. Das Bassin in der Mitte wasserleer und von Epheu-Ranken und Unkraut überwuchert; in den steinernen Vasen hoher Graswuchs; das Rebenspalier an der Südseite so schadhaft, daß überall die Latten und Stangen

umherlagen. Vertrocknete Trauben von frühern Jahren hingen noch an den Zweigen: es war Niemand gekommen, sie zu pflücken. An den Obstbäumen sah man ein Gleiches; auch dort hatte man die Ernte vergessen. Ulmen und Tannen bildeten einen dunkeln Hintergrund, aber die Vögel sangen lustig auf allen Aesten und hie und da blickte wie zum Trost eine blaue Iris oder gar eine Rose hervor. Wer so den Garten betrachtete, konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, und wenn ihm auch die schreckliche Geschichte seiner Bewohner unbekannt gewesen, er hätte sich unwillkürlich gesagt: hier muß irgend eine dunkle That, wohl gar ein Verbrechen geschehen sein. Der alte Portier sprach nur wenig; er machte sich an seinen Ranunkeln zu schaffen und begleitete uns auch nicht über die erste Terrasse hinaus. Nachher gingen wir noch in die Zimmer des untern Stockwerks, eben die Gemächer, wo die schreckliche That begangen wurde; auch hierher begleitete uns der Thürhüter nicht. In jenen Zimmern war übrigens nichts Besonderes zu sehen. Die Vorhänge waren dicht herabgelassen, an den Wänden standen verschiedene Mobilien, unter ihnen einige vergoldete Lehnstühle, auf dem Kamin eine prächtige Pendüle, die man wohl schon seit Jahren nicht mehr aufgezogen hatte. Im Schlafzimmer sah man deutlich an der Wand nach dem Bette hin neue Tapeten über die alten geklebt, nicht einmal bis ganz hinauf und auch nur ein ähnliches Muster, da man sich vermuthlich nicht die Mühe hatte nehmen wollen, sich genau dasselbe zu verschaffen. Der Buch-

halter sagte mir, man habe dadurch die Blutflecken an den Wänden verdeckt.

Wie oft, wenn ich in der Folgezeit zufällig an jenem Hôtel vorüber kam, dachte ich an den dortigen Besuch und an die Ranunkeln des Portiers, und nicht an die Ranunkeln allein. Mehrere Jahre später fuhr ich einst auf einem Omnibus vorbei und sah die kleine Seitenthüre des Hôtels neben dem Hauptportal schwarz behangen. Ein einfacher Sarg stand im Eingange, zwei brennende Kerzen davor. Der alte Portier war gestorben, und von da an blieb das Hôtel ganz leer, bis es abgebrochen wurde und somit verschwand. Auch der Garten ist rasirt, kein Hälmchen ist geblieben; eine breite Chaussée und Asphalt-Trottoirs sind an seine Stelle getreten. Denkt wohl jetzt auch nur einer von den vielen tausend Menschen, die täglich jene neue Straße passiren, an das einstige Hôtel und seine damaligen Bewohner? —

Fast unwillkürlich erinnern wir uns dabei eines andern Hôtels, dessen Stunde auch geschlagen hat; nur weiß man bis jetzt nicht, ob zum Abbruche oder zum Neubewohnen. Es ist dies das Schloß der Prinzessin Adelaide in Neuilly mit dem dazu gehörenden Garten und Park. Das Gebäude ist groß und datirt aus dem vorigen Jahrhunderte; nur der rechte Flügel wurde unter Louis Philippe angebaut. Der Park ist einer der schönsten in der ganzen Umgebung von Paris. Auf den hohen Terrassen überblickt man das ungeheuere Panorama der Hauptstadt vom Père Lachaise bis nach St.

Cloud. Diese Besitzung ist zugleich die letzte, welche die Orleans'sche Familie im Seine-Departement noch unverkauft gelassen hat; die letzte, wohlverstanden, von den wenigen, welche ihnen überhaupt nach der Güter-Confiscation geblieben sind. Die früher verkauften wurden parcellirt, und da die einzelnen Terrains nicht groß und außerdem sehr günstig gelegen waren, so fehlten die Käufer nicht. Für das erwähnte Grundstück hat sich aber noch immer kein Käufer gefunden, obwohl der Preis von 8- auf 600,000 Frs. herabgesetzt ist. Neuerdings heißt es, daß Pereire, der große Speculant, eine halbe Million geboten habe und auch wahrscheinlich Schloß, Garten und Park dafür bekommen werde. Aber wehe alsdann der schönen Besitzung! Pereire wird Alles demoliren und rasiren (ruiniren sollte man eigentlich sagen), eine neue Straße durchlegen (das ist der ewig stereotype Plan aller Neubauten), dieselbe mit sechsstöckigen „schönen" Häusern besetzen, und diese dann theuer vermiethen oder noch theuerer verkaufen. Der Park liegt in der Nähe des Bois de Boulogne und der Avenue de l'Impératrice, das Project ist mithin ein sehr vortheilhaftes. Dann wird die letzte Besitzung der Juli-Dynastie in Paris verschwunden sein; und vor zwanzig Jahren schien diese Dynastie doch, nach menschlicher Berechnung, für alle Dauer gegründet. Freilich gerade vor zwanzig Jahren, Anno 1842, traf jene Dynastie schon der erste schreckliche Schlag, wie ein Blitz aus heiterm Himmel: der Tod des Herzogs von Orleans. Und jetzt ist die kleine Kapelle zwischen Neuilly

und Sablonville, die man dem Gedächtnisse des unglücklichen Prinzen baute, nach so kurzer Zeit der einzige Rest jener zahlreichen Königsfamilie, die damals eine so reiche, glänzende Zukunft hatte. Hoffentlich wird man die kleine Kapelle stehen lassen ... hoffentlich, denn mit dem Standbilde des Kronprinzen, das im Louvre-Hofe aufgestellt war, hat man es nicht so gnädig gemacht. Es wurde im Februar 1848 herabgeworfen und hat Jahre lang im Arsenale mit unbrauchbaren Kanonen und sonstigem „alten Eisen" gelegen, bis es eingeschmolzen und für die Reiterstatue des jetzigen Kaisers von Nieuwekerke verwendet wurde, die bekanntlich im Jahre 1855 am östlichen Portale des Industrie-Palastes aufgestellt wurde. Das Erz war stumm, wie so viel Anderes in der Welt, das der todten Materie angehört, und das viel erzählen würde, wenn es reden könnte. Aber auch die Steine haben schon gesprochen!

Pariser Größen.

Im August 1862 starben in Paris zwei bedeutende Männer, die in der letzten Zeit so ganz und gar aus der Oeffentlichkeit verschwunden waren, daß man sie bereits gestorben glaubte; nur ihr Tod, wie das so oft der Fall ist, erinnerte uns daran, daß sie noch unter uns gelebt. Und dann — wie seltsam der Zufall spielt .... „Zufall" sagen wir immer, wenn in der großen labyrinthischen Wechselwirkung der menschlichen Verhältnisse und Geschehnisse etwas Unerwartetes, etwas Außergewöhnliches eintritt, zu dessen Verständniß unser kleiner Ariadnefaden nicht ausreicht .... in einer und derselben Woche starben jene zwei Männer, die vor zweiundzwanzig Jahren in einer hochwichtigen Angelegenheit, welche acht Tage lang ganz Europa in Spannung hielt, einen energischen Rath gaben, der nicht befolgt wurde, der aber, wenn man ihn befolgt hätte, die Geschicke der Welt in ein anderes Geleis gelenkt haben würde — in ein anderes! Ob in ein besseres,

glücklicheres? das kann eben nur Der sagen, der in Seiner Weisheit, die freilich keine Menschenweisheit ist, zuließ, daß jener Rath verworfen wurde.

Jene beiden Männer sind — richtiger waren — der Präsident Franc-Carré und der Herzog Pasquier, deren Tod die Zeitungen aller Länder mittheilten, auch hie und da mit einigen begleitenden Worten, aber wohl die wenigsten mit directer Hinweisung auf den bedeutendsten Act ihres Lebens. Man vergönne uns hier diesen Rückblick, der, namentlich in Bezug auf Pasquier, für den ernstern Beobachter äußerst lehrreich, für den leichtern Zuschauer jedenfalls unterhaltend sein dürfte.

Der Staatsstreich von Boulogne im Jahre 1840 war mißglückt, der Prinz Louis Bonaparte war gefangen genommen mit einigen seiner Getreuen, unter ihnen Persigny und der Doctor Conneau, und mit guter Bedeckung nach Paris geschafft worden, um von dem Pairsgerichtshofe sein Urtheil zu empfangen. Der Unterpräfect von Boulogne, Herr Adam, hatte hauptsächlich dazu beigetragen, das Complot zu entdecken und im Keim zu ersticken, sich auch der Verschworenen bemächtigt, und in Anerkennung seines Eifers und seiner bei dieser Gelegenheit dargelegten loyalen Gesinnung das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhalten. Ob er wohl noch lebt, der gute Monsieur Adam? Präfect, denn das wurde er bald darauf, ist er natürlich seit 1848 nicht mehr; aber was er wohl denken mag von dem seltsamen Umschlage der Dinge? Der Herzog Pasquier, als

Kanzler von Frankreich, erhielt darauf von Louis Philippe den Befehl, die Pairskammer zu einer außerordentlichen Session zusammenzurufen, und Franc-Carré, als Staatsprocurator, wurde mit Einleitung des Processes beauftragt. Louis Bonaparte wurde des Hochverraths angeklagt, »tentative de renverser le gouvernement à main armée« wie es in der Anklageacte heißt, und da der Prinz bereits den Handstreich von Straßburg auf seiner Rechnung hatte, so sah es schlimm für ihn aus. Sein Oheim hätte ihn sicherlich schon das erste Mal erschießen lassen. Der Angeklagte ward in die Conciergerie gebracht und zwar in die Zelle Nr. 6, die zweite rechts von derjenigen, in welche Maria Antoinette kurz vor ihrer Hinrichtung geschafft worden war, und dieselbe, in welcher Fieschi, der Fabrikant der Höllenmaschine, gesessen. Der Vater des Prinzen, der Graf St. Leu, lebte damals noch und schrieb sofort einen Brief an den König, den die Oppositions-Journale veröffentlichten, in welchem er sich mit rührender Entrüstung über die rohe Behandlung beklagte, die man seinem „verblendeten, irregeleiteten“ Sohne zu Theil werden lasse. Dieser Brief blieb natürlich ohne alle Berücksichtigung und die Lage des Gefangenen wurde dadurch um nichts geändert. Die übrigen Angeklagten wurden mit ihm auf gleichem Fuße behandelt, aber ihre Persönlichkeit trat bei dem Processe selbst ganz in den Hintergrund.

Der Herzog Pasquier stand damals gerade auf dem Gipfel seiner Macht und seines Einflusses; er

hatte, wie Talleyrand, zu denen gehört, die man bei dem jedesmaligen Regierungswechsel nicht entbehren zu können glaubte, und der Fall des frühern Herrn wurde ihnen stets eine weitere Stufe in der Gunst des neuen. Ein beklagenswerther Umstand, der uns den menschlichen Charakter von seiner dunkelsten Schattenseite zeigt, der aber hier zu Lande, wie Jeder weiß, etwas ganz Gewöhnliches ist. Pasquier, der bekanntlich im sechsundneunzigsten Jahre gestorben, war in seiner Jugend noch einige Zeit lang Page des Grafen Artois gewesen. In der großen Revolution lebte er fern von Paris, und erst unter Napoleon finden wir ihn wieder. Dieser hielt große Stücke auf ihn, machte ihn zum Präsidenten und später zum Polizeiminister, welchen Posten er aber nicht lange bekleidete, sondern denselben an Fouché abtreten mußte; er war sogar in den letzten Jahren des Napoleonischen Regiments halb und halb in Ungnade gefallen, so daß ihm der Uebertritt zu den Bourbons, „nach dem Sturze des Tyrannen,“ nicht schwer fiel. Ludwig XVIII. zeichnete ihn sehr aus, und Pasquier hatte einen bedeutenden Antheil an der Ausarbeitung der damaligen Charte. Er war eben, wie so viele Andere, „freisinnig“ geworden und schwamm nach dem Beispiele Talleyrand's mit dem Strome. Auch Karl X. diente er in gleicher „Treue,“ war jedoch ein Gegner Polignac's und der schlimmen Ordonnanzen. Er befand sich gerade in Rambouillet in der nächsten Umgebung des Königs, als die Juli-Revolution losbrach, ließ sich aber sofort nach Paris schicken, um

durch seinen Einfluß das Volk zu beschwichtigen. Er hatte die königliche Cabinets-Ordre in der Tasche, welche jene Ordonnanzen zurücknahm, vollständige Preßfreiheit bewilligte und das alte Ministerium verabschiedete. Er übergab dies Decret dem General Lafayette, der auf dem Stadthause bereits als Dictator installirt war, d. h. sich installirt hatte; denn die Gewalt besaß in jenen wilden Tagen eben derjenige, der sie nahm. Lafayette antwortete ihm lakonisch: »vous arrivez trop tard, on ne veut plus de votre roi«. Unter Louis Philippe, dem der frühere Minister Napoleon's und Karl's X. alsbald seine „Dienste" anbot, stieg Pasquier zu den höchsten Würden; er wurde zum Herzoge gemacht (eine seltene Gnade des Bürgerkönigs, der überhaupt nur zwei Herzoge creirt hat: Pasquier und den Marschall Bugeaud als Duc d'Isly) und, was noch mehr bedeutete, zum Chancelier de France. Das war also der Mann, der über den Prinzen Louis zu Gericht saß, über den Neffen desjenigen, dem er seine glänzende hohe Stellung zu verdanken hatte; denn wäre Pasquier nicht schon unter Napoleon I. eine bedeutende Figur gewesen, so hätten die Bourbons ihn gewiß unbeachtet gelassen und Louis Philippe nicht minder.

Von Franc-Carré ist weniger zu sagen; er war ein guter Jurist der alten Schule, kein großer Freund des Code Napoléon, den er aber dies Mal sehr laut citirte, weil alle Artikel jenes Gesetzbuches, die von Hochverrath und Umsturz der bestehenden Verfassung handeln, sehr strenge sind und auf lebenslängliches

Gefängniß oder Exil und Tod lauten. Auf den letztern trug denn auch Franc-Carré sofort und ohne Umschweife an und wurde vornehmlich von Pasquier unterstützt, der sein altes Princip der Abschreckungstheorie wieder geltend machte. Franc-Carré suchte den König von der Nothwendigkeit zu überzeugen, ein Exempel zu statuiren, und schlug vor, den Prinzen in Vincennes erschießen zu lassen, wo möglich in demselben Graben, worin einst der Herzog von Enghien auf Napoleon's Befehl erschossen wurde. Eine fürchterliche Repressalie, die aber mancher Geschichtsschreiber eine gerechte Wiedervergeltung genannt haben würde! Louis Philippe, in seiner bekannten Milde, dachte anders und beseitigte die Todesstrafe von vornherein. Man hatte nämlich unter den Papieren des Prinzen einen von seiner eigenen Hand geschriebenen Entwurf gefunden, was im Falle des Gelingens mit dem Könige und der königlichen Familie angefangen werden solle. Persigny hatte Deportation nach Cayenne vorgeschlagen, der Prinz hatte auf den Rand des Papiers die Bemerkung geschrieben: „Zunächst auf die Festung Ham zu bringen und dort in strengem Gewahrsam zu halten, aber sehr rücksichtsvoll (avec tous les égards) zu behandeln". Das rettete ihn und der König bestimmte ihm sofort, noch vor dem Urtheilsspruche, eben jene Festung zum Aufenthalte. Dies war ein großer politischer Fehler, der dem Monarchen vielfach verdacht wurde, wie nicht minder die rücksichtsvolle Behandlung, die dem Prinzen in Ham zu Theil wurde und die ihm später seine Flucht so sehr erleichterte.

Die Vertheidigungsrede Berryer's, den der Prinz zum Anwalt genommen hatte, war ein Meisterstück an Beredtsamkeit und machte einen gewaltigen Eindruck auf die Versammlung und auf das große Publicum; denn sie erschien noch an demselben Abend gedruckt, obwohl sich Thiers, damals Minister des Innern, stark dagegen opponirte. Berryer, der alte Legitimist und unwandelbar der weißen Fahne getreu, sagte darin die schlimmsten und bittersten Dinge über das politische Achseltragen und Mantelhängen so Vieler, und der Kanzler Pasquier konnte gar manchen dieser rücksichtlosen Ausdrücke direct auf sich selbst beziehen. „Der Herzog," sagte ein damaliges Oppositionsblatt, „war nicht einmal auf den glücklichen Gedanken verfallen, sich krank zu stellen, um auf diese Weise der peinlichen Mission zu entgehen, über den Neffen seines Wohlthäters zu Gericht zu sitzen". Franc-Carré ließ in seiner Rede die später so oft wiederholte und stark glossirte Phrase hören: „Den Degen von Austerlitz will dieser unbesonnene junge Mann ergreifen und sein Vaterland einer neuen Aera des Ruhmes und der Größe zuführen!" (so hatte der Prinz in seiner Proclamation von Boulogne gesagt). „Jener Degen liegt ruhig und ehrenvoll im Invaliden-Dome; er ist zu schwer für die Hand dieses Knaben!"

.... Wenn da plötzlich eine Stimme laut geworden wäre und etwa „Sebastopol," „Magenta" und „Solferino" gerufen, oder gar eine Phantasmagorie im Saale erschienen wäre, welche das „neue Paris" oder

den „Einzug Louis Napoleon's als Kaiser" oder auch „die Taufe des Prince Impérial in Notre-Dame" den Blicken vorgeführt hätte! .... Doch die Geschicke der Völker und Länder ruhen verschleiert in der Hand des Allmächtigen, wie Knospen eines Riesenbaumes, die aufbrechen als Blatt, Blume und Frucht, wenn ihre große Stunde gekommen ist.

Der Prinz selbst, von seinen Freunden getrennt und von Gendarmen umgeben, machte durch seine würdige Haltung einen guten Eindruck; er war in Civilkleidung, trug aber den großen Stern der Ehrenlegion und antwortete mit klarer, fester Stimme auf die übliche Frage nach Namen, Stand und Geburt die stolzen Worte: „Louis Napoleon Bonaparte, kaiserlicher Prinz von Frankreich, geboren zu Paris 2c." Der damals schon mehr als siebenzigjährige Pasquier saß kalt und unbeweglich auf seinem Präsidentenstuhle, unter dem rothen Baldachin, und gab am Schlusse der Debatten, mit nicht minder klarer und fester Stimme als der Angeklagte, das Resumé des ganzen Processes, sprach auch von der Gnade des Königs, der das verdiente Todesurtheil in lebenslängliche Staatsgefangenschaft verwandelte, und richtete endlich eine wohlgemeinte Ermahnung an den Prinzen, in sich zu gehen und sein verbrecherisches Beginnen zu bereuen, welche Worte wohl keinen allzu tiefen Eindruck auf den „Verbrecher" gemacht haben werden. —

Schon früher war der Herzog von Pasquier Mitglied des Instituts geworden, wo er seltsamer Weise

seinen Platz zwischen Victor Hugo und Lamartine nahm. Seine literarischen Ansprüche auf diese Auszeichnung waren überaus gering; man wußte, mit Ausnahme eines kleinen unbedeutenden Vaudeville's, nicht einmal recht, was denn der Herzog überhaupt in seinem Leben geschrieben und was er hatte drucken lassen. Aber seine hohe Würde, die ihm bei Hofe fast den Rang und die Vorrechte eines Prinzen von Geblüt gaben, unterstützten seine Candidatur so sehr, daß die gelehrten Herren ihn mit großer Stimmenmehrheit wählten. Im Publicum wurde freilich diese Wahl stark und bitter commentirt; so erinnern wir uns unter andern guten und schlechten Witzen der folgenden Verse, die am nächsten Morgen an dem Portal des Palais Mazarin, noch dazu in so gigantischen Lettern prangten, daß man das Plakat sehr gut vom Pont des Arts lesen konnte:

„Monsieur Pasquier a juré qu'il serait
Membre de l'Institut:
C'est le seul serment de sa vie
Qu'il ait tenu."

Außerdem circulirte in den legitimistischen Kreisen noch ein langes Spottgedicht auf den Herzog, d. h. auf seine Perrücke; denn nur diese, so behauptete der Verfasser, sei zum Mitglied der Akademie gewählt worden.

Sieben Jahre nach dem eben geschilderten Processe, im Jahre 1847, begegnen wir Pasquier noch ein Mal und zwar zum letzten Male, in der schrecklichen Mordgeschichte des Grafen von Choiseul-Praslin. In dasselbe Hôtel, in welches wir den Leser im vorigen Ca-

pitel geführt, begab sich der Herzog am Morgen nach der Mordthat, um den Grafen im Namen des Königs zu verhaften. Schon in aller Frühe war nämlich das furchtbare Ereigniß ruchbar geworden; der Justizminister hatte sofort das Hôtel mit Polizeimannschaft umstellen lassen, um jeden Fluchtversuch zu verhindern, an welchen übrigens der Mörder gar nicht dachte, und war dann zum König geeilt, um die nöthigen Instructionen zu holen. Der Herzog von Pasquier wurde alsbald in die Tuilerien beschieden. Man konnte nämlich den Grafen von Choiseul-Praslin als Pair von Frankreich nicht direct verhaften, sondern nur auf einen besondern Befehl der versammelten Pairskammer; in dringenden Ausnahmefällen gab aber ein Artikel der Constitution dem Kanzler von Frankreich, als Präsidenten der Pairskammer, das Recht, jene Verhaftung im Namen und unter Verantwortlichkeit des Königs zu vollziehen. So fuhr denn Pasquier, der achtzigjährige, in voller Uniform nach dem Hôtel des Grafen, um sich dieses peinlichen Auftrages zu entledigen. Dort erwartete ihn ein fürchterliches Schauspiel. Die Dienerschaft im Hofe und in den Vorzimmern unbeweglich und mit verstörten Gesichtern, der Graf selbst in seinem Cabinet, halb entkleidet, blutbefleckt, die Augen stier, die Haare zerzaust, wie ein Wahnsinniger, was er auch wohl eigentlich gewesen, dabei todtenblaß und schon halb Leiche; denn er hatte bereits das Gift genommen, das ihn nach wenig Stunden dem Arm der irdischen Gerechtigkeit entzog. Durch die offenstehende

Thür konnte man in das Schlafzimmer sehen, wo der Leichnam der ermordeten Gräfin lag. Man warf dem Grafen, der fast bewußtlos war und Alles mit sich machen ließ, einen Mantel über, trug ihn in den Wagen und schaffte ihn in den Luxemburger Palast, wo er scharf bewacht wurde. Seiner Person hatte man sich so versichert, das war aber auch Alles; denn schon am andern Tage kündigte der Herzog der Pairskammer an, daß der Mörder in der Nacht an den Folgen des genommenen Giftes gestorben sei. Die Ueberraschung der hohen Versammlung kann man sich leicht denken. Im Volke rief aber diese Nachricht einen solchen Sturm hervor, daß man einen Aufstand befürchtete. Denn mit Blitzesschnelle hatte sich das unsinnige Gerücht verbreitet, der Graf sei nicht todt, sondern heimlich und mit Hülfe seiner Freunde nach England entflohen, Alles mit Vorwissen des Königs und der Minister, um dem Hofe und der vornehmen Pariser Gesellschaft den grenzenlosen Schimpf und Scandal zu ersparen, einen der Ihrigen, einen Grafen, Pair, Ludwigsritter u. s. w. als gemeinen Verbrecher hinrichten zu sehen. Die Abendzeitungen wimmelten von aufreizenden Artikeln; die öffentliche Stimmung in Paris war ohnehin durch die Kammerdebatten aufgeregt. Es war ja nur noch ein Jahr bis zu den Februartagen, und die neue Revolution klopfte bereits an die Thore des Bürgerkönigthums. Der Marschall Soult, als Gouverneur von Paris, nahm indeß sehr energische und umfassende Maßregeln, ließ das ganze Luxemburger Quartier mit Trup-

pen besetzen und in den Kasernen alle Regimenter sich marschfertig halten. Die Ruhe der Hauptstadt wurde auch nicht weiter gestört; nur einige Volksaufläufe fanden vor dem Palast des Herzogs Statt, der den sogenannten „Petit Luxembourg" bewohnte. Der ‚Moniteur' veröffentlichte am nächsten Morgen das Ergebniß der gerichtlichen Autopsie, die man noch in derselben Nacht an dem Leichnam des Mörders vorgenommen hatte und welche eine Arsenikvergiftung außer allen Zweifel stellte.

Im Jahre 1848 verließ der Herzog Pasquier, den der Tod vergessen zu haben schien, seine Amtswohnung und zog in sein Hôtel im Faubourg St. Germain. Die Republik, die wieder ein Mal an die Reihe gekommen war, konnte seiner entrathen und das spätere Kaiserthum vollends, denn der neue Kaiser hatte die „wohlgemeinte Ermahnung," die ihm der Herzog damals in der Pairskammer gegeben, vermuthlich nicht vergessen.

Der Herzog von Pasquier war der vorletzte „Ritter vom heiligen Geist," der noch in Frankreich lebte; nach ihm existirte nur noch einer, der alte Duc de Montmorency, der ebenfalls mit dem Tode einen besondern Pact abgeschlossen zu haben schien, denn auch er war damals schon ein Neunziger.*)

*) Ein seltsamer alter Herr, der schon seit Anno 1830, so sagt man wenigstens, nicht mehr nach Paris gekommen ist, obwohl er ganz in der Nähe auf seinem Schloß Montmorency wohnt. Er trägt eine gepuderte Perrücke,

Wenn früher, unter den Bourbons, ein Chevalier du Saint-Esprit gestorben war, so fand im Louvre ein feierliches Trauercapitel Statt, bei welchem der König in Person als Ordensmeister präsidirte, und wo, nach den Statuten nur die Ritter des Ordens gegenwärtig sein durften. Selbst der Bischof, der die Messe las, wie derjenige, der dieselbe bediente, mußten dem Orden angehören. Noch jetzt zeigt man im kaiserlichen Museum die Gewänder der Ordensritter und auch den Altar mit den heiligen Gefäßen aus jener Zeit.

Kniehosen und den alten Hoffrack aus Ludwig's XVI. Zeit, fährt stets mit vier Pferden, einem Vorreiter und zwei Haiducken und besitzt eine reiche und seltene Sammlung der französischen Zeitungen vor der großen Revolution, in denen er täglich liest. Was nach dem Sturze Carl's X. in Frankreich passirt ist, existirt für den Herzog gar nicht. Wenn irgend einer seiner Diener, oder sonst einer seiner Untergebenen von Louis Philippe, von der Republik, oder gar von „Monsieur Bonaparte" spricht, so wird er augenblicklich seines Dienstes entlassen, und wenn anderweitig in seiner Umgebung irgend ein Wort fällt, das sich auf den jetzigen Status quo bezieht, so spuckt der Herzog mit aristokratischer Grazie in sein Battisttaschentuch und murmelt dabei ein einziges Wort, das wir aus Respect vor der Leserin nicht nachsagen dürfen, das aber mit einem c anfängt und auf Versailles reimt.

Ein Besuch bei Louis Veuillot.

Ach, hätten wir nur etwas von dem französischen Blut in uns! Wir setzten uns dann leicht über Alles hinweg und machten es wie der „unsterbliche“ Alexander Dumas, der während des Bombardements von Messina auf dem Verdecke seiner kleinen Corvette hin und her spazierte, eine Regalia rauchte und alten Madeira dazu trank. .... „Die Kugeln sausten und pfiffen durch die Luft (ich übersetze wortgetreu aus den ‚Mémoires italiens‘), aber um wenigstens zehn Meter höher als die Masten, so daß wir gerade in diesem Kugelregen ganz sicher waren. Ich ließ deshalb eine neue Flasche bringen, rückte den Divan so zurecht, daß wir die dampfende Citadelle vor uns hatten, und sagte zu Eugen: »Wir haben nichts zu befürchten, zünde nur deine Pfeife wieder an und erzähle weiter.«“ — Ja hätten wir nur etwas von diesem Blut, so machten auch wir gute Miene zum bösen Spiel und be-

kümmerten uns nicht weiter um den Lärm des Tages, den gewaltigen, und um das wilde Wogen und Treiben, das uns von allen Seiten umgibt, noch um die entfesselten Leidenschaften, die auf offenem Markt erscheinen mit lautem Gebahren; wir vernähmen alsdann auch nicht, hier das lachende Frohlocken des Unrechts und der Sünde, dort die Klagen und den Weheruf der unschuldigen Opfer. O, wenn wir nur vergessen könnten und uns blind und taub machen, um nichts zu sehen und zu hören!

Der Frühling, der stets heitere, sorgenfreie Gast, hält wieder seinen Einzug und wirft Blumen überall hin; die Blattknospen der Linden- und Kastanienbäume schwellen und schwellen, der spanische Flieder zeigt sogar schon Blätter (die Syringenblüthe ist ja der erste wahre Lenzesgruß!) — noch ein warmer Regen und die Natur wird ihr Auferstehungsfest feiern und in prangendem Schmuck dastehen, farbenhell und schön; nur der Mensch allein, „mit seiner kleinen Freude und seinem großen Weh,“ wird, wie immer, der einzige Mißklang sein in dieser lichten, harmonischen Welt.

Der ehrsame Bürger der Rue Saint-Denis rüstet sich am Sonntag mit Frau und Kind, Dienstmädchen und Amme; die unendlichen Pilgerfahrten beginnen nach allen Eisenbahnstationen, und die Umgegend von Paris bevölkert sich mit hunderttausend schwatzenden, lachenden Gesichtern. Der „Bürger der Rue Saint-Denis“ bildet beinahe den vierten Theil der pariser

Bevölkerung. Er arbeitet die Woche über von früh bis spät, rechnet, schreibt und handelt, geht am Abend in irgend ein Kaffeehaus seines Quartiers, weniger um die Zeitungen zu lesen als um seine Partie Domino zu machen, und so Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein. Nur der Sonntag macht eine Ausnahme. Dann kriecht der Falter aus und fliegt ... nicht weit und auch nur schwerfällig, denn er ist mit lebendigem und todtem Gepäck überladen, bis nach Saint-Germain, oder Montmorency, Saint-Cloud und Asnières. Die Wahl ist schwer, da es so viele Vergnügungsorte in und um Paris gibt als Heilige im Kalender.

Wie gesagt, wer nur könnte wie sie. ... Vor uns liegt der Montmartre im Sonnenglanz und lacht mit seinen Flaggen und Fahnen in unsere Fenster hinein und winkt hinaus. Heute ist großes Fest oben: die Einweihung des neuen Malakoffthurms, von dessen prächtigem Belvedère man ganz Paris zu seinen Füßen sieht. Wie gern zögen wir mit hinauf, vorzüglich wenn es uns gestattet wäre, dort oben zu bleiben in der reinen Luft und nicht wieder hinabzusteigen in die dunkeln, lärmenden Gassen, wo um vier Uhr Nachmittags jeder dritte Mensch die ‚Patrie‘ oder die ‚Presse‘ kauft, um zu sehen, ob denn endlich der Papst fortgejagt (o verzeih' mir, du heiliger Dulder, dies rohe Wort!), und ob Garibaldi nach Rom unterwegs ist.

Also entfliehen können wir nicht dem allgemeinen Drange, und wir dürfen es nicht, selbst wenn wir es könnten. Vielleicht, daß die Zeit nahe ist, wo man die

Bessern zählt und diejenigen, die treu geblieben sind, um alsdann die Spreu zu scheiden vom Weizen, und das Unkraut zu sondern von der guten Saat.

„In's tiefste Meer versenk' ich meinen Frieden;
„Uns ist der Kampf und nicht die Ruh' beschieden!"

Ich weiß nicht, aus welchem Gedichte und von welchem Dichter mir diese Verse zufällig nachtönen, aber sie passen ganz auf unsere Zustände.

In solchen Stunden thut man wohl daran, einen guten, gesunden Menschen aufzusuchen, ihm in's Auge zu schauen und ihm die Hand zu drücken; es ist dies immerhin ein Trost und eine Beruhigung. Ist dieser Mensch gar geistig bevorzugt, steht er hoch an Wissen und Verstand, die niedere Menge überragend, so ist die Gemeinschaft mit ihm heilsam, ja erhebend: das Auge blickt minder trübe, und die Ueberzeugung wird lebendiger und sicherer, daß hinter den dunkelsten Erden-Wolken doch stets und allewig eine himmlische Sonne steht.

Mit solchen Gedanken ging ich in die Rue du Bac Nr. 44 und klopfte im dritten Stock an einer wohlbekannten Thür an. Der Diener, der mir öffnete, wollte mich anfangs nicht vorlassen: sein Herr sei nicht zu Hause, er wisse nicht einmal, wann er zurückkommen werde u. s. w. Ich lächelte, denn ich verstand der langen Rede kurzen Sinn recht wohl; auch machte ich gar keine Miene fortzugehen, sondern sagte einfach: gut, ich werde warten. Der arme Mann, der noch neu im Hause war und mich nicht kannte, wurde ganz verlegen

und sah mich von oben bis unten an, als ob mir nicht recht zu trauen wäre. Glücklicherweise ging die gegenüberliegende Thür auf; der Herr selbst trat mir entgegen, und entschuldigte scherzend den Diener, der keinen Unterschied zu machen wisse und gleich den Radicalen die ganze Welt über einen Kamm scheere.

Im stillen Cabinet saß ich alsdann dem Manne gegenüber, der seit Langem der französischen Regierung so viel zu schaffen machte, und dessen unfreiwilliges Schweigen jetzt beinahe noch gefährlicher scheint als sein früheres lautes Wort, das sich nach allen Richtungen hin Bahn brach und bis an den Thron gelangte. Denn so wie ich ihm, so saß dieser Mann auch einst dem Kaiser gegenüber, und der Kaiser fragte ihn: sind Sie denn wirklich so böse auf uns, daß Sie uns ewigen Krieg geschworen haben? — Und der Mann antwortete freimüthig: Sire, ich möchte mich Ihren besten Freund nennen, und ich sagte nicht zu viel; ich wünsche nur Eines: nicht verleumdet und nicht verkannt zu werden. — Napoleon bot ihm darauf einen Platz im Staatsrathe an, die zweite Rangklasse in der großen kaiserlichen Hierarchie*), aber der Mann schlug es dankend aus, und die Decoration der Ehrenlegion nicht minder. Nicht um den modernen Marquis Posa zu spielen — „ich kann nicht Fürstendiener sein!“ — ge-

*) In der ersten sind nur die Minister, Senatoren, Cardinäle, Marschälle und Admiräle.

wiß nicht; wohl aber um frei und arm zu bleiben, unabhängig und seiner Fahne getreu: der Kirche, der Religion und Rom. Und ebenso saß er auch im Vatican dem Papste gegenüber, dem er seit mehr als anderthalb Decennien gedient, jeder Tag, jede Stunde ein Kampf! als einer seiner besten Söhne. Der heilige Vater bot ihm ebenfalls Titel und Würden, das Großkreuz seines höchsten Ordens, den Ehrenplatz eines Kämmerlings, ja im Consistorium soll man sogar den Vorschlag gemacht haben, den bedeutenden Gast aus Paris als Minister in Rom zu behalten. Aber auch hier nahm er nichts an, zufrieden mit dem Beifall und dem Segen des Vaters der Christenheit. Er kehrte bescheiden zurück in die Rue du Bac zu seinem schlichten Schreibtisch und schrieb und wirkte fort, bis man ihm auch das Schreiben verbot, ihm sein Dintenfaß versiegelte und die Feder fortnahm. Mit diesem Verbot verlor er zugleich die Mittel seiner materiellen Existenz, für einen Familienvater stets ein doppelt schwerer Schlag. Aber das alles trübte seine Seelenheiterkeit nicht und machte ihn nicht wankend in seiner Gesinnung, und seine Ehre blieb spiegelblank und rein wie zuvor.

Daß er in so schwerer Zeit, trotz aller Verbote und der ängstlichen, fast lächerlichen Ueberwachung von Seiten der Polizei, dennoch sein Wort erheben werde, das hofften wir Alle und diese Hoffnung war keine vergebliche. Er hatte natürlich mit dem Minister des Innern manchen harten Strauß zu bestehen, bevor er

überhaupt nur die Erlaubniß zum Drucke seiner Broschüre erhalten konnte, und nachdem er sie endlich erlangt, mußte die Arbeit selbst noch der Censur-Commission vorgelegt werden, die gewaltig daran beschnitt und verstümmelte. Was übrig geblieben und im Buchhandel erschienen ist, kann daher nur als ein geringer Theil des Ganzen angesehen werden; aber selbst dies Wenige ist noch immer bedeutend genug und beweist auf's neue, wie sehr wir Recht haben zu trauern, daß solche Köpfe gezwungen feiern.

Der Leser wird wohl längst errathen haben, daß jener Mann kein Anderer ist als Louis Veuillot und die in Rede stehende Schrift seine neueste Broschüre: »Le Pape et la Diplomatie«. Die Schrift gehört wohl zu dem Besten und Gediegensten, was über die katholische Seite der italienischen Frage bis dahin veröffentlicht wurde. Das wird vorzüglich derjenige einräumen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, etwas, an das wir uns hier in Paris nicht allein seit Jahren gewöhnt, sondern worin wir es zu einer wahren Virtuosität gebracht haben.

Nie werde ich die ernsten Worte Veuillot's vergessen, die er mir an jenem Tage in Bezug auf seine Broschüre sagte und die als das eigentliche Motto derselben anzusehen sind: „In der großen Revolution war die erste Losung: à bas le prêtre! die zweite: à bas le roi! Vernichtung also dort der Religion, hier der Autorität. Die moderne Revolution, um nicht im allgemeinen Fortschritt der Zeit zurückzubleiben, ruft: à

bas le prêtre-roi! jetzt also Krieg gegen die göttliche und weltliche Macht zugleich."

Wie gesagt, wir empfehlen die Schrift angelegentlich; wer genug französisch versteht, der lese sie im Original, schon als Sprachstudie; denn sie ist, namentlich der zweite Theil, in einem wahrhaft klassischen Stil geschrieben. —

Jetzt freilich, wenn der Leser diese Blätter liest, ist die Veuillot'sche Schrift fast vergessen; sie war aber bei ihrem Erscheinen mit wenigen andern eine Oase inmitten des großen Broschürensandmeeres, das Paris in den Jahren 1860 und 1861 fast zu verschütten drohte. Was ist von all dem geblieben? Wohl kaum die Maculatur; auch diese ist wahrscheinlich längst „den Weg alles Fleisches" gegangen. „Die Veuillot'schen Broschüren nicht minder" (denn er ließ es nicht bei einer bewenden) werfen uns die Gegner ein, wie zum Trost für ihre eigene Ohnmacht. Allerdings, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Sache, die Veuillot vertrat und welcher er so begeistert das Wort redete, aufrecht steht und trotz aller Angriffe nicht untergehen wird. Ja, nach menschlichem Ermessen scheint sogar die Zeit nicht allzu fern zu sein, wo Rom aus seinem modernen Märtyrthum sich zu neuen Triumphen erhebt. Man lächle nur und rufe nur mit dem Verfasser der berüchtigten Schrift »le Pape et le Congrès«: „Sie werden nie klug, die Ultramontanen; sie bleiben blind bis auf den letzten Augenblick und geben sich ihren utopischen Träumereien selbst dann noch hin,

wenn der Boden längst unter ihren Füßen gewichen ist.“ Man könnte diese Worte nur allzu gut auf jene Herren selbst anwenden, oder sie auch an jene andern Worte erinnern, die ihnen Veuillot in's Gedächtniß ruft, da vor ihm bereits drei bedeutende Männer (Gonsalvi, de Maistre und Chateaubriand) ein Gleiches gesagt: „Es muß doch wohl etwas an der Göttlichkeit des Papstthums sein, da noch alle diejenigen, die sich daran vergriffen, die Mächtigsten nicht ausgenommen, besiegt und zu Schanden wurden.“

Noch ein anderes Wort Veuillot's (da wir doch einmal in die Politik hineingerathen sind), das er mir neuerdings sagte, möchten wir dem Leser nicht vorenthalten, da es mit seltener Klarheit den augenblicklichen status quo, der nun schon so viele, viele traurige Jahre dauert, charakterisirt: „Woher kommt es, daß der Kaiser Napoleon, doch zur Zeit der mächtigste Gewalthaber Europa's, der in allen seinen politischen Unternehmungen so schnell, so rücksichtslos und so direct zu Werke geht, in der römischen Frage stets schwankt und zaudert, unschlüssig dasteht und sich widerspricht, so daß es nicht allein oft das Aussehen hat, als wisse er nicht, was er wolle, sondern daß er es nur allzu oft wirklich nicht weiß? Man denke nur an sein energisches Auftreten und Handeln beim Staatsstreich, im russischen Kriege, in Italien, in Syrien und China, ganz neuerdings in Mexiko, wo er vielfach die liberale Partei, die gefährlichste aller Parteien in Frankreich, gegen sich hatte; ferner an seine gewaltigen Reformen im Innern,

die in den ersten Jahren seines Regiments völlig absolut waren. Woher kommt es nun, daß derselbe Mann, wenn er dem hülflosen, schwachen Papste gegenüber steht, ein ganz anderer wird, sogar ein schlechter Politiker, der schlimmste Vorwurf, den man einem Monarchen machen kann, und den doch der Kaiser sonst wahrlich nicht verdient. Sollte er nicht doch vielleicht merken, daß in Rom etwas mehr ist als in Petersburg und in Sebastopol, in Wien und in Villafranca?" So ungefähr sprach Louis Veuillot und fügte scherzend hinzu: „Lassen Sie doch dies irgendwo drucken; ich thäte es gern, aber ich darf ja nicht."

Der Marschall Castellane.

Wir ahnten nicht, als wir kürzlich eine Beschreibung des Hôtel Castellane brachten, daß derselben bald ein Nekrolog folgen würde.

Der Marschall Castellane ist am 19. September 1862 in Lyon gestorben. Er war unstreitig einer der originellsten Officiere des gesammten französischen Heeres. Er hatte von der Pike auf gedient, wie fast alle Generale des ersten Kaiserthums. Kaum sechszehn Jahre alt, trat er 1804 als Freiwilliger in ein Husarenregiment ein, avancirte schnell zum Lieutenant, Rittmeister und Major, und machte alle Feldzüge unter Napoleon mit. Beim Uebergange über die Beresina hätte er beinahe das schreckliche Schicksal seiner meisten Cameraden getheilt. Er war mit seinem Pferde gestürzt und lag bereits unter vielen Leichen im Schnee, als ihn einige Freunde fanden und retteten. Seine linke Hand war aber erfroren und blieb für sein ganzes Leben gelähmt, als Andenken an jene furchtbaren Tage.

Unter der Restauration ging er mit dem Herzoge von Angoulème nach Spanien; unter Louis Philippe nahm er im Jahre 1832 an der Beschießung von Antwerpen und später an den africanischen Feldzügen Theil. Auch machte ihn Louis Philippe zum Pair von Frankreich. Als die Februar-Revolution losbrach, stand Castellane mit seiner Division in Rouen und hatte manche schwere Stunde; er lagerte mit seinen Truppen vor der Stadt, die fast ganz von den revoltirenden Arbeitern besetzt war. Nach wenigen Tagen jedoch ward er im Triumphe zurückgeholt und stellte schnell die Ordnung wieder her. Zur Zeit des Staatsstreiches commandirte er in Lyon, wo es noch schlimmer zuging als damals in Rouen. Durch seine energischen Maßregeln rettete er die Stadt vor Brand und Plünderung. Drei Tage und drei Nächte soll er dabei nicht vom Pferde herabgekommen sein. Seine damalige Proclamation an die Soldaten machte großes Glück; sie war eben so lakonisch wie kräftig, nur vier Worte: „Ein Hundsfott, wer zurückweicht!“ Der neue Kaiser, der ihm nicht wenig verdankte, denn Lyon ist ein zweites Paris und gibt die Losung für den ganzen Süden Frankreichs, machte ihn zum Senator und zum Marschall, so daß der ehemalige Husaren-Freiwillige fünfzig Jahre später die höchste militärische und politische Würde des Reiches in sich vereinigte.

Der Marschall Castellane war von Natur abgeschlossen und streng, auch stolz, dies letztere aber nur gegen seines Gleichen. Im gemeinen Volke war er

sehr beliebt, bei den Soldaten mehr gefürchtet. In der Disciplin war er unerbittlich und als Vertreter des eigentlichen Gamaschendienstes verleugnete er gewissermaßen sein französisches Blut. In Oesterreich und in Preußen wäre er unbezahlbar gewesen. Wenn ein Czako schief saß: Arrest; wo ein Soldat im Glied um einen halben Fuß vortrat: Arrest; wo irgend ein Metallstück nicht spiegelblank geputzt war: Arrest. Durch diese übertriebene und besonders in der französischen Armee gar nicht gebräuchliche Strenge machte sich der Marschall bei einzelnen Soldaten vielfach verhaßt, die natürlich nicht weiter sahen, als von der ihnen dictirten Strafe auf den eisernen Mann, der keine Nachsicht kannte. So hatte er einst einen jungen Soldaten wegen einer Misère zu achttägigem Arrest verurtheilt. Bald darauf ist große Revue im Feuer; unser Soldat, der dem „Tyrannen“ Rache geschworen, ladet eine Kugel in sein Gewehr und schießt auf den Marschall, der keine zwanzig Schritte weit von ihm hält. Noch dazu geht der Schuß einen Moment früher los und die Kugel fliegt dem Marschall in den Hut. Dieser sprengt in zwei Sätzen vor die Fronte und ruft entrüstet: „Welch ein Lump, der seinen Mann auf zwanzig Schritte verfehlt!“ Er vertuschte später die Sache, ließ den Soldaten kommen, redete ihm in's Gewissen, und der Bursche wurde bald dem Marschall auf Leben und Tod ergeben.

Auch sonst erzählt man viel lustige Anekdoten von dem alten Herrn.

So soll einst ein Barbier von Lyon ausgerufen haben: „Wenn ich ihn nur einmal zu rasiren bekäme, »ce brigand de Castellane«, ich schnitte ihm gewiß den Hals ab!" Tags darauf erscheint der Marschall, dem man dies freche Wort hinterbracht hatte, in der Boutique des Friseurs, noch dazu in voller Uniform, und setzt sich ruhig auf den Stuhl, um sich rasiren zu lassen. Der Barbier, der gar nicht weiß, was das zu bedeuten hat und wie er die Ehre eines so hohen Besuches erklären soll, bekommt schon halbwegs Angst, seift aber doch den schrecklichen Kunden ein, wetzt sein Messer und fängt an zu schaben. Mitten in der Arbeit fährt ihn auf ein Mal der Marschall an: „So schneid' doch zu, Hallunke! Schneid' mir doch den Hals ab, wie du gestern gelobt hast!" — Der Barbier ist mehr todt als lebendig. — „Siehst du wohl?" sagt der Marschall. „Ihr seid feiges Gesindel; großprahlen könnt ihr, aber Muth habt ihr nicht". Der arme Kerl, der sich schon vor den Assisen, wo nicht gar auf dem Schaffot sah, fiel ihm fast zu Füßen und fing dann bitterlich zu weinen an. Der Marschall lachte, beschwichtigte ihn und setzte freundlich hinzu: „Schon gut, schon gut; ich bin gar nicht mehr böse. Jetzt rasir' mich fertig und nimm dich in Acht, daß du mich nicht schneidest". Er gab ihm alsdann einen Louisdor und ging davon.

Bei der Lyoner Straßenjugend stand der Marschall in sehr hohen Ehren. Wo er sich sehen ließ, liefen ihm die Gamins nach und brachten ihm Vivats:

»Vive le Maréchal! Vive Castellane! C'est lui qui est notre Empereur!« 2c. Sie hingen sich in die Zügel seines Pferdes und in die Steigbügel und versperrten ihm so den Weg, bis der Marschall ärgerlich wurde, sie mit der Reitpeitsche „caressirte“ und ihnen zurief: »Voulez-vous bien vous sauver, grédins! voulez-vous bien me laisser tranquille!« Freilich nicht, ohne zu gleicher Zeit rechts und links Sous und kleine Silberstücke unter sie zu werfen. Ueber die Purzelbäume, welche die Jungen schlugen, wollte sich alsdann der alte Herr fast vor Lachen ausschütten. So hielt er auch ein Mal, von etwa zwanzig, dreißig Gamins umgeben, vor einem Pastetenbäcker; da kommt ihm plötzlich ein lustiger Gedanke. »Prenez-moi ça à l'assaut!« ruft er den Jungen zu und zeigt auf die Kuchen und Torten hinter den großen Glasfenstern. Die lassen sich das nicht zwei Mal sagen, stürmen in den Laden hinein, und in zehn Minuten ist von all den Herrlichkeiten keine Krume mehr übrig. Der Pastetenbäcker, der schon eine neue Revolution im Anzuge sieht, stürzt verzweifelnd auf die Straße und ruft um Hülfe; da findet er den Marschall, der dem fürchterlichen Schauspiel zusieht und sich wie gewöhnlich die Seiten hält vor Lachen. »Je payerai toutes vos saletés«, sagt Se. Excellenz und verlangt die Note. Der Leser muß dabei wissen, daß der Marschall sein Leben lang für Zuckerwerk und Kuchen große Verachtung hegte; »un homme ne doit jamais manger de ces choses-là«, hörte man ihn oft bei Tische sagen.

Gegen seine Officiere war der Marschall Castellane (allerdings »proportions gardées«, wie man hier zu Lande sagt) sehr wohlwollend und liberal, nur mußten sie sich keines Versehens gegen das Reglement zu Schulden kommen lassen; denn das war seine Achillesferse und darin verstand er keinen Spaß. So hatte ihm ein Mal ein Oberst aus seiner Division, der von Africa zurückgekommen war, einen schönen arabischen Hengst verkauft und sich zugleich die Ehre ausgebeten, den Marschall zum Frühstück einzuladen. Dieser hatte bereitwillig zugesagt, und alle Gäste waren heiter und wohlgemuth. Der Oberst trug die sogenannte africanische »tenue de maison«, die in Algier erlaubt ist: weite Pumphosen, die kurze Tunika und das rothe Fez. Als sich endlich der Marschall beurlaubt, will es sich der höfliche Wirth nicht nehmen lassen, Se. Excellenz bis auf die Straße und an das vorgeführte Pferd zu begleiten; aber unten sagt ihm auf ein Mal der alte Castellane ganz ernst, nachdem er seine Uhr herausgezogen: „Colonel, Sie wissen, daß jeder Officier von meiner Division, der sich nach zwölf Uhr Mittags in nicht reglementsmäßiger Tenue auf der Straße sehen läßt, vierundzwanzig Stunden Arrest bekommt. Es ist drei Uhr vorüber; melden Sie sich zum Arrest. Adieu!“

Schrecklich war es ihm, wenn seine Officiere sich parfümirten, oder gar Pommade gebrauchten. Man wußte dies und nahm sich daher sehr in Acht. Manchmal roch aber der Marschall mit seiner feinen Nase

dennoch irgend ein Parfüm und sagte alsdann ganz ungenirt: „Wer von den Herren hat sich denn schon wieder schlecht aufgeführt?“ Ob Damen bei solcher Zurechtweisung zugegen waren oder nicht, war ihm ganz gleich. Besonders bei Tische war ihm das Ess-Bouquet, das Eau de Portugal, oder sonst ein derartiger „Gestank“ unerträglich. Eines Tages (so erzählt uns der ‚Figaro‘), als wieder ein paar Herren rechts und links neben ihm nach dem Coiffeurladen duften, zieht der Marschall sein Taschentuch heraus, legt es auseinander und bringt Etwas zum Vorschein, das, wie der ‚Figaro‘ sagt, „freilich kein Erdenmensch umgehen kann, das aber keiner gern nennt und noch weniger anzufassen wagt“. Nun konnte man wirklich von „Gestank“ bei Tische reden, aber der Marschall aß ruhig weiter. Dies Radikalmittel soll denn doch die Herren curirt haben. Oder er sagte auch: »Mille tonnerres, Messieurs, sommes-nous des Lorettes ou des hommes?« —

Auch sonst hatte der Marschall bei seiner Armee (er vereinigte fünf Divisionen mit fünfzehn Generalen unter seinem Commando) ganz eigenthümliche Anordnungen getroffen, denen man sich mit Resignation unterwerfen mußte. So durfte kein Officier seines Commando's in Civilkleidung gehen, was in Paris und in allen übrigen Garnisonen geschieht, und er, der Marschall selbst, war von früh Morgens sechs Uhr bis spät Abends in voller Uniform, mit allen seinen Ordenssternen und sonstigen Decorationen. So über-

raschte ihn auch der Tod. Noch eine halbe Stunde vor seinem Ende hatte er seinen Adjutanten die nöthigen Befehle gegeben und sein Pferd für den täglichen Spazierritt bestellt; er legte sich darauf in einen Lehnstuhl, um etwas zu schlummern, und erwachte nicht wieder.

Mit ihm starb das Haupt der großen Familie Castellane, eine der ältesten und vornehmsten von ganz Frankreich. Sein Bruder Jules, der das berühmte Haus in Paris machte, war ihm schon anderthalb Jahr früher in die Ewigkeit vorangegangen. Die Gräfin Hatzfeld, die Tochter des Marschalls, trug mithin in kaum zwei Jahren eine dreifache Trauer.

Man hat dem Marschall Castellane manchmal sein politisches Schwanken und seinen Gesinnungswechsel vorgeworfen; wohl mit Unrecht, denn auf diese Weise müßte man fast auf alle Generale und hohen Officiere der französischen Armee einen Stein werfen. Die hiesigen Verhältnisse, wir wiesen schon mehrfach darauf hin, sind einmal nicht so wie anderswo; wir vertheidigen sie nicht und billigen sie noch weniger, aber wir entschuldigen diejenigen, die durch ihre sociale Stellung von diesen Verhältnissen abhängig sind. Einen Lamoricière findet man nicht alle Tage. Der Soldat thut in Frankreich seine Pflicht, wenn er einfach gehorcht, gleichviel von wem der Befehl ausgeht; ob darin ein Compliment für die Nation liegt, die sich „die erste der Welt“ nennt, ist freilich eine andere Sache.

Pariser Blumenmarkt.

Als ich dieser Tage zufällig über den Place de la Madeleine ging, war dort gerade Blumenmarkt. Die Leserin fragt erstaunt: Blumenmarkt, mitten im Winter? — Gewiß, und noch dazu ein reicher, prächtiger Flor, fast wie eine Blumenausstellung, so manchfaltig und massenhaft. Die Verkäuferinnen (meistens sind es Frauen) sitzen unter zierlichen Zelten, ganz von Blumen umgeben. Da sieht man hochstämmige Camellien in voller Blüthe, sogar blühende Orangenbäume hie und da, und Rosen natürlich überall; Reseda, Veilchen, Heliotrop, wohl das herrlichste Duftkleeblatt, das sich denken läßt, und dann vorzüglich Tulpen, Crocus und Hyazinthen. Alles ist in solcher Menge vorhanden, daß der breite Weg zwischen den Zelten von weitem den buntfarbigsten Teppichen gleicht, wie man sie in den großen Teppichmagazinen der Rue Vivienne nicht schöner ausgehängt sieht!

Und das mitten im Januar! Aber es ist hier in

Paris ja eigentlich kein Winter. Wenn es auch um die Neujahrszeit kalte Tage gab, so dienten sie nur dazu, die Boulevards um so belebter zu machen, und wenn wir sogar drei Tage lang Schlittschuhläufer im Bois de Boulogne hatten, so war dies nur, damit der schönen Stadt Paris gar nichts abgehe an den Winterfreuden anderer Länder, und dann auch, damit die Eiskeller der Hauptstadt sich neu verproviantiren konnten. Was sollte wohl im Sommer aus den verzogenen Parisern werden ohne Sorbet und Eis?

Jetzt ist aber der Winter längst wieder fortgezogen, d. h. der nordische Winter, und der eigentliche pariser Winter ist an seine Stelle getreten mit seiner warmen Luft, mit Sonnenschein und Regen. Wer aber um diese Zeit über den Blumenmarkt geht, meint schon mitten im Frühling und Sommer zu sein. Die vielen Hundert Kunstgärtner nämlich in der Umgegend von Paris öffnen bei mildem Wetter ihre Treibhäuser und senden ihre schönsten Blumen und Pflanzen auf die Märkte der Hauptstadt; noch um Mitternacht werden uns die prächtigsten Bouquets angeboten, und auf dem letzten Balle in den Tuilerien wurde gar eine neue Quadrille unter Blumenguirlanden getanzt.

Doch dies alles nur beiläufig; auch des Blumenmarktes selbst erwähnen wir nur im Vorbeigehen und nur, weil er es war, der uns die nachstehende kleine Geschichte in's Gedächtniß rief. Ein bekannter Kunstgärtner aus Neuilly hatte nämlich einen herrlichen Rosenflor ausgestellt und darunter einen hochstämmigen

Busch mit den schönsten goldgelben Rosen. Gewiß eine Seltenheit mitten im Januar. Alle Vorübergehenden drängten sich hinzu, um die prächtigen Blumen zu bewundern; kaum aber sah ich den gelben Rosenbaum, so fiel mir jene Geschichte ein, die gerade von gelben Rosen handelt. Ich rechne, indem ich sie erzähle, auf mehr Nachsicht bei meinen deutschen Lesern, als dem armen Monsieur About mit seinem letzten Theaterstücke*) bei seinen Franzosen zu Theil wurde. Meine Geschichte ist übrigens wahr, und die Personen, denen sie passirt ist, kenne ich selbst recht gut.

*) Gaëtana von Edmund About wurde nach langer, lärmender Ankündigung am 6. Januar im Odeon zuerst gegeben und erlitt ein Fiasco, wie es seit Menschengedenken kein Theaterstück in Paris erlebt hat. Die vielbesprochenen Vorstellungen des Tannhäuser in der großen Oper waren nichts dagegen; denn das Theater selbst mußte dies Mal mit Hülfe eines Linienregiments geräumt werden, und der große Platz vor dem Odeon blieb vierundzwanzig Stunden lang militärisch besetzt. Man glaubte sich im dortigen Quartier mitten in der Revolutions- und Barricadenzeit. Monsieur About hat aber nur geerntet, was er gesäet hat. Er, der Lärm- und Scandalmacher par excellence, hat dies Mal den Lärm und Scandal auf sein eigenes Haupt herabgezogen; man hat ihm einfach die gleiche Münze zurückgezahlt. Das Theaterstück selbst soll gar so schlecht nicht sein, die Demonstration war auch nur gegen die Person des Verfassers gerichtet. So sind die Veuillot'schen Worte wahr geworden, die ihm dieser bei Gelegenheit seiner scham- und würdelosen Angriffe auf Rom, den Papst und die Kirche prophetisch zugerufen: Vous nous couvrez de boue; gardez-vous bien qu'un jour on ne vous jette pas à vous-même de la boue (de l'About).

Der gelbe Rosenstrauß.

Im vorigen Herbste kam ich häufig zu einer alten Dame, an die ich empfohlen war und die mich gleich bei meinem ersten Besuche mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit aufgenommen hatte.

Frau v. Lorgerel war eine Witwe von fast sechszig Jahren; sie lebte nach dem Tode ihres Gemahls sehr zurückgezogen, fuhr manchmal in's Theater, an schönen Nachmittagen auch wohl in den Tuilerienpark; sonst war sie immer zu Hause, empfing aber nicht viel Besuche. Ihre Hauptbeschäftigung waren ihre Blumen, die sie auf das Sorgfältigste pflegte. Ihre beiden Wohnzimmer waren in Treibhäuser verwandelt und der große Balcon in einen wirklichen Garten. Wenn ich kam, brachte ich oft ein Bouquet mit oder ein kleines Topfgewächs. Das Bouquet wurde sofort in eine der vielen Vasen gesetzt, die überall zu diesem Zwecke umherstanden; aber der Blumentopf war weit schwerer unterzubringen, denn es war fast nirgends mehr ein Plätzchen übrig.

An manchen Abenden fand ich auch Besuch bei Frau v. Lorgerel, natürlich alte Leute, die sich immer

vor zehn Uhr zurückzogen, was in Paris sehr früh ist. Die vornehme Welt macht hier um zehn Uhr Abends Toilette und fährt um elf in die Soiréen.

Nur ein alter Herr machte seit einiger Zeit eine Ausnahme; dies war Monsieur des Coudraies, der erst kürzlich nach Paris gezogen war und als Nachbar (er wohnte beinahe vis-à-vis) zufällig die Bekanntschaft der Frau v. Lorgerel gemacht hatte. Die beiden alten Leute schienen großes Gefallen an einander zu finden. Beide hatten dieselbe Passion: das Trictrac. Sie sprachen wenig, und wenn sonst Niemand gegenwärtig war (von mir wurde keine Notiz weiter genommen) so setzten sie sich an den Spieltisch und spielten mit einer Aufmerksamkeit und mit einem Eifer, »dignes d'une meilleure cause,« wie ich leise zu mir selbst sagte; denn manchmal wurde ich ganz ärgerlich über dies ewige Würfeln, Zählen und Rechnen. Mir wollte das Trictrac nie in den Kopf, wie überhaupt kein anderes derartiges Spiel. Frau v. Lorgerel, die mir dies ansah, lächelte dann wohl und sagte: »Quand vous aurez soixante ans comme nous, mon cher, vous jouerez bien aussi.«

Der achte September war der Namenstag der guten Dame, und nach pariser Sitte kam ich am Abend vorher mit dem üblichen Bouquet und dem üblichen Glückwunsche. Ich hatte mir dies Mal ein besonders schönes Bouquet verschafft: gelbe Rosen, von denen ich wußte, daß Frau von Lorgerel sie allen andern Rosen vorzog. Außerdem waren „diese Kinder der

bengalischen Flora“ in jenem Sommer wegen der unaufhörlichen, starken Hitze sehr selten geworden; mein Geschenk hatte also einen doppelten Werth. Die gnädige Frau wurde auch wirklich sehr gerührt, als ich ihr das Bouquet überreichte.

„Gelbe Rosen —,“ sagte sie, „welch eine Ueberraschung und zugleich welch eine wehmüthige Erinnerung! Doch das konnten Sie ja nicht wissen,“ setzte sie hastig hinzu, als ob sie sich verbessern wollte; „ich danke Ihnen sehr, Sie haben mir eine große Freude gemacht“.

Bald darauf kam Monsieur des Coudraies, wie gewöhnlich, zu seiner Partie Trictrac. Er wußte nichts von dem morgenden Namensfeste, erschöpfte sich daher in Entschuldigungen und versprach, das Versäumte nachzuholen. Als er das gelbe Rosenbouquet sah, machte er große Augen, bewunderte die schönen Blumen, wurde jedoch dabei ernst und tiefsinnig, und man konnte deutlich bemerken, daß ihm die an sich so unschuldige Sache irgend etwas zu denken gab.

Das Trictracspiel wollte dies Mal nicht recht gehen; Frau von Lorgerel warf ihrem Gegner Zerstreuung und Unaufmerksamkeit vor. Monsieur des Coudraies wollte ein Gleiches an seiner Gegnerin bemerkt haben. Man scherzte darüber und gelobte sich gegenseitig, morgen besser zu spielen.

Frau von Lorgerel hatte den gelben Rosenstrauß in einer schönen Vase mitten auf den Tisch gestellt, und später beim Thee, als die Unterhaltung etwas ein-

silbig zu werden begann, nahm auf ein Mal der alte Herr das Wort.

„Sie glauben nicht,“ sagte er, mehr zu der Frau vom Hause als zu mir gewandt, „welch einen merkwürdigen Eindruck jene gelben Rosen auf mich gemacht haben. Mehr als vierzig Jahre meines Lebens verschwanden plötzlich, und ich wurde fünf Minuten lang wieder ein zwanzigjähriger, junger Mann, verliebt und hoffnungsvoll wie alle jungen Männer in jenem Alter sind — und deshalb,“ fügte er nach einer Pause lächeld hinzu, „spielte ich auch diesen Abend so schlecht Trictrac“.

Frau von Lorgerel antwortete nichts. Sie saß in ihrem Lehnstuhle, im Schatten des Lampenschirmes, auf welchem ebenfalls Blumen und Laubwerk gemalt waren.

Aber das Alter ist oft, wenn es sich um eine Herzens-Angelegenheit handelt, sehr gesprächig. Monsieur des Coudraies fing daher alsbald wieder an:

„Fast möchte ich Ihnen die kleine Geschichte erzählen, damit Sie erfahren, welch einen großen Einfluß ein gelbes Rosen-Bouquet auf mein ganzes Leben gehabt hat ....“

„Erzählen Sie nur,“ unterbrach ihn Frau von Lorgerel. „Auch in meiner Erinnerung spielen diese Blumen eine merkwürdige Rolle; erzählen Sie nur.“

„Wie so?“ fragte der Alte erstaunt. Aber die Dame antwortete: „Erst Ihre Geschichte, dann erzähle ich Ihnen vielleicht auch die meinige“.

Und Monsieur des-Coudraies erzählte:

„Es sind jetzt zweiundvierzig Jahre, als mich eines Morgens mein Vater kommen ließ und mir die freudige Nachricht mittheilte, daß es ihm gelungen sei, mir eine Lieutenantstelle in der Provinz zu kaufen — man kaufte damals noch, in den ersten Jahren der Restauration, dergleichen Stellen, ganz wie vor der großen Revolution — ich könne nur hingehen und mir die Uniform bestellen und alsdann abreisen, wann es mir gefiele, je schneller um so besser.

Was aber mein Herr Papa eine „freudige“ Nachricht nannte, das war für mich eine sehr traurige und zwar aus mehreren Gründen. Erstens fand ich keinen großen Geschmack an einer militärischen Carrière; ich wäre lieber in die Magistratur oder auch in die Diplomatie getreten. Doch jene Abneigung war keineswegs der wichtigste Grund; dieser war einfach der Umstand, daß ich verliebt war, verliebt „bis über die Ohren,“ wie man zu meiner Zeit sagte (ich glaube, man sagt auch noch heutzutage so), und daß mir daher eine Trennung von Paris und von meiner Geliebten als etwas Schreckliches, ja geradezu als etwas Unmögliches erschien.

Aber ich kannte meinen Vater und seine strengen, unerschütterlichen Grundsätze. Ich wagte daher nicht, ihm meinen Seelenzustand zu offenbaren; ich hätte gewiß noch in derselben Nacht zur Garnison abreisen müssen, vielleicht gar in seiner eigenen Begleitung, und Alles wäre verloren gewesen.

In meiner Noth gedachte ich eines Oheims, der ebenfalls in Paris wohnte, mich immer protegirt hatte, und zu dem ich ein unbegrenztes Vertrauen fühlte.

Dieser Oheim war eigentlich das wahre Gegenstück meines Vaters, obwohl er sein älterer Bruder war. Er hatte sich nie verheirathet und führte ein lustiges Junggesellenleben bis an seine alten Tage. Bei uns jungen Leuten in der Familie stand er in hohem Ansehen; er war stets auf unserer Seite, wenn irgend ein loser Streich ausgeführt werden sollte, oder wenn es sonst galt, uns in Schutz zu nehmen oder aus einer Verlegenheit zu ziehen. Er war freilich etwas barsch und geradezu, aber ein wahrer Ehrenmann und »ancien garde du corps du roi,« was damals noch für uns Alles sagte.

Zu dem eilte ich, und klagte ihm mein Leid.

„Ein schönes Leid,“ rief er lachend; „es fehlt nur noch, daß du dein Taschentuch herausziehst und weinst. Du solltest deinem Vater danken, daß er dich in die Armee eingekauft hat. Es gibt nur einen großen Stand in der Welt: den Militärstand (das war das Steckenpferd meines Oheims). Du bist reich, von Adel, die alte gute Zeit wird wieder kommen; im dreißigsten Jahre kannst du Oberst sein, im vierzigsten General“.

„Bester Oheim,“ entgegnete ich kleinlaut, „das ist Alles recht schön, wenn nur mein Herz frei wäre. So aber fühle ich, wird der Abschied von Paris mein Unglück sein“.

„Albernheiten!“ rief er lachend. „So schlage dir doch die Liebschaften aus dem Kopfe. Wenn ich jedes Mädchen hätte heirathen sollen, in das ich verliebt gewesen, und bis über die Ohren verliebt, bitte ich zu bemerken, ich hätte mehr als zwanzig Mal Hochzeit halten müssen. Und dabei bin ich ledig geblieben, wie du siehst, und habe es noch nicht bereut.“

„Ganz recht, lieber Oheim“, antwortete ich; „aber es ist vielleicht anders mit mir. O, wenn Sie das Mädchen kännten!“

„Ich kenne sie, ohne sie gesehen zu haben,“ unterbrach er mich und lachte wie zuvor. „Ein Engel, eine Venus, wunderschöne Augen, reizende Züge .... ich sehe sie vor mir: sie sind ja alle so.“

„Und doch könnten Sie dies Mal Unrecht haben mit Ihrem Spott, lieber Oheim,“ begann ich von neuem und nannte ihm zugleich den Namen meiner Geliebten.

„Das ist etwas Anderes,“ erwiderte er plötzlich mit ernsthafter Miene. „Das ändert die Sache; das Mädchen ist reich, von guter Familie und der Vater ein angesehener Mann. Wenn ihr euch wirklich so liebt, wie du mir versicherst, so könnte vielleicht ....“

„Halt, lieber Oheim,“ rief ich hastig dazwischen, „ob Marie um meine Liebe weiß, kann ich wahrhaftig nicht sagen. Gestanden habe ich ihr wenigstens nichts. Hundert Mal wollte ich davon anfangen, wenn ich sie zufällig allein traf; aber nie hatte ich den Muth dazu: die Kehle war mir wie zugeschnürt. Auch schreiben

wollte ich ihr oft, und ich habe Gott weiß wie viele Briefe aufgesetzt; aber nie habe ich's gewagt, ihr einen zu geben".

„Ihr seid mir die Rechten," polterte der Alte. „Geh, du wirst in deinem Leben kein tüchtiger Soldat! Zu meiner Zeit brauchte man keine vierundzwanzig Stunden, um über derlei Sachen in's Klare zu kommen."

„Und doch," so fing er nach einer Pause und obenein in mildem, versöhnlichem Tone wieder an, „ich will dich nicht schelten; in Herzensangelegenheiten geht ja Jeder seinen eigenen Weg. Aber zum Henker! wissen muß ich, ob sie dich liebt und ob sie dein Weib werden will; alsdann kann ich vielleicht etwas für euch thun."

Ich fiel dem alten Manne um den Hals und nannte ihn den Schöpfer meines Glückes; er nahm aber sofort wieder sein barsches Wesen an und sagte: „Nur nicht so viel überflüssige Worte! Beeile dich, daß du in's Klare kommst, und hole dir das Jawort von deiner Geliebten. Du weißt, daß dein Vater wartet und vielleicht schon deinen Platz in der Diligence bestellt hat. A propos, wie denkst du es anzufangen?"

„Wenn ich ihr schriebe ...." entgegnete ich.

„Gut, so schreibe ihr," antwortete mein Oheim, „und höre, Ferdinand," fuhr er fort, „dein Vater hat dir nicht Alles gesagt. Wenn er dich nach Clermont in Garnison schickt, so weiß ich, was das zu bedeuten hat. Der dortige Oberst ist ein alter Freund unserer Familie; er hat, so viel ich weiß, nur eine

einzige Tochter, — eine gute Partie, verstehst du, Ferdinand? Also Muth gefaßt! Schreibe deinen Brief an die schöne Marie, gestehe ihr deine Liebe, deine Hoffnungen, gestehe ihr, was du willst. Zwei Jahre muß sie warten und dir treu bleiben .... mach' kein schiefes Gesicht, sonst verlange ich drei Jahre! Aber mir soll sie ihren Entschluß schreiben, und wenn ich ihr Geständniß und ihr Versprechen habe, so will ich schon machen, daß du nach Saint-Germain in Garnison kommst. Soldat mußt du doch werden. Es gibt nur einen großen Stand in der Welt! Alle vierzehn Tage darfst du nach Paris kommen, um deine Braut zu sehen. Wenn sie dich liebt und dich haben will, so verlaß dich auf mich: ich verheirathe euch, das versprech' ich dir. Aber ihr Jawort muß ich haben, und das morgen früh. Jetzt allons, marche!"

Der alte gute Oheim! — Ich eilte auch sofort nach Hause, kaufte aber unterwegs einen schönen gelben Rosenstrauß, den schönsten, den ich finden konnte. Dann schrieb ich den Brief, in welchem ich ihr meine lange, innige Neigung bekannte, sie um Gegenliebe beschwor, und sie zugleich bat, am Abend eine von den gelben Rosen in ihren Gürtel zu stecken, als Beweis für die günstige Aufnahme meiner Erklärung. Alsdann würde ich den Muth haben, ihr alles Weitere mündlich zu sagen.

Diesen Brief schob ich geschickt in das Bouquet hinein, so daß er ganz von den Blumen bedeckt war, und trug darauf, nicht ohne Herzklopfen, den verhäng-

nißvollen Strauß zu meiner Geliebten. Sie nahm ihn mit freundlichem Danke an, und ich versprach, noch denselben Abend wieder zu kommen, was um so natürlicher erschien, da gerade jener Tag der sogenannte Empfangstag ihrer Eltern war, zu welchem ich ein für alle Mal eine Einladung erhalten hatte.

Ich kam auch, und mein erster Blick, als ich in den Salon trat, fiel auf Marie. Sie trug keine Rose im Gürtel, keine! Sie war freundlich wie immer, aber sie schien mir dies Mal noch zurückhaltender als sonst.

Mich traf es wie ein Donnerschlag. Keine Rose im Gürtel! Ich eilte zu meinem Oheim und warf mich ihm weinend an die Brust. Auf dem Wege zu ihm, der mich über den Pont Neuf führte, dachte ich sogar ganz ernsthaft daran, in die Seine zu springen.

Schon am andern Morgen saß ich in der Diligence auf der Route nach Clermont und zwar in Begleitung meines Oheims, der alles Mögliche that, um mich zu trösten. Er blieb sogar einige Monate in jener Stadt, bloß meinetwillen (in Paris schützte er Geschäfte vor) und er war es auch, der mich in die Familie des Obersten einführte, um die Bekanntschaft der Tochter zu machen. Zuerst wollte ich von all dem nichts wissen; das Andenken an meine frühere Geliebte füllte meine ganze Erinnerung aus. Aber mein Oheim stellte mir so lange das Verkehrte und Lächerliche einer solchen Träumerei vor, daß ich endlich nachgab. „Man muß sich ein Mädchen aus dem Kopfe schlagen, das

nichts von uns wissen will," rief er alsdann heftig. „Zum Henker, bist du denn ein Apollo, daß sich gleich Jede in dich verlieben muß? Die Marie liebte dich nicht, das ist gewiß; ihr wäret nicht glücklich mit einander geworden."

„Ihr Oheim irrte sich. Marie liebte Sie doch," rief auf ein Mal und noch dazu mit bewegter, gerührter Stimme Frau v. Lorgerel aus ihrem Lehnstuhle heraus, in welchem sie bis dahin so bewegungslos gesessen, daß ich schon glaubte, sie sei über der Erzählung des alten Herrn eingeschlafen.

„Wie so, gnädige Frau?" fragte Monsieur des Coudraies hastig. „Wie können Sie das wissen? Haben Sie etwa Marie du Plessis gekannt?"

„Fahren Sie fort, lieber Freund," entgegnete die alte Dame; ich erzähle Ihnen nachher meine Geschichte von den gelben Rosen auch."

„Was ich noch hinzuzufügen habe," nahm der Alte wieder das Wort, „ist wenig. Der Liebeskummer eines jungen Mannes von zweiundzwanzig Jahren ist bald vergessen. Das Garnisonleben brachte Zerstreuungen, neue Bekanntschaften und Freunde; im Hause des Obersten fand ich ferner die beste Aufnahme, kurz, im nächsten Jahre verlobte ich mich mit der Tochter desselben, zur großen Freude meines Oheims, der an meinem Hochzeitstage wie ein junger Dreißiger tanzte. Acht Jahre lebte ich mit meiner Frau in der glücklichsten, zufriedensten Ehe, und noch jetzt, fast dreißig Jahre nach ihrem Tode, bewahre ich ihr ein treues

Andenken. Meine einzige Tochter ist in Algerien an den Souspräfecten von Constantine verheirathet und hat mich schon vier Mal zum Großvater gemacht.“

„Aber heißen Sie denn eigentlich des Coudraies?“ fragte Frau v. Lorgerel mit einer Aufregung, die sie nur schwer bemeisterte.

„Mein eigentlicher Name ist Ferdinand de Lasalle; ich habe aber später den Namen des Coudraies angenommen nach dem Testamente eines alten Großonkels mütterlicher Seite, der mich nur unter dieser Bedingung zu seinem Universalerben einsetzen wollte.“

Hier entstand eine Pause. Der Alte, den die lange Erzählung sichtbar angegriffen hatte, lehnte sich in das Sopha zurück. Frau von Lorgerel dagegen erhob sich; das Lampenlicht fiel auf ihre ehrwürdigen Züge. Sie hatte Thränen in den Augen.

„Ferdinand de Lasalle,“ sagte sie endlich, „Ihr Oheim hatte Unrecht, Marie liebte Sie wirklich, — ich selbst bin Marie du Plessis. Ich heirathete später Herrn von Lorgerel, der vor zehn Jahren starb. Mein einziger Sohn ist Steuer-Director in Rouen, und auch ich bin bereits drei Mal Großmutter.“

Der alte des Coudraies wollte aufspringen, aber er hatte die Kraft nicht, und ich .... ich sah die seltsame Scene an wie Einer, der in einem interessanten Roman das interessanteste Capitel liest.

Frau von Lorgerel ging langsam in's Nebenzimmer; als sie zurückkam, hielt sie ein altmodisches Kästchen von buntem Holz in den Händen.

Schweigend stellte sie das Kästchen vor uns hin und öffnete es. Ein vertrockneter Blumenstrauß lag darin, grau und eingeschrumpft wie eine kleine Mumie. Dennoch konnte man deutlich erkennen, daß es einst Rosen gewesen waren. Sie löste mit zitternden Händen das verblichene Seidenband. Die Blumen fielen wie Spreu auseinander, in der Mitte lag ein Blättchen Papier, gelb wie Pergament, die Schrift unleserlich und verloschen. Zweiundvierzig Jahre hatte jenes Blättchen dort in dem welken Strauß geruht, zweiundvierzig Jahre! . . . Marie hatte damals den Brief nicht gefunden, die Liebeserklärung also nicht gelesen; sie hatte mithin an jenem Abend auch keine gelbe Rose in ihren Gürtel gesteckt. Aber sie liebte Ferdinand trotzdem, obwohl mit mädchenhafter Schüchternheit. Wie konnte sie ihm auch ihre Neigung gestehen, da er selbst nicht den Muth hatte, ihr von der seinigen zu sprechen? Als er später fortgezogen war, trug sie sein Bild noch lange im Herzen und bewahrte den gelben Rosenstrauß auf als eine Reliquie ihres ersten Jugendtraumes.

Nach mehr als vier Decennien hatten sie sich zufällig als alte Leute wiedergefunden, als Großvater und Großmutter . . . . „Das Leben dichtet, sagt Jean Paul; „denn es erfindet seltsamere Zufälle und Begebenheiten als die reichste Phantasie eines Romanschreibers.“

Monsieur des Coudraies war aufgestanden. Er ergriff die beiden Hände seiner alten Freundin und sah ihr lange in's Gesicht, wie wenn er in den alten Zü-

gen der mehr als sechszigjährigen Matrone das liebliche Jugendantlitz der neunzehnjährigen Marie wiederfinden wollte. Er versuchte zu lächeln, aber es wollte nicht recht gelingen.

Frau v. Lorgerel nahm die vertrockneten vierzigjährigen Blumen, hielt sie neben die frischen gelben Rosen, die ich erst vor wenigen Stunden gebracht hatte, und sagte (es glückte ihr auch, dabei zu lächeln): »C'est pourtant vrai.«

Dies brachte den Alten wieder zu sich; er nahm schnell Abschied und zog mich mit sich fort. Schon auf der Treppe flüsterte er mir leise zu: „Es ist eine heilige Erinnerung für mich und auch für Marie; wir wollen die gute Frau allein lassen ... vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, sagt Montesquieu."

Er kam auch in drei Tagen nicht zu Frau v. Lorgerel. Als er sich endlich wieder um die gewohnte Abendstunde zu der Partie Trictrac einstellte, ging ihm die alte Dame heiter und freundlich entgegen und umarmte ihn wie einen lang entbehrten Freund.

Seit jener Zeit sind sie täglich beisammen. Sie spielen aber nur selten Trictrac; sie haben sich gegenseitig so viel, so viel zu erzählen!

Der alte des Coudraies ist seiner fünfundsechszig Jahre ungeachtet wieder ganz jung geworden, und mir will außerdem scheinen, daß Frau von Lorgerel jetzt weit mehr Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet als früher; kürzlich hatte sie sogar Blumen auf ihrer Haube. Sie ist übrigens auch erst zweiundsechszig Jahre alt — erst!

Ich glaube wirklich für meine Person, daß Ferdinand und Marie sich noch gern verheiratheten; aber sie wagen es nicht. Sie fürchten sich vor ihren Kindern und, was noch schlimmer ist, vor ihren Enkeln, — dann auch vor der Welt, die sich ja über Alles lustig macht.

Wer weiß, sie thun es vielleicht doch.

Sollte ich später etwas Näheres darüber erfahren, so werde ich es gewiß dem Leser mittheilen.

Der Canal Saint-Martin.

Der Canal Saint-Martin gehört zu den großartigsten und merkwürdigsten Bauten von Paris und das will nicht wenig sagen, wenn man bedenkt, daß seit zehn Jahren in dem alten Paris ein neues Paris entstanden ist, eine Art von modernem „Weltwunder“, das man nicht für möglich halten würde, wenn man es nicht täglich vor Augen hätte. Das alte Paris ist nach und nach so gänzlich verschwunden, daß Monate vergehen, bevor man einen Fuß hineinsetzt, und das neue Paris mit seinen tausend Palästen (jedes neue Haus ist hier ein Palast, und seit 1850 sind in der französischen Hauptstadt 2375 neue Häuser gebaut worden, so lesen wir wenigstens im letzten Rechenschaftsbericht der Expropriations-Commission) . . . . also mit seinen tausend Palästen, meilenlangen Boulevards, öffentlichen Gärten und Squares, neuen Brücken und Quais — dies neue Paris ist auch bereits wieder „was Altes“, denn die Verse sind längst zur Wahrheit geworden:

„Paris ancien au peuple-ilote,
Au peuple-Roi Paris nouveau!“

Erregt mithin ein neues Bau-Unternehmen in Paris Aufsehen, so kann man sicher sein, daß es ganz besonders großartig, oder ganz besonders merkwürdig, oder Beides zugleich ist.

Und dies Letzte ist der Fall mit dem Canal St. Martin, der seit dem Herbste 1861 wieder schiffbar ist. Er ist wohl eines eigenen Besuches werth. Wir kommen ohnehin so selten auf unsern Spaziergängen in jene Gegend von Paris, hinter der Bastille, die allerdings mit dem Boulevard des Italiens und mit der Rue de la Paix einen eigenthümlichen Contrast bildet. Aber wer weiß, nach zehn Jahren ist vielleicht jene Gegend ein vornehmes Quartier geworden, mit schimmernden Kaffeehäusern und blitzenden Läden, und die Platanen, die man jetzt dort pflanzt, und unter denen zur Zeit noch die schmutzigen Fabrikkinder sich umher tummeln und die nicht viel sauberern Arbeiter hin und her spazieren, beschatten vielleicht Anno 70 manche elegante Herzogin oder manche noch elegantere Lorette, wenn nicht etwa diese letztere Damensorte bis dahin aus der pariser Statistik verschwunden ist, was Gott geben möge, wozu aber leider vor der Hand gar keine Aussicht vorhanden ist.

Ich sagte eben: nach zehn Jahren; aber nun gehe der freundliche Leser auf wenige Augenblicke mit mir um den gleichen Zeitraum in die Vergangenheit zurück.

Vor zehn Jahren, als ich, ein zweiter Columbus (im Kleinen, im Kleinen!) meine Entdeckungsreisen durch

Paris begann, brachte mir jeder Tag etwas Neues. Im Hôtel Violet wurde des Morgens beim Kaffee der Plan, das Programm des Tages entworfen und Abends beim Souper das Gesehene und Erlebte erzählt und besprochen. Eine angenehme, interessante Zeit! Der Major war oft mit von der Partie und diente dann als Cicerone, da er Paris gut kannte, wenigstens weit besser als wir Neulinge. In meinem Tagebuche, das ich damals sehr getreu, wenn auch nur im Lapidarstile führte, finde ich unter dem 6. September 1851 die kleine Notiz: „Canal St. Martin; nächtliches Abenteuer; glücklich abgelaufen." Ich will es mit wenigen Worten erzählen, denn es gehört ganz hierher als Einleitung zu meiner heutigen Schilderung.

Wir waren gegen Abend jenes Tages an die Bastille gelangt (der Major, ein anderer deutscher Landsmann und ich), eigentlich nur zufällig, da wir uns in Vincennes verspätet hatten. Die Table d'hôte-Zeit im Hôtel Violet war längst vorüber; wir gingen also in den nächsten Restaurant und bestellten ein Diner, welches wider Erwarten sehr gut ausfiel. Nach Tisch kam der Kaffee und die Cigarre und ein Stündchen gemüthlicher Unterhaltung, noch dazu in bequemen, weichen Fauteuils, was uns doppelt wohl that, da wir den ganzen Tag auf den Beinen gewesen waren.

„Wie wär's," sagte ich auf einmal, „wenn wir jetzt, da wir so dicht dabei sind, den berüchtigten Canal St. Martin besuchten? Wir sind unserer Drei, und

es ist kaum neun Uhr; die Gefahr wird also wohl nicht groß sein."

Der Major lächelte und sagte: „Als wenn Gefahr dabei wäre! Der Canal liegt ja kaum hundert Schritte von hier. Und wenn auch! Es wäre doch wirklich merkwürdig, wenn man nicht da unten am Wasser eben so sicher wäre, wie hier oben im Zimmer."

Unser Begleiter, ein Mecklenburger, der Paris so gut wie gar nicht kannte, stimmte sofort bei; wir bezahlten unsere Zeche und machten uns auf den Weg.

Das Wetter war unfreundlich und trübe; die Julisäule, obwohl dicht vor uns, erschien nur undeutlich im Nebel und die Gasflammen leuchteten auch nicht weit über ihre eigenen Laternen hinaus. Also recht unheimlich, wie der Anfang eines Capitels aus den Mystères de Paris.

Wir gingen links die hohen, schlüpfrigen Steintreppen des Quais hinab und standen auch bald am Rande des breiten Canals, der sich als eine trübschimmernde, schwarze Wasserfläche unendlich weit nach Norden hin vor uns ausdehnte. In den fern liegenden Häusern hie und da ein mattes Licht und über uns das unklare, verhallende Getöse der Boulevards, das war Alles: mithin ein sehr prosaisches, frostiges Bild, bei welchem ich nur bedauerte, meinen Paletot zu Hause gelassen zu haben. Dann und wann gingen ein paar Leute an uns vorüber, Arbeiter zumeist; weiterhin hörte man aus den kleinen Weinschenken Lachen und

Lärm und das Wasser des Canals, vom Winde bewegt, plätscherte an den steinernen Wänden.

„Wenn das unser ganzes Abenteuer ist," rief ich dem Major zu, der etwas zurück geblieben war, „so haben wir wirklich Unrecht gehabt, die Boulevards zu verlassen." Der Mecklenburger meinte dasselbe. Indem ich mich bei diesen Worten umdrehte, bemerkte ich, daß der Major nicht allein war, sondern mit einem Manne sprach, zu dem sich alsbald noch ein zweiter gesellte. Ich hörte, wie der Major mit seiner bekannten Lebhaftigkeit und obenein auf Deutsch sagte: „Ist denn das eine Manier, ein Almosen zu verlangen, und was seid ihr denn überhaupt für Leute?" Im nächsten Moment war ich mit meinem Begleiter an seiner Seite und sah deutlich, wie ihn die beiden Männer an den Rand des Canals drängten, der hier gar keine Brüstung hatte, wirklich als wollten sie ihn in's Wasser stürzen. Wir warfen uns zwischen sie, und der Major rief mir laut zu: „Geben Sie mir doch schnell Ihre Pistole, daß ich den Burschen Respect vor ihren Landsleuten beibringe." Die aber, bei dem Worte „Pistole" (ich hatte natürlich gar keine in der Tasche), machten, daß sie fort kamen, und im Davonlaufen hörten wir ganz deutlich ihre süddeutschen Kernflüche. Der Major lachte wie ein Feldwebel und behauptete, das Ganze sei ein schlechter Witz, zog uns dann aber mit sich fort, und in wenigen Minuten standen wir wieder oben am Quai, neben der Julisäule. Der Mecklenburger war ganz kleinlaut geworden, und

ich selbst wußte nicht recht, was die Geschichte bedeuten sollte.

„Und noch dazu Landsleute!“ rief ich und schlug vor, sofort zum Commissaire de Police zu gehen und den „nächtlichen Ueberfall“ anzuzeigen. Der Major hatte unterdessen einen Fiaker angehalten, und in einer Viertelstunde kamen wir wieder im Hôtel Violet an. Wir erzählten natürlich beim Abendessen unser Abenteuer, und einige Franzosen wünschten uns in allem Ernste Glück, mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Ein paar andere Herren, deutsche Weinreisende, wollten sofort eine Expedition nach dem Canal organisiren; ein Waffenfabrikant aus Solingen erbot sich, uns mit Terzerolen zu versorgen; aber am Schlusse ließ man es bei einer Bowle Punsch bewenden, was entschieden das Vernünftigste war.

Der Wirth nahm mich später bei Seite und bat mich, mir den Vorfall zur Lehre dienen zu lassen; der Canal sei wirklich Nachts gefährlich, und mehr als eine Leiche werde allwöchentlich dort aus dem Wasser gezogen. „Aber ich bitte Sie,“ so schloß er seine Ermahnung, „was haben Sie auch in jener Gegend zu thun? Dahin verirrt sich ja kein anständiger Mensch.“

Das war vor zehn Jahren, und der Wirth hatte damals ganz Recht. Aber wie hat sich jetzt Alles verändert! Denn wer an der Bastille heutzutage den Canal suchen will, findet ihn nicht, obwohl er da ist. Aber wie? Das ist eben das Merkwürdige.

Der Canal ist nämlich in seiner ganzen obern

Hälfte ein unterirdischer geworden; man hat ihn zuerst einige Meter tiefer gelegt und dann neu überbaut. Eine breite, elegante Chaussée, an welcher rechts und links schon geschmackvolle Häuser entstehen, bezeichnet die frühere Wasserstraße. Gartenanlagen überall, von Zeit zu Zeit ein kleines Bassin mit Cascaden und Springbrunnen, und zu beiden Seiten Platanen- und Linden-Alleen, — man glaubt wirklich im Luxembourg oder in den Tuilerien zu sein. Unter uns aber in der Tiefe das Wasser, und geschäftiges Treiben Tag und Nacht von vielen Hundert Fahrzeugen, groß und klein, von Korn- und Kohlenschiffen, die sämmtlich von St. Denis kommen, wo die großen Stapelplätze des Nordens sind, der einen bedeutenden Theil seiner Producte zu Wasser nach Paris schickt.

Mitten in den Gärten, von zierlichen Gittern umgeben, gewahren wir, alle hundert Schritte etwa, eine weite, brunnenähnliche Rotunde: das sind die Oeffnungen, die dem Canal Luft und Licht zuführen. Zieht nun gerade einer der kleinen Dampfer, die ununterbrochen auf und ab fahren, um die Schiffe in's Schlepptau zu nehmen, vorüber, so schießt eine weiße Dampfsäule aus jenen Oeffnungen hervor, wodurch das ganze Bild einen eigenthümlichen Reiz gewinnt. Wir werden dadurch hier oben auf ein Mal an jene unterirdische Welt erinnert, die als ein Gegenstück zum Themse-Tunnel vielleicht noch interessanter sein dürfte als jener, weil hier der umgekehrte Fall stattfindet: wir gehen oder fahren auf der breiten Chaussée spazieren,

oder ruhen aus auf den Bänken, die man rings neben den Blumenbeeten aufgestellt hat, und unter uns in der Tiefe das Wasser mit seinen Schiffen, die uns als Lebenszeichen ein dumpfes, verworrenes Getöse herauf senden.

Der nächste Hauptvortheil und zugleich der Hauptgrund, der den pariser Stadtrath bewogen hat, bei den schweren Lasten seines Budgets auch noch diesen Riesenbau auszuführen, der im Ganzen über elf Millionen gekostet hat, liegt unstreitig in dem großen Terrain, das durch die Ueberbrückung des Canals gewonnen ist und das nach Jahren vielleicht das Doppelte und Dreifache der heutigen Kosten eintragen wird. Es dauert gewiß nicht lange, so zieht, von der schönen Lage, der frischen Luft und der herrlichen Aussicht verführt, ein Theil der südöstlichen Bevölkerung des alten Paris hierher und drängt die Fabriken, mit ihren fünfzehn- bis zwanzigtausend Arbeitern, hinaus nach dem Faubourg St. Antoine; und das ist der eigentliche weitergehende Plan der Regierung.

Was ferner sehr wichtig ist: dieser Theil des Canals steht in directer Verbindung mit den innern Boulevards und ist gewissermaßen eine Verlängerung derselben zur Linken nach Nordosten. So kommt also Alles zusammen, dem Unternehmen eine glänzende Zukunft zu weissagen.

„Aber wer möchte denn da wohnen," ruft vielleicht manche Leserin ängstlich aus, „hoch über einem unterirdischen Canal? Lieber in Portici am Fuße des Vesuvs."

Auch wir möchten lieber in Portici wohnen als auf dem neuen pariser Canal-Boulevard, — aber wohlverstanden der Schönheit und nicht der Gefahr wegen. Auch ist Gefahr wirklich so gut wie gar nicht vorhanden; der Canal fließt, genau genommen, nur in der Mitte des breiten Boulevards, richtiger unter derselben, und die Häuser zu beiden Seiten stehen auf festem Grund und Boden. Doch was würden Sie sagen, mein Fräulein, wenn Sie in Harlem oder in Amsterdam wohnten, oder gar in Venedig, der alten Dogenstadt, wo Sie das Meer nicht vor, sondern unter Ihrem Schlafzimmer hätten? — Und wir brauchen nicht einmal Paris zu verlassen, um etwas Aehnliches zu finden. Der ganze östliche, also der alte Theil Lutetia's steht bekanntlich über den Katakomben, mithin auf hohlen Gewölben, die ebenfalls einstürzen können, — können, d. h. nicht nach einer Wahrscheinlichkeits-, sondern nur nach einer Möglichkeitsrechnung. Da aber diese Möglichkeit bereits über sechshundert Jahre währt, so wollen wir getrost annehmen, daß sie noch eine geraume Zeit lang dauern werde. Das Panthéon selbst, dies großartigste aller pariser Bauwerke und eines der großartigsten in ganz Europa, steht ebenfalls über den Katakomben. Wir machten große Augen, als uns einst vor Jahren, bei einem Besuche dieser unterirdischen Räume, der Führer in einer großen Rotunde, deren Umrisse wir ungeachtet unserer Fackeln kaum erkennen konnten, ein lautes Halt gebot und uns zurief: Devinez, mes-

sieurs, ce que vous avez au-dessus de vos têtes? und als Alle schwiegen, ganz phlegmatisch hinzusetzte: le Panthéon, voilà tout. — Sapristi! riefen die Franzosen, die mit uns waren, und griffen unwillkürlich an ihre Hüte und Köpfe. Ich stieß auf Deutsch einen ähnlichen Stoßseufzer aus und war froh, als wir die Rotunde im Rücken hatten.

Und was würden Sie weiter sagen, mein Fräulein, wenn sich das Project endlich realisirte, das man hier in Paris seit Jahren verfolgt, und von dem es ganz neuerdings heißt, es solle nun wirklich bald ausgeführt werden: nämlich eine unterirdische Eisenbahn von der Madeleine nach der Bastille zu bauen, also alle innern Boulevards hohl zu legen, um somit eine zweite Passage zwischen den beiden genannten Punkten zu gewinnen, und derjenigen auf der Oberwelt noch eine in der Unterwelt hinzuzufügen. Das ist doch gewiß noch abenteuerlicher, noch unglaublicher, noch unmöglicher, wenn Sie anders diesen letzten unrichtigen Comparativ gelten lassen wollen; aber Sie müssen wissen, daß man hier bei uns von dergleichen Sachen seit Langem sagt: Si ce n'est qu'impossible, celase fera, was fast noch besser klingt als das bekannte napoleonische Wort: impossible, c'est le mot d'un fou. — In London hat man's schon, und wer weiß, was auch uns Parisern noch Alles bevorsteht!

Ein altes Hôtel und ein neues Hôtel.

Die permanente Kunstausstellung im Palais des Beaux-Arts ist endlich wieder eröffnet; sie wurde durch den jetzt vollendeten Neubau verzögert.

Das Gebäude selbst hat nämlich eine wesentliche Modification erlitten, und zwar durch einen großartigen Anbau nach dem Quai hin, so daß es jetzt frei liegt und nicht mehr durch andere Häuser verdeckt ist. Und dieser Anbau, nicht an sich, wenn man will, denn es ist nur ein schönes Gebäude wie hundert andere in Paris, aber durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, ist sehr interessant. Der weite Flügel nämlich, der nördlich den Palast begrenzt, ist nichts als das frühere Hôtel Fouché, das die Regierung kürzlich ankaufte und zu diesem neuen Zwecke hat umbauen lassen. Das Gebäude stand seit langen Jahren leer, wurde aber stets sehr sorgfältig unterhalten und von Fremden vielfach besucht. Schon aus der ersten Revolutionszeit datirt seine historische, wenn auch traurige

Merkwürdigkeit. Im untern Stockwerke zeigte man den großen Saal, wo die Conventsmitglieder und zwar die der Montagne ihre vorberathenden Sitzungen hielten; in der ersten Etage hat sogar Danton eine Zeit lang gewohnt. In einem Cabinet stand eine Guillotine en miniature; wie man versicherte, das authentische Modell, welches der unglückliche Doctor Guillotin dem „Wohlfahrtsausschusse" zur Prüfung vorgelegt, um die Hinrichtungen auf „humanere" Weise zu vollziehen. Bekanntlich versuchte man an dem Erfinder selbst zuerst, wie weit seine Erfindung stichhaltig sei. Später unter dem Directorium wohnte Barras in jenem Hôtel, das auf das Glänzendste restaurirt wurde, und noch später kaufte es der Herzog von Otranto, wie sich Fouché schon damals gern nannte, als fürchte er sich vor seinem eigentlichen Namen und als ahne er den berüchtigten Klang, den derselbe für die Nachwelt haben würde. In diesem Hôtel war es auch, wo einst in später Abendstunde gegen Ende der berühmten hundert Tage ein Mann in das hinterste, heimlichste Cabinet des Polizeiministers trat, mit jenem stereotypen unheimlichen Lächeln, das ihn nie verließ, und mit welchem er sechs Regierungen und vier Monarchen „in gleicher Treue und Anhänglichkeit" gedient. Der Mann hinkte ein wenig; aber als Diplomat, und man nannte ihn den Ersten seiner Zeit und Metternich seinen Schüler, brauchte er ja nur leise aufzutreten; er sprach ebenfalls ganz leise, wie Einer, der nichts Böses im Schilde führt. Als er dem Polizeiminister gegen-

über saß, der ihn mit der größten Ehrerbietung empfangen, ja mit einer Unterwürfigkeit, als wenn es der König selbst wäre, sagte er ohne weitere Präliminarien: „Die Schlacht ist verloren; er selbst ist auf der Flucht nach Paris. Was ist zu thun? Sollen wir ihn erwarten, oder handeln, ehe er ankommt?“ (Die Schlacht war die von Waterloo, der Flüchtige war der Kaiser Napoleon und der „leise“ Mann, der diese Worte gesprochen, war Talleyrand.) — „Wenn Sie wollen, Monseigneur,“ antwortete Fouché, so lasse ich ihn arretiren, sobald er in Paris eintrifft.

Talleyrand erwiderte nichts; er traute so wenig dem Polizeiminister, als dieser ihm traute: er bereute sogar seine Unvorsichtigkeit, zur Nachtzeit und ganz allein aus seinem wohl bewachten Hôtel in der Rue Florentin hierher gekommen zu sein. Wenn es Fouché eingefallen wäre, so hätte er ihn leicht selbst arretiren und als Hochverräther dem Kaiser ausliefern lassen können. Aber der Stern Napoleon's war erblichen und neigte sich seinem gänzlichen Untergange zu, unaufhaltsam, unrettbar; man mußte ihn also verlassen und sich den neuen Herrn gewogen machen. Fouché war schlau genug, es nicht mit dem großen Unterhändler zu verderben, den Alle nöthig hatten. König Ludwig war noch weit und Talleyrand war in den Tagen des Kaisersturzes der eigentliche Herr in Frankreich.

Die Fortsetzung der Unterredung melden uns die Memoiren Fouché's nicht, aus denen wir die obigen Zeilen entlehnten; nur noch das bekannte Bonmot Tal-

leyrand's steht in einer Anmerkung: »Les Français sont fatigués de toute cette gloire.« Das Resultat jenes nächtlichen Besuchs war das berüchtigte Senats-Decret, welches den Kaiser als einen Feind der Ruhe und des Friedens in Europa für thronverlustig erklärte .... ein kleiner Knabe wurde damals aus den kaiserlichen Gemächern in Saint Cloud hastig herausgeholt und nach Versailles gefahren, wo er seine Mutter fand, mit der er weiter reiste .... Dieser Knabe war der jetzige Kaiser. Der kleine König von Rom hatte schon Tags zuvor mit der Kaiserin die Tuilerien verlassen.

Verzeihung für diese Abschweifung; aber man kann wirklich in Paris keine hundert Schritte machen, ohne auf irgend eine große tragische Erinnerung zu stoßen, die sich dabei auf Personen bezieht, die entweder gestern noch unter uns lebten, oder die gar heute in der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle spielen. Das Hôtel Fouché ist freilich jetzt nicht wieder zu erkennen: der hintere Theil ist abgebrochen, um den innern Hof des Palastes zu vergrößern, und aus dem vordern sind zwei große Säle gemacht, welche jetzt die Galerie de Rome enthalten. Der Neubau wird von Kennern vielfach getadelt als plump und überladen; praktisch und angemessen vielleicht für die Aufstellung von Gemälden und sonstigen Kunstwerken, aber unschön und auf alle Fälle kein würdiges Gegenstück zu der gerade vis-à-vis gelegenen Galerie d'Apollon des Louvre. Man möchte fast glauben, der böse Ruf, in welchem das Hôtel Fouché

immer gestanden, habe einen verderblichen Einfluß auf die Stimmung und mithin auf den Entwurf des Architekten ausgeübt.

Da wir ein Mal von Neubauten sprechen, so wollen wir das große Hôtel auf dem Boulevard des Capucines nicht unerwähnt lassen.

Sprach man früher schon viel vom Grand Hôtel du Louvre und citirte dasselbe als eine der pariser Sehenswürdigkeiten, so wird dies gewiß in noch höherm Grade vom Hôtel de la Paix geschehen, das noch riesenhafter und in seiner Einrichtung noch großartiger ist als jenes. Unbegreiflich scheint es dabei, daß das ganze ungeheuere Gebäude in so kurzer Zeit (vor kaum einem Jahre standen dort noch die alten Häuser der Rue Basse) hat fertig werden können; unbegreiflich selbst für uns Pariser, die wir hier doch der Wunderdinge in dieser Beziehung seit Jahren täglich und überall sehen.

Ueber zweitausend Arbeiter haben freilich unaufhörlich daran gearbeitet, fast Tag und Nacht. Noch spät Abends waren alle Gerüste von Fackeln erleuchtet, und in den innern, weiten, noch offenen Räumen schimmerten bis um Mitternacht Lampen und Lichter: wahre Rembrandt'sche Nachtstücke, geisterhaft und unheimlich, aber sehr interessant. Zusehends wuchs der gewaltige Bau aus der Erde heraus. Wer in acht, vierzehn Tagen nicht des Weges gekommen war und nun plötzlich wieder hinkam, erstaunte, als wollte er seinen Augen nicht trauen: eine ganze neue Etage war wieder

entstanden, oder doch wenigstens zur Hälfte fertig, die erste, zweite, dritte u. s. w., und die Arbeiter stiegen nach wie vor an den hohen Leitern auf und ab und über die langen Bretter hin und her. Hunderte von Wagen fuhren Kalk und Steine; überall Lärm, lauter Zuruf und Peitschenknall und Staub in Menge: ein moderner Babelthurmbau, dieses Ameisengewimmel von klopfenden, sägenden oder sonst lärmenden Handwerkern — so mochte es hergehen bei den Pyramidenbauten in der pharaonischen Zeit. Später dann ein unsäglich mißtönendes Schaben, Kratzen und Schleifen. Nach und nach fiel endlich das umhüllende Gerüst; das Balken-, Bretter- und Lattenwerk wurde mit unglaublicher Schnelligkeit entfernt und eines schönen Morgens stand das Gebäude fertig da.

Baut man in Paris mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit, so richtet man das Innere der Häuser noch schneller ein, so schnell, daß es manchmal wirklich an Hexerei zu grenzen scheint. Nach hundert Richtungen hin war bei tausend Lieferanten schon seit Jahr und Tag Alles im Voraus bestellt worden an Mobilien und Geräthen, an Bronze, Spiegeln, Teppichen, Vorhängen. Hunderttausend Hände schafften im Stillen an der Ausstattung und Ausschmückung des Riesenbaues. Maler, Vergolder, Tapezierer, auch die Arbeiter in Marmor und Gyps (wahre Künstler) nicht zu vergessen, hielten darauf ihren Einzug und installirten sich in allen Etagen zugleich. Nach weitern vier oder sechs Wochen war Alles fix und fertig

und bereit zum Empfange der anderthalb tausend Gäste, die dort bequem auf einmal absteigen und wohnen können. Das Hôtel enthält im Ganzen über tausend Betten in mehr als achthundert Zimmern. Außer dem Hauptsalon, der fast so groß und hoch ist wie eine kleine Kirche, und dem Speisesaale, der eine Rotunde bildet wie der Franconi'sche Circus, sind noch sechs große Säle im Hôtel. Daran schließen sich die eigentlichen Fremdenzimmer, von denen selbst die einfachern und billigern doch noch allen modernen Comfort enthalten, der unser Jahrhundert materiell so bedeutend gemacht hat. Ein elektrischer Telegraph geht durch das ganze Gebäude vom Dache bis zum Keller. Nirgends ein Glockenzug, eine Klingelschnur; weiße unscheinbare Knöpfchen über dem Kamine, an der Sopha-Ecke, an der Bettpfoste: ein leiser Druck und der dienstbare Geist erscheint unter harmonischer Musik. Die Treppen, Corridors und Gänge sind sanft und gleichförmig erleuchtet, aber man sieht die Gasflammen nicht. Ueberall herrscht eine gleichförmige milde Temperatur, selbst in den glasgedeckten innern Höfen des Hôtels, und ein großer Wintergarten, größer und reicher als alle Treibhäuser des Jardin des Plantes, soll das Ganze vollenden.

Nur ein verdrießlicher Umstand machte sich alsbald geltend, und zwar in einer Weise, die zu einem Prozesse geführt hat. An sich freilich eine unbedeutende Geschichte: der Kampf einer Maus gegen den Löwen; aber selbst ein Stecknadelstich kann an einer empfind-

lichen Stelle schmerzhaft werden. Ein anderer Gasthofbesitzer nämlich, der an der Ecke der Rue de la Paix unter einem gleichen Titel seit Langem etablirt ist, machte dem neuen Hôtel das Recht streitig, sich ebenso zu nennen, und klagte auf Schadenersatz. Er berief sich dabei auf ein altes Gesetz, nach welchem man in derselben Straße keinen neuen Gasthof unter einem dort schon bekannten Namen eröffnen darf. Es fragte sich nun, ob sich das Gesetz, das nur von einer Straße spricht, auch auf den Platz bezieht, was eben die Gerichte entscheiden sollten. Pereire meinte allen Verlegenheiten dadurch auszuweichen, daß er sein Caravanserai „Grand Hôtel de la Paix" nannte, ein Titel, den sein Gegner unmöglich für sein „Häuschen" beanspruchen konnte, das sich zu dem neuen Riesengebäude wie eine Haselnußschale zu einer großen Punschbowle verhielt. Aber der Kläger erklärte sich damit nicht zufrieden, und so hat bereits vor seiner Eröffnung das „Friedenshôtel" Zank und Streit hervorgerufen: ein böses Omen. Doch wer gibt heutzutage viel auf zufällige Namen und Titel? Ist doch die Rue de la Paix selbst von Napoleon I. angelegt worden und zwar mitten unter den Kriegen der Kaiserzeit, freilich als Unterpfand, wie der Kaiser selbst sagte, seiner „friedlichen" Absichten, die man nur leider überall „mißverstand und verkannte".

Die Ansichten über den Ausgang des Prozesses waren sehr getheilt, denn es ist in der Regel mit den vornehmen Herren nicht gut Kirschen essen. Aber diesmal ist Recht doch Recht geblieben und der kleine Be-

sitzer des Hôtel de la Paix vis-à-vis hat seinen Proceß gegen den großen Pereire und den Credit Mobilier gewonnen. Das war kein Spaß: Respect vor dem Tribunal, das frei und rücksichtslos hier einmal den Kleinen und Schwachen gegen den Großen und Starken geschützt und gesichert hat! Wie gesagt, eine Maus gegen einen Löwen, ja — gegen eine ganze Menagerie, möchte man fast sagen, um im Gleichniß zu bleiben; denn unter den Herren vom Credit Mobilier thut's schon jeder Einzelne nicht unter so und so viel Millionen. Das Gericht dictirte ihnen darauf den Titel: »Grand hôtel de Paris«, doch gewiß vornehm und anständig; aber die Administration, die nun einmal ärgerlich war, wies diesen Titel zurück und nennt sich einfach und kurz »Grand hôtel«, und diese beiden Worte stehen denn auch in Goldschrift rechts und links auf den schwarzen Marmorplatten am Haupteingange.

Wenn nichts Anderes als diese Inschrift abzuändern gewesen wäre, so hätte die Administration des Hôtels den strengen Spruch des Gerichts leicht verschmerzen können; aber das sämmtliche Leinenzeug des Hauses, Tausende von Betttüchern, Zehntausende von Servietten rc. waren bereits mit den Worten »Grand hôtel de la Paix« gestempelt und alle diese mußten umgezeichnet werden. Ein Gleiches galt von dem Service und Silberzeug, auch von den zahllosen Prospecten, Rechnungen und Facturen, bis hinab auf die Livréeknöpfe der Bedienten, die sammt und sonders schon das Friedens-Beiwort trugen, das ihnen nun genommen

ist. Das Gericht hat aber hier ein Einsehen gethan und dem Hôtel drei Jahre bewilligt, um alle jene Gegenstände und Effecten abzunutzen und zu verbrauchen. Der Verlust wäre sonst ein zu großer gewesen. Aber man sieht daraus, daß man wohlthut, sich vorzusehen im Leben und nicht allzu dreist und rücksichtslos zu verfahren, auch nicht einen unbedeutenden kleinen Nachbar verächtlich über die Achsel anzusehen, selbst — selbst, wenn man der große Pereire ist. »Que voulez-vous«, sagte der ‚Tintamarre', um die Herren von der Administration zu trösten, „man hat in unsern kriegerischen Zeiten den »Frieden« gestrichen als eine Anomalie, weiter nichts." —

Aber herrlich und schön ist das neue Hôtel, wenn auch sein erstes Auftreten nicht gerade friedlicher Natur war.

Für uns persönlich knüpft sich daran noch eine interessante Erinnerung und zwar, so seltsam es auch klingt, in Bezug auf eine Tasse Kaffee. Aber es war eine bedeutsame Tasse Kaffee, die erste nämlich, die im Grand Hôtel getrunken wurde: — ein besonderes Erlebniß mithin, wofür ein Engländer gewiß gern einen Louisdor und mehr gezahlt hätte. Uns hat es gar nichts gekostet als nur den Dank für die freundliche Einladung. Einer der Architekten des Gebäudes hatte uns nämlich versprochen, uns die innern Räume zu zeigen, sobald die Deckengemälde vollendet seien, und holte uns zu diesem Zwecke eines Morgens ab. Das Hôtel war so gut wie fertig. An der innern Einrichtung fehlte freilich noch

Manches; aber da auch an ihr buchstäblich Tag und Nacht gearbeitet wurde, so war gar kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß es nicht am 15. August, dem großen Datum, eröffnet werden sollte.

Vor dem Hauptportale waren die Gerüste, die letzten, verschwunden, und die wahrhaft klassischen Karyatiden zogen die Blicke aller Kunstkenner auf sich. Die erwähnten Deckengemälde im ersten Stockwerke verdienten wohl unsern besondern Besuch. Gold und Marmor sind in allen Sälen auf das reichste verschwendet. Aber man fragt sich unwillkürlich, wer in diesen prächtigen Räumen wohnen soll, d. h. als Reisender „absteigen"; denn von den tausend Fremden, welche täglich in Paris ankommen, sind wohl nur sehr wenige, die sich den Luxus eines „goldenen Gemaches" erlauben können, und alle Gemächer in dem neuen Hôtel verdienen mehr oder weniger diesen Namen. Wo überhaupt all' diese Pracht hinaus will, diese massenhafte Anhäufung der theuersten Mobilien und Geräthe (die am wenigsten brauchbaren sind dabei stets die kostbarsten) — wer vermag das zu sagen? »C'est le progrès«, antwortet man darauf und findet es ganz in der Ordnung. In mehrern Sälen des Hôtels sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die Spiegel von so übermäßiger Größe, daß man sie bereits während des Baues und als die innern Wände noch nicht errichtet waren, hineinschaffte; später wäre dies nicht möglich gewesen.

Die Läden im Erdgeschoß sind schon sämmtlich vermiethet, alle zu ungeheuern, noch nicht dagewesenen Prei-

sen, gegen 10,000 Franken das Fenster, freilich mit dem darüberliegenden kleinen Entresol. Ein einigermaßen respectabler Laden muß nun wenigstens vier Fenster haben und dadurch steigt die Miethe sehr hoch. Das „Café de la Paix“, dem der schlimme Nachbar den Namen nicht streitig machen konnte, liegt an der Hauptecke, dem neuen Opernplatze gegenüber, und zahlt hunderttausend Franken Miethe; es wird freilich das erste Kaffeehaus von Paris sein, — „und der Welt“, setzen die eiteln Pariser hinzu.

Dort tranken wir jene bedeutsame Tasse Kaffee; denn gerade an dem Morgen unseres Besuches wurde das Local, in welchem übrigens noch an hundert Arbeiter, Maler, Tapezierer, Vergolder beschäftigt waren, zum ersten Male dem Publicum geöffnet; und da es sehr früh war, hatten sich noch keine Gäste eingefunden. Wir trafen dort den freundlichen Sam von der ‚Patrie‘, der auch der „ersten Tasse“ wegen gekommen, und den „großen“ Nadar, den König der Pariser Photographen. Eine Reihe Marmortische war auch schon gesetzt, und in den Riesenspiegeln stand der ganze lebendige Boulevard, die Rue de la Paix und die Vendôme-Säule. Ein weißgeschürzter Kellner, auch wohl der erste in diesen Räumen, brachte den duftenden Trank, und Sam schob mir sofort eine Tasse zu mit den Worten: „Trinken Sie, es ist wirklich die erste; ich trinke nach Ihnen.“ „Wenn es Wein wäre,“ sagte ich, „so könnten wir auf die Gesundheit des »Friedens-Hôtels« anstoßen und auf den »Frieden« nicht minder.“

Jetzt macht das „Grand Hôtel" bereits glänzende Geschäfte; die Höfe, Treppen und Gänge wimmeln von Fremden, namentlich von Engländern, die nur noch bei dem »Great-hotel« schwören, als dem non plus ultra alles Comforts und Wohllebens. Auch das Café de la Paix ist eines der bedeutendsten Cafés von Paris geworden. Es hat sich so berühmt gemacht, daß selbst Tortoni und Rouzé dagegen zurücktreten müssen, und zwar durch seinen café glacé — eine wahre Columbusthat im Reiche der gastronomischen Entdeckungen: eine Art Kaffeeschnee oder Schneekaffee, der unter dem Gefrorenen alles bis jetzt Bekannte überbietet.

Les Magasins de Nouveautés.

Paris (wer wüßte das nicht!) ist das eigentliche Vaterland der Moden, namentlich für das „schöne Geschlecht", und noch hat kein Land der Welt Frankreich in seinen seidenen und wollenen Kleiderstoffen, was Geschmack, Farbenwahl und Zeichnung betrifft, erreicht, oder gar übertroffen. Das wissen auch die Pariser Modewaarenhändler sehr gut und sie lassen sich daher die „Neuigkeiten" stets doppelt und das „Allerneueste" stets dreifach bezahlen. Nur die Concurrenz kann diesem Uebelstande einigermaßen Einhalt thun; aber sie ruft mit der Reclame den Schwindel hervor und der letztere ist hier in dieser Beziehung auf eine unglaubliche Höhe gestiegen. Ein kurzes Wort darüber dürfte mithin auch ein Beitrag zur pariser Sittengeschichte sein.

Daß die verschiedenen derartigen Magazine und Läden sich dem Publicum durch Zeitungsannoncen in Erinnerung bringen und empfehlen, daß sie dies we=

gen der starken Concurrenz häufig und in sehr großen Buchstaben thun, ist natürlich; in andern Ländern ist es ebenso, und wenn es dabei bliebe, so hätten wir nichts weiter zu bemerken. Aber damit begnügen sich jene Häuser nicht, sondern sie treiben die Reclame und die Speculation auf die Leichtgläubigkeit des Publicums so weit, daß sie sich auf der einen Seite grenzenlos lächerlich machen und auf der andern sogar manchmal das Handelsgericht auf den Hals bekommen, wie dies letztere in ganz jüngster Zeit mit zwei großen Etablissements geschehen ist.

Alle Welt kennt seit vielen Monaten den kläglichen Zustand der Lyoner und übrigen französischen Seidenfabriken. Die Hälfte der Arbeiter feiert und hungert; in Saint-Etienne nach den amtlichen Listen gegen 22,000 Menschen: die Bevölkerung einer deutschen Stadt dritten Ranges. Ueberall hat man Sammlungen und Collecten eingerichtet, und die des ‚Siècle‘ allein (Ehre, dem Ehre gebührt!) hat über dreimalhunderttausend Franken eingebracht. Die Regierung hat ebenfalls nicht müßig zugesehen, und die Kammern haben zwei Millionen votirt zur Abhülfe der dringendsten Noth. Dies Elend wird zumeist dem neuen Handelsvertrag mit England in die Schuhe geschoben; einen Theil davon trägt auch wohl der Krieg in Nordamerica. So viel ist übrigens gewiß, daß seit dem November 1861, wo der genannte Vertrag in's Leben trat, ganz Frankreich, und natürlich Paris obenan, dergestalt mit englischen Manufacturwaaren überschwemmt wurde, daß es aussah,

als existire gar keine inländische Industrie mehr. Der Rausch dauerte freilich nicht lange; aber der Katzenjammer, der darauf folgte, scheint länger anhalten zu wollen.

Nun vergleiche man mit dieser offenkundigen traurigen Lage der französischen Seidenfabriken und übrigen Manufacturen die Annoncen der großen pariser Häuser, der eigentlichen »Magasins de Nouveautés«. Nur sechs von ihnen, und es gibt deren eine Legion, zeigen an, daß sie ihre Bestellungen für dieses Jahr früher „effectuirt" haben als gewöhnlich, und bieten zusammen dem pariser Publicum ihre neu angekommenen Waaren an, und zwar im Belaufe von über achtzig Millionen Franken. Wie gesagt, nur sechs Häuser. Und alle jene Waaren sind neu, sonst wären es ja keine „Nouveautés". Sie kommen alle direct aus Lyon, Saint-Etienne, Rouen, Lille, kurz, aus all den Fabrikstädten, wo die Noth der arbeitenden Klassen, eben aus Mangel an Arbeit, so groß und entsetzlich ist. Daran haben freilich jene Häuser nicht gedacht, als sie bei den großen Journalen diese lächerlichen Reclamen bestellten, daß ihre Concurrenten zu einem ähnlichen Mittel greifen würden, um die alten „Ladenhüter" loszuschlagen; denn das ist des Pudels Kern, und weiter steckt nichts dahinter.

Das große, mit der Straße gleichnamige Magazin in der Chaussée d'Antin, das durch seine Aufschneidereien längst in Paris sprichwörtlich geworden ist, steht auch dies Mal oben an. Es ist wahr, das Magazin ist so groß

wie eine Kirche, und zwar nicht wie eine kleine, sondern wie eine große; es befinden sich darin über vierhundert Commis und über zweihundert sonstige »employés«; auch sind die dort zum Kauf ausgestellten Waaren eben nicht schlechter als anderswo. Aber, wenn man überhaupt von den Reclamen der andern Häuser nur den zehnten oder zwanzigsten Theil glauben muß, so hier nur den hundertsten. Hat man doch vielfach behauptet, die unermeßlichen Waarenballen im Hintergrunde des Magazins, die bis an das hohe Glasdach hinaufreichen, beständen nur aus großen Holzblöcken, die mit verschiedenen seidenen und wollenen Stoffen geschickt überzogen seien und so die „neue, eben ausgepackte Sendung aus Lyon“ repräsentirten. Das ist übrigens recht gut möglich, denn die „Chaussée d'Antin“ hat uns schon ganz andere Streiche gespielt. Man denke nur an die sogenannten Scheinkäufer, die dort täglich aus- und einziehen, oft in Carossen mit Dienerschaft vorfahren, großartige Einkäufe machen und noch großartigere Bestellungen. . . . Alles, um das Publicum, namentlich die Fremden, anzulocken und den Leuten Sand in die Augen zu streuen; denn jene Herren und Damen werden „gemiethet“ und gut bezahlt. Auch eine Industrie, die wohl nur in Paris und etwa noch in London möglich ist.

Manchmal bemächtigen sich die Witzblätter jener Annoncen, aber nur, um ihren Lesern ein paar lustige Spalten zu liefern, und alsdann: Wehe!

So hatte die genannte „Chaussée d'Antin“ kürzlich

nach Metern ihre neuen Einkäufe angegeben. Ueber zwei Millionen Meter Barège, über fünf Millionen Meter Grénadine und Popeline und über drei Millionen Meter sonstiger Stoffe, im Ganzen gegen elf Millionen Meter Manufacturwaaren. „Die sämmtlichen französischen Eisenbahnen," bemerkte nun der ‚Tintamarre', nachdem er die „Chaussée d'Antin" als das „erste Haus der Welt" und auch als das „solideste," seinen Leserinnen empfohlen, „machen zusammengenommen noch keine zehntausend Kilometer aus, also nur zehn Millionen Meter. Dies eine Magazin könnte daher mit seinen Stoffen alle Schienenwege Frankreichs wie mit einem Zelt überspannen, »was namentlich im Sommer bei der Hitze sehr angenehm wäre.«" Drei oder vier ähnliche Etablissements publiciren ähnliche Längenmaße, so daß man mit den Stoffen, Alles zusammengenommen, nicht allein Paris („die Commune von Charenton *) mit eingerechnet," fügt der ‚Tintamarre' bedeutsam hinzu), sondern das ganze Seine-Departement unter ein großes Wetterdach setzen könnte, „was wieder beim Regen sehr angenehm wäre." Wie aber (diese Frage drängt sich Einem unwillkürlich auf) machen die Magazine es möglich, diese ungeheuern Waarenmassen unterzubringen und aufzuspeichern? Die Antwort ist sehr einfach und sehr logisch obenein: ein Etablissement ist nämlich immer größer als das andere.

Man höre: »La Ville de Paris, le plus grand

---

*) In Charenton befindet sich bekanntlich das große Irrenhaus.

magasin de la capitale«, — »Les Villes de France,« le plus grand magasin de l'Empire«, — »La ‚Chaussée d'Antin', le plus grand magasin de l'Europe«, — »Le coin de Rue,« le plus grand magasin du monde«. — »Du monde«, also auf der ganzen Erde kein größeres; das sollte doch wohl die Grenze sein. O nein; »Les magasins du Louvre« fehlen noch, und diese führen den Titel »les plus grands magasins de l'Univers«. Des Weltalls! den Sirius wahrscheinlich mit gerechnet, vielleicht gar die „schwindenden Doppelsterne“, von denen Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos“ spricht.

Man sieht also, daß jene Magazine wohl hinreichenden Lagerraum haben, zumal es noch Niemanden eingefallen ist, die angezeigten Metermassen nachzumessen.

Diese Details sind aber nur die glänzende Lichtseite jener Häuser, die falsche Vergoldung, »la poudre aux yeux«; die Schattenseite, leider zumeist die wirklich reelle Seite, liegt dicht daneben und tritt gar oft allein in den Vordergrund. Alsdann mischt sich das Handelsgericht hinein, stattet den Herren einen Besuch ab, aber nicht zum Einkaufen, und die Sache wird unangenehm. Ein förmlicher Banquerott bricht allerdings nur selten aus; aber ein Zwangsverkauf findet fast immer Statt, was jedoch hier mit dem schonenden Worte »liquidation« bezeichnet wird.

Alsdann bedeckt sich plötzlich das ganze Haus über Nacht mit ungeheuern Annoncen auf weißer Leinwand,

die von einer Etage zur andern ausgespannt werden und mit zehn Fuß großen Buchstaben eine »baisse de prix«, eine »vente pour dissolution de société« ꝛc. anzeigen, kurz, die Liquidation. In den übrigen Stadttheilen von Paris thun die Maueranschläge das Weitere und die Zeitungen desgleichen. Andere Häuser, die schon „auf der Kippe“ stehen, senden von ihren Waaren ebenfalls große Quantitäten hin, um den Ausverkauf zu benutzen, der, wenn er guten Erfolg hat, gar kein Ende nimmt, sondern beständig fortgesetzt wird. Die „Chaussée d'Antin“ z. B. „liquidirt“ schon seit länger als drei Jahren und wird noch so fort liquidiren, Gott weiß wie lange.

Seit einigen Wochen hat ihr aber das Haus Delisle den Vorrang abgewonnen; eine »déconfiture«, wie selbst hier in Paris seit Jahren keine ähnliche vorgefallen ist. Die Geschichte ist charakteristisch genug, um sie unsern Lesern nicht vorzuenthalten.

„La Maison Delisle“ war seit langen Jahren eine der ersten Seidenhandlungen der Hauptstadt. Auf der „andern Seite,“ in der Nähe des Faubourg St. Germain etablirt, hatte sich dies Haus eine reiche, vornehme Kundschaft erworben und machte solide und gute Geschäfte. Selten verirrte sich eine bürgerliche Dame in jene aristokratischen Räume, und eine Repräsentantin der »demi-monde« profanirte dieselben vollends nicht. Aber der Sohn, der nach dem Tode des alten Delisle das Geschäft fortsetzte, hatte andere Gedanken und

Pläne, die er leider auch ausführte und für die er jetzt mit einem Deficit von sechs Millionen büßen muß.

Er verließ nämlich sein altes, unmodernes Quartier und zog nach dem eleganten Paris hinüber und zwar in einen prächtigen Neubau auf dem Boulevard des Capucines, dicht neben dem neuen Hôtel de la Paix und der projectirten neuen großen Oper, zwei Schritte vom Boulevard des Italiens und der Rue Laffitte, dem Quartier der Börsenkönige und großen Banquiers. Sein Raisonnement war dabei so übel nicht. Den hohen Adel hatte sein Haus einmal als langjährige Kundschaft, er wollte nun noch die reiche Bürgerklasse hinzuziehen und im Gefolge der letztern auch die demi-monde und die Lorettenwelt, die eben in dem genannten Quartier ihren Hauptwohnsitz hat.

Man sieht, die Speculation war so übel nicht; aber der gute Mann hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Daß er auch Paris, d. h. die Pariserinnen, nicht besser kannte!

Die vornehmen Damen von früher blieben nach und nach aus; denn manche Herzogin und Gräfin fürchtete den plebejischen Contact in dem neuen Laden auf dem Boulevard des Capucines — lächerlich immerhin und albern, das bedarf keiner Versicherung, aber für das Haus Delisle von folgenschwerer Bedeutung. Die demi-monde drängte sich dagegen massenhaft in die prächtigen Säle, die reichen Bürgerfrauen desgleichen, auch zahlreiche Fremde, die schon der Merkwürdigkeit wegen hingingen; denn man hatte in Bezug auf Luxus

und Reichthum nie in Paris ein ähnliches Etablissement gesehen. Es kostete aber auch hundertundzwanzigtausend Franken jährliche Miethe. Die Bürgerfrauen bezahlten natürlich, was sie kauften, die Fremden ebenfalls; aber die demi-monde machte auch bei Delisle keine Ausnahme von ihrer einmal festgesetzten Regel. Sie bezahlte nicht, kam aber immer wieder und kaufte stets von neuem.

Eines Abends, im vorigen Spätherbst, war gewaltiges Lärmen und Drängen auf dem Boulevard des Capucines und zwar vor der Maison Delisle. Eine Gas-Explosion hatte stattgefunden und eine Ladenwand mit einer Spiegelscheibe von zwölf Fuß Höhe auf die Straße geworfen. „Ganz Paris" lief Tags darauf hin, um die Zerstörung zu betrachten. Das Haus Delisle war für die nächsten achtundvierzig Stunden in Aller Munde, und gar Manche, die aus bloßer Neugier gekommen waren, benutzten die Gelegenheit, um Einkäufe zu machen. Aber auch diese Reclame half nichts; denn mehr als eine Stimme wurde laut, die behauptete, daß jene Explosion keine zufällige gewesen sei, sondern absichtlich herbeigeführt, um sich dem Publicum auf eine großartige Weise in Erinnerung zu bringen, was entschieden eine Verleumdung war, aber zugleich den Maßstab lieferte für den gesunkenen Credit des Hauses. Die englische Waaren-Ueberschwemmung im November und December kam als letzter Stoß hinzu und obenein gerade am Jahresschlusse. Dennoch wunderte man sich allgemein, als

man auch das Haus Delisle eines schönen Morgens mit den ominösen Leinwand-Annoncen bedeckt sah. Nun blieb auch die demi-monde weg; denn bei jedem Ausverkauf muß baar bezahlt werden, und die ersten Wochen sollen kein erhebliches Resultat geliefert haben. Sic transit ... aber im Faubourg Saint-Germain ist manche hohe Dame ganz zufrieden mit diesem Sturze und bedauert den armen Delisle nicht einmal. Kann denn das „schöne Geschlecht" so hartherzig sein? „Es ist ihm schon recht," sagen sie, „er hätte bei uns bleiben sollen, so wären wir bei ihm geblieben;" und dann fahren sie in den „Petit Saint-Thomas" in der Rue du Bac und denken nicht mehr an Monsieur Delisle.

Ueber den „Petit Saint-Thomas" noch ein kurzes Wort zum Schluß. Es ist dies wohl das größte Modenmagazin von ganz Paris, das solideste gewiß, und doch hört man nie davon sprechen, wenigstens nicht in den Zeitungen; denn noch niemals hat jenes Haus die allergeringste Reclame gemacht. Das liegt eben an seiner Kundschaft, die fast ganz aus dem nobeln Faubourg besteht und jetzt, nach dem Falle Delisle's noch bedeutender geworden ist. Der „Petit Saint-Thomas" nimmt mitten im Faubourg Saint-Germain ein ganzes Häuserviertel ein und beschäftigt in seinen Magazinen gegen sechshundert Gehülfen. Vor einigen Tagen starb der Besitzer M. Emery, und nur dadurch wurde das eigentliche Paris an die Existenz des genannten Hauses erinnert. Herr Emery, der natürlich ein bedeutendes Vermögen hatte, war bei seinen Lebzeiten ein großer

Wohlthäter der Armen, die er auch in seiner letzten Stunde nicht vergaß. Er verordnete nämlich für sich ein Leichenbegängniß „vorletzter Klasse,“ also das einfachste, was er anständiger Weise nehmen konnte, und bestimmte zwanzigtausend Franken (den Preis der ersten Klasse) zur Vertheilung an vierzig arme Handwerkerfamilien seines Quartiers, deren Namen und Adressen er sämmtlich genau notirt hatte. Ehre seinem Andenken!

Die Maroccaner.

Am 16. Juli 1860 sah man um die Mittagszeit drei kaiserliche Staatskarossen vierspännig und in höchster Gala die lange Allee nach St. Cloud hinauffahren; eine Abtheilung Guiden begleitete den Zug, den berittene, peitschenknallende Piqueurs eröffneten und schlossen. Die Wagen waren hochroth mit prächtiger Vergoldung, die Geschirre ebenfalls von rothem Corduanleder und alles Metall daran Silber. Dabei Kutscher und Lakaien, vorzüglich die erstern, von einer Corpulenz, die überall Heiterkeit und Erstaunen erregte. Das war die maroccanische Gesandtschaft, die zur feierlichen Audienz nach St. Cloud zog.

Wir hatten zufällig schon acht Tage vorher Gelegenheit gehabt, die Botschafter des Kaisers von Marocco in nächster Nähe zu betrachten und zwar in Versailles, am Sonntag der großen Wasser, wie man den jedesmaligen ersten Sonntag im Monat nennt, wo alle Cascaden, Springbrunnen, Fontainen und übrigen Wasser-

künste während einiger Nachmittagsstunden spielen, ein Vergnügen, das, nebenbei bemerkt, der kaiserlichen Schatulle jedes Mal gegen zehntausend Franken kostet — also dort in jenem alten berühmten Königssitz hatten wir bereits Sid-el-Had-Idris und Sid-el-Had-Bernoussi, so hießen die beiden Gesandten, mit ihrem zahlreichen Gefolge, dessen Eigennamen wir aus Mangel an Zeit und Raum übergehen, kennen gelernt und wie ächte Pariser neugierig beschaut und bestaunt, obwohl, ehrlich gestanden, an der ganzen Geschichte nicht viel war. Die maroccanischen Würdenträger machten auf alle Welt einen so abenteuerlichen, fast spaßhaften Eindruck, daß man sich gegenseitig fragte, ob sie auch wirklich das seien, wofür sie sich ausgaben. Dunkle Gesichter, schwarz, braungelb und braun, und wolliges Negerhaar hatten sie freilich; aber dergleichen sieht man ja in Paris tagtäglich auf allen Boulevards, denn an Kabylen, Algeriern und Arabern fehlt es hier nicht; überdies war ihr Anzug, dem man wirklich ohne Wahrheitsverletzung den Namen Costüm nicht geben konnte, so einfach und unschön und entbehrte so ganz und gar jeder charakteristischen Eigenthümlichkeit, daß man die Sache wirklich für einen Fastnachtsscherz letzter Sorte ansehen konnte. Sie trugen sämmtlich lange krumme Säbel in rothen Lederfutteralen, gelbe niedergetretene Pantoffeln an den nackten Füßen und ein großes, weißes Stück Wollenzeug als Ueberwurf. Sogar der klassische Turban oder das afrikanische Fez fehlte; sie hatten über den Kopf ein weißes Tuch gebunden — kurz die Geschichte war sehr befremdlich.

Was die guten Leute wohl zu den Hof-Equipagen gesagt haben und zu der vergoldeten Freitreppe in St. Cloud, die in den Audienzsaal führt; zu den prächtigen Uniformen der Großwürdenträger, ach! und vollends zu den Toiletten der Kaiserin und der Hofdamen? Wir haben uns nämlich erzählen lassen, daß die Frauen in Marocco — salva venia — noch primitiver gekleidet sind, als die Männer. Gleichviel, es war trotzdem eine Gesandtschaft, und die Politiker brachten dieselbe sogar mit den spanischen Verhältnissen in Beziehung, als suche der Kaiser von Marocco außer dem durch die Nothwendigkeit ihm aufgedrungenen Bündniß mit Spanien noch ein zweites, freies und selbstständiges nach eigener Wahl.

Und doch, so hörte man einige Witzköpfe sagen, wer weiß, ob es in Wahrheit eine ächte maroccanische Gesandtschaft gewesen und nicht etwa ein Theatercoup, wie die siamesische Ambassade unter Ludwig XIV.

Die Geschichte ist zu lustig, um sie unsern Lesern zu verschweigen; nur vorher die Bemerkung, daß jene Witzköpfe eben nur Spaßvögel waren, die recht gut wußten, daß diese Maroccaner wirkliche Maroccaner waren, und daß wir überhaupt in einer Zeit leben, wo dergleichen Mystificationen unmöglich sind. Unter dem „großen König" war dies freilich etwas Anderes, wie wir gleich sehen werden.

Ludwig XIV., »le roi-soleil«, war alt und matt und in noch höherm Grade blasirt. Er hatte so völlig und ganz den Taumelkelch irdischer Größe und Herr-

lichkeit geleert, daß ihm nichts mehr zu genießen übrig blieb; er hatte sich so mit Hof-Etiquette und Formenwesen umgeben, daß jeder Naturlaut in seiner Nähe zu einem Attentate auf die Majestät wurde. Man hatte ihn trotz seiner Allongenperrücke hundert Mal als Alexander dargestellt, als Cäsar, ja als Jupiter und Apollo; es war nichts mehr aufzufinden, um den alten gichtgelähmten König zu unterhalten. Alles war schon dagewesen; die Lichter waren niedergebrannt an dem unermeßlichen Festtage, der so lange gedauert wie sein ganzes Leben, die Flaschen und Gläser leergetrunken, die Gäste matt und müde und der Katzenjammer überall. Frau von Maintenon trug nichts als schwarze Seide und eine weiße Haube »à la pécheresse«; sie verkaufte ihre Diamanten zu Gunsten frommer Stiftungen, und fuhr täglich hinaus nach Saint Cyr, um die Erziehung der adeligen Fräulein zu überwachen. Man ging sogar früh zu Bette bei Hofe, und der arme König wartete jeden Abend fünf Minuten lang, bevor sein gesticktes Nachthemd von einem Kammerherrn zum andern und von einem silbernen Präsentirteller zum andern bis in seine Hände gelangte, denn so wollte es die Etiquette.

Da ward es plötzlich eines Morgens lebendig im Schlosse zu Versailles; der große, prächtige Thronsaal wurde gelüftet und abgestäubt, die vergoldeten Carossen aus den Remisen gezogen; die Hofdamen suchten ihre schönsten Reifröcke hervor und die Hofherren ihre längsten Perrücken; die Feuerwerker arbeiteten Tag und Nacht

und der ungeheuere Park ward mit hunderttausend Laternen und Lampen zur Illumination vorbereitet. Auf dem Hoftheater übte man ein neues Ballet ein und was der Wunderdinge mehr waren. Der Kaiser von Siam, so hieß es allgemein, der von dem Ruhme des großen Königs gehört, habe, wie einst Harun-Al-Raschid zu Karl dem Großen, die ersten Männer seines Reiches nach Paris geschickt mit Grüßen und Glückwünschen und reichen Geschenken für den König und seine Familie. Der Kaiser von Siam? fragte man erstaunt, oder von Japan oder von China? Gleichviel, die Gesandtschaft war bereits in Paris angekommen und ganz Versailles rüstete sich zu ihrem Empfang. Die alte schöne Zeit der Hoffeste, der großen Cour, der königlichen Gala schien zurückgekehrt zu sein, Ludwig XIV. selbst um zehn Jahre jünger geworden. Er empfing die Gesandtschaft im großen Thronsaale, in Gegenwart von mehr als zweitausend Personen, sämmtlich die höchsten Notabilitäten des Reiches. Die Gesandten erschienen mit zahlreichem Gefolge, im reichsten orientalischen Costüme. Schwarze Edelknaben mit riesenhaften Pfauenwedeln gingen voran, goldgekleidete Mohren folgten mit kostbaren Geschenken. Dabei Musik und Vivatrufen, kurz, die schönste Theatervorstellung konnte nicht schöner sein; und das Ganze war auch nichts Anderes, als eine Comödie.

Der Herzog von Orleans, der spätere Regent, hatte nämlich wie ein geschickter Schauspiel-Director die ganze Vorstellung in Scene gesetzt, nur um seinen alten Groß-

Onkel zu „amüsiren“. Mehr oder weniger wußte dies schon am Audienztage alle Welt, aber Keiner wagte auch nur eine Miene zu verziehen; die mit den orientalischen Sprachen vertrauten Akademiker des Instituts übersetzten als ernsthafte, ehrbare Dolmetscher die Begrüßungsrede des Gesandten, die sie selbst geschrieben, wie die Antwort des Königs. Tallemand des Réaux, der bekannte Verfasser der Chronique scandaleuse jener Zeit, ist dafür der beste Gewährsmann. Er nennt sogar viele der Mitwirkenden bei Namen und führt zahlreiche pikante Details an, so z. B. daß einer der Siamesen ein schwarzes und ein weißes Ohr gehabt, weil man in der Eile nur eins schwarz gemalt u. s. w. Die Hauptpersonen waren allerdings Araber und Malayen, die man zufällig in Marseille aufgefunden hatte, die aber nichts weniger als Gesandte des Kaisers von Siam waren.

Seltsames Zeitalter und seltsame Menschen! Ein Gemisch von Größe und Kleinheit, von lächerlichem Scheinwesen und von hoher, energischer Kraft. Ein stetes Kreisen um die goldene Sonne, die der Hofmaler Lebrun in seinen Allegorieen nie anders als mit dem Gesichte Ludwig's XIV. darzustellen wagte: nec pluribus impar. Doch genug. Die Maroccaner sind allein schuld an dieser Geschichte.

Eine Audienz in den Tuilerien.

Um die Mittagstunde des 21. Octobers 1862 wurde plötzlich die Tricolore auf dem mittlern Pavillon des Tuilerienpalastes aufgezogen: die Majestäten, obwohl sie noch in St. Cloud residirten, waren also nach Paris gekommen, freilich nur für wenige Stunden. Es handelte sich um den Empfang des neuen türkischen Gesandten Djémil Pascha, der übrigens schon vor drei Jahren beim hiesigen Hofe die hohe Pforte vertreten hat. Wir selbst haben Alles mit angesehen und sind auch während der Audienz oben auf einer kleinen Seitengalerie des Marschallsaales gewesen, ganz als ob wir dazu gehörten.

Die Auffahrt des Gesandten war überaus prächtig; er selbst in einem sechsspännigen kaiserlichen Galawagen, sein Gefolge in drei vierspännigen Carossen. Djémil Pascha wohnt in einem der neuen Hôtels am Rondpoint de l'Etoile; der Zug, von Guiden und Cuirassieren begleitet, ging mithin durch die elysäischen Felder und direct durch den Tuilerienpark in's Schloß. Da

man im Publicum nichts davon wußte, so konnte man sich anfangs das glänzende Schauspiel gar nicht erklären. Endlich erzählten die „Gutunterrichteten“, es sei der Sultan in Person, der von Constantinopel zum Besuch nach Paris gekommen sei, bis schließlich „noch besser Unterrichtete“ kamen und versicherten, es sei der flüchtige Papst, der gestern Abend eingetroffen, nachdem er Rom in aller Hast verlassen, wo nach dem erfolgten Tode Garibaldi's eine schreckliche Revolution ausgebrochen sei u. s. w. So macht man hier in den elysäischen Feldern Geschichte. —

Im Marschallsaale war, wie immer bei solchen Gelegenheiten, der ganze Hofstaat versammelt; die Kaiserin mit den Hofdamen in der mittlern Hauptloge, unten im Saale selbst die Großwürdenträger und die höhern Kronbeamten; goldgestickte Uniformen, Ordenssterne, Epauletten, Federhüte in Menge. Dabei herrschte eine Stille in dem großen Raume, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören können; so will es die Etiquette.

Auf einmal warf eine Stimme, aber eine Stimme, wie ein kleiner Kanonenschlag, das Wort: l'Empereur! in den Saal, und der Kaiser erschien in der geöffneten Flügelthür, von seinen Adjutanten und Ordonnanzofficieren gefolgt. Napoleon trug die gewöhnliche Generalsuniform und sah sehr gut aus. Um den Hals hingen ihm an einer breiten goldenen Kette die Insignien des türkischen Hausordens, die wie eine Sonne glänzten. So wollte es ebenfalls die Etiquette. Der Kaiser ging rasch die drei Stufen der Estrade hinauf,

setzte sich aber nicht auf den Thron, sondern blieb vor dem Sessel stehen und grüßte mit ausnehmender Freundlichkeit und mit einer sehr graziösen Hutbewegung zuerst zur Kaiserin hinauf und zu den Damen und alsdann die übrige Versammlung. Hierauf setzte er seinen Hut wieder auf, so will es von neuem die Etiquette, und in demselben Augenblick öffneten sich auch schon die gegenüberliegenden Flügelthüren und der Gesandte ward mit seinem Gefolge sichtbar, noch etwas im Hintergrunde, so daß die schimmernden Centgarden, welche das Spalier bildeten, in ihrer ganzen Pracht hervortraten. Der grand-maître des cérémonies, ein dergestalt mit Ordensbändern, Sternen, Kreuzen und Schleifen behangener Herr, daß er fast unförmlich aussah unter der Last seiner Decorationen, verneigte sich tiefer denn tief vor Sr. Majestät, und eine Handbewegung des Kaisers bedeutete die Erlaubniß, den Gesandten einzuführen.

Djémil Pascha erschien am Eingange des Saales, ebenfalls bedeckten Hauptes. Er trug jenen conischen schwarzen Hut, mit welchem man den Sultan stets abgebildet sieht, aber vorn mit einer halbmondförmigen Diamant-Agraffe geziert, die wie ein kleines Diadem aussah. Der Groß-Ceremonienmeister kam ihm entgegen, becomplimentirte ihn, und nun erst nahm der Gesandte seinen Hut ab, den er einem Officier seines Gefolges zu halten gab. Er selbst hatte in der Hand eine Papier-Rolle und zwei große versiegelte Schreiben. In der Mitte des Saales verbeugte er sich drei Mal, zuerst gegen den Thron, dann hinauf zur Kaiserin und endlich gegen die Uebri-

gen; sein gesammtes, aus sieben Personen bestehendes Gefolge machte ebenfalls diese Verbeugungen, und zwar mit einer solchen Präcision, daß man darauf hätte schwören mögen, alle jene Herren wären Tags vorher eine Stunde lang auf diese Bücklinge eingeschult worden. Nun trat der Gesandte noch näher und allein an den Thron hinan, verneigte sich nochmals tief vor dem Kaiser, der nun erst seinen Federhut abnahm, entfaltete darauf seine Papier-Rolle und las mit lauter, deutlicher Stimme seine Rede und zwar in französischer Sprache, der er vollkommen mächtig zu sein schien. Während der Rede, die übrigens nur fünf Minuten dauerte, überreichte er dem Kaiser zu höchsteigenen Händen (so will es ebenfalls die Etiquette: keine fremde Hand zwischen beiden Monarchen, als die des Gesandten) die Briefe und verbeugte sich schließlich so tief wie zuvor.

Hierauf antwortete der Kaiser mit jener sonoren, langsamen, klaren Stimme, die wir an ihm gewohnt sind; leider sprach er nicht lange, so daß wir kaum die nöthige Muße hatten, ihn genügend zu betrachten; denn es ist ein großer Unterschied, den Kaiser bloß zu sehen, oder ihn „sprechen zu sehen“. Am Schlusse, um den Gesandten persönlich willkommen zu heißen, trat Napoleon einen Schritt vor und verbeugte sich höflich, aber denn doch wie ein vornehmer Mann, der nicht vor seines Gleichen steht. Nun wieder die Bücklinge der Gesandtschaft, die sich auch dies Mal tapfer hielt wie ein Mann, und die Audienz war zu Ende. Der Kaiser

verließ bedeckten Hauptes und von seinen Adjutanten und Officieren gefolgt, den Saal und begab sich durch die Galerie de Diane in die Gemächer der Kaiserin. Der grand-maître des cérémonies führte darauf den Gesandten mit seinem Gefolge denselben Weg, um ihn Ihrer Majestät und dem kaiserlichen Prinzen vorzustellen. Nun kamen auch die übrigen Anwesenden in Bewegung und brachen auf. Nicht wenige von den Herren umdrängten den neuen Minister des Auswärtigen, Drouyn de Lhuys, von dem man so viel in jenen Tagen redete, daß man fast über den Diener den Herrn vergaß. Drouyn de Lhuys stand während der Audienz hinter dem Thronsessel zur Rechten des Kaisers. Er schien sehr gealtert und sah fast leidend aus; aber er hat äußerst geistreiche Züge, voll Entschlossenheit und Kraft, und ein überaus wohlwollendes Lächeln, wenn er spricht; kurz, eine angenehme und zugleich Vertrauen erweckende Erscheinung, damals jedenfalls der bedeutendste unter allen kaiserlichen Ministern. Drouyn de Lhuys war in großer Uniform, mit zahlreichen breiten, buntfarbig geflammten Ordensbändern, die er wohl seit Jahren anzulegen verlernt hatte.

Djémil Pascha erregte durch sein prächtiges Costüm die allgemeine Aufmerksamkeit. Ueber der blauen, goldgestickten Tunica trug er, wie der Kaiser, einen großen Orden: ein wahrer Brillantregenbogen. Der breite Leibgurt war, wie der Griff und die Scheide seines Säbels, ganz mit blitzenden Smaragden und Rubinen besetzt. Die Herren seines Gefolges waren ebenfalls in geschmackvoller orientalischer Tracht.

Im Schloßhofe standen einige Garde-Regimenter unter den Waffen, und Trommelwirbel begrüßte die Ankunft und Abfahrt des Gesandten, der in derselben Weise, wie er gekommen war, durch die elysäischen Felder in sein Hôtel zurückkehrte.

Daß wir aber diese Audienz zu dem Gegenstande eines besondern Berichtes gemacht haben, hat, ehrlich gestanden, weniger seinen Grund in der Sache selbst, die ohne weitere politische Bedeutung ist (die sogenannten »audiences publiques«, wo ein Gesandter kommt oder geht, sind ja längst etwas Altes beim kaiserlichen Hofe), sondern einfach in dem Umstande, daß wir selbst gegenwärtig waren: eine Schicksalsgunst, die wir freilich der sehr prosaischen Bekanntschaft mit einem der vielen Schloßportiers verdankten, um die uns aber hier gar Viele beneideten, da es für einen „gewöhnlichen“ Privatmann außerordentlich schwer hält, bei derartigen „großen“ Gelegenheiten in's Schloß und gar in die Nähe der Majestäten zu gelangen.

Der Kaisersaal im Louvre.

Das ganze Louvre ist längst dem Publicum geöffnet. Die in dem Palast zur Schau gestellten Sammlungen und Museen sind wahrhaft unermeßlich; die einzelnen Nummern allein mit ihren kurzen Bemerkungen umfassen vier starke Bände. Die Gemäldegalerie stand von jeher allen Besuchenden frei, desgleichen das Marine-Museum und die Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen. Die letztere umfaßt allein zehn große Säle. Im untern Stockwerk sind die Sculpturen aufgestellt, von der ägyptischen Riesensphynx an bis auf die letzten Arbeiten der lebenden Bildhauer. Man hat einen halben Tag nöthig, um die ungeheuern Räume in ihrer ganzen Ausdehnung zu durchwandern, wollte man sich auch in jedem Saale nur wenige Minuten aufhalten. Es kann uns mithin nicht im Entferntesten in den Sinn kommen, hier eine Beschreibung des Louvre und seiner Sehenswürdigkeiten zu liefern; wir wollen heute unsere Leser nur von einem einzigen Gegenstande desselben unterhalten, von dem sogenannten Kaiser-

saal, im Volk auch Napoleonssaal geheißen. Er ist nicht einmal sehr groß, aber die grünen Wände mit ihren goldenen Bienen und lorbeerbekränzten Initialen verrathen sogleich seine Bestimmung. Er ist dem Andenken Napoleons I. gewidmet und ausschließlich ein Werk des jetzigen Kaisers, der die erste Idee dazu gegeben und mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt die Ausführung geleitet und überwacht hat. Der Kaisersaal ist für Paris und ganz Frankreich ein Reliquiarium jener großen historischen Epoche, die man selbstverständlich zur Zeit die größte nennt. In prächtigen Schränken, die mit goldnen Adlern und andern Emblemen reich geschmückt sind, liegen hinter kristallklaren Spiegelscheiben alle diese Schätze, scheinbar oft unansehnlich und gering, aber kostbar durch ihre Bedeutung und ihre Geschichte. Hierher wallfahren die Freunde und Verehrer des ersten Kaisers und die Anhänger und Bewunderer des jetzigen, vom besternten Senator und Herzog bis zum zerschossenen Invaliden, der mit Andacht und oft mit Thränen den grauen Rock und den weltbekannten Hut des „kleinen Corporals“ betrachtet. Man sage, was man will, und daß es im Grunde nichts als eine Empfindungsspielerei sei, auf todte Gegenstände und Geräthe besondern Werth zu legen, weil sie zufällig einem bedeutenden Manne gehörten — wir müssen trotzdem gestehen, daß auch uns eigenthümlich zu Sinne wurde, als wir den Kaisersaal betraten. Ein Taschentuch ist und bleibt freilich nichts anderes als eben ein Taschentuch; aber wenn man mir

sagt, daß jenes Stück Leinwand dort auf dem grünen Sammetkissen die letzten Schweißtropfen des sterbenden Helden auf Sanct Helena getrocknet und vielleicht auch die letzte Thräne, die er seinem verlorenen geliebten Frankreich geweint — so dränge ich mich auch hinzu mit allen Andern und betrachte wehmüthig das kleine vergilbte Stückchen Zeug. Was kann eine Tasse für großes Interesse erwecken, vorzüglich wenn sie so unscheinbar ist wie jene da? Aber wir erfahren, daß sie dem Kaiser Napoleon in seiner Gefangenschaft zum täglichen Gebrauch gedient und daß er sie gehegt und gepflegt hat wie sein liebstes Andenken; denn sie trägt den verschlungenen Namenszug seiner ersten Gattin, die ihm dieselbe einst zu seinem Geburtstage, als er noch General war, geschenkt. Nicht wahr? das ändert die Sache bedeutend.

Doch halten wir uns in der Reihe mit den Uebrigen und nennen wir kurz einige der interessantesten Gegenstände. Rechts am Eingange steht die Wiege des Königs von Rom, die bis zum Tode Maria Louisens in Parma aufbewahrt wurde. Dort sah sie einst auf einer Durchreise der Dichter Platen, und sie begeisterte ihn zu einer seiner schönsten Oden:

„Horch! Die sonst mordsprühenden Feuerschlünde
„Künden jetzt bloß zärtlichen Vaterjubel,
„Und das Volk weiht freudeberauscht die goldne
„Wiege der Fürstin.“

Schon bei der Restauration kam diese Wiege nach Paris, und unter dem grünen, goldgestickten Baldachin hat spä-

ter der Herzog von Bordeaux als Säugling geruht. Absichtlich hatte man diese Wiege aus dem Louvre zur Aufnahme des Neugebornen geholt, als wollte man damit den Sieg über die Vergangenheit bezeichnen, — und doch lebt jetzt der Graf Chambord im Exil und der damals verbannte kleine Prinz Louis sitzt allgebietend auf dem französischen Thron! Daneben steht das Feldbett des Kaisers, das ihn auf seinen meisten Feldzügen begleitete. Ein paar Eisenstangen bilden das Gestell, ein Pfühl, ein Kissen, eine wollene Decke das ganze Lager — welch ein Unterschied gegen die goldene Wiege seines Sohnes! Weiterhin ein Tisch und ein Feldstuhl Napoleons, auch aus seinen Kriegstagen. Für erstern würde sonst kein Händler einen halben Thaler geben; aber der Kaiser hat an ihm gesessen und gearbeitet und mit eigner Hand Schlachtpläne auf der groben Holzplatte eingezeichnet. Tisch und Stuhl sind mit in Austerlitz gewesen. Ein kleiner Secretär, altmodisch und abgestoßen, die ordinairen Messingschilder verbogen, die kleinen Schiebladen abgenutzt, gehört mit zu diesem Ameublement; der Kaiser bewahrte seine Karten und Pläne darin auf. In der reichen, prächtigen Umgebung sehen diese Dinge nur noch ärmlicher aus. Auf der gegenüberliegenden Seite sind in glänzenden Schränken die Ornate und Galakleider Napoleons aufbewahrt. In der Mitte sein kostbarer Krönungsmantel, eine Wunderarbeit an Goldstickerei; daneben die Krone, mit der er gekrönt wurde und die eine getreue Nachbildung der Krone Kaiser Karls des Großen sein soll. Sie ist einfach,

von hellem, matten Golde, die vier aufsteigenden Reifen oben durch einen kreuzgeschmückten Reichsapfel zusammengehalten und rings mit geschnittenen Steinen besetzt. Neben dieser Krone liegen auf grünen Sammetkissen zwei andere von historischem Interesse: diejenige Karls X. und die Ludwigs XVI. Die erstere ist ein Meisterwerk an Goldarbeit, goldne Lilien auf rothem Grunde, und die andere blendet uns fast durch ihren Glanz. Diese ist aber nur Copie; sie bestand fast ganz aus Brillanten und ächten Steinen, die jetzt durch Glasflüsse ersetzt sind. Kaum daß man im Dresdener grünen Gewölbe etwas Aehnliches sieht, so sehr überrascht die Größe der einzelnen Diamanten, Rubinen und Smaragden. Vorn in der Mitte prangte der „Regent“ von einem Zoll im Quadrat, den später Napoleon als Knopf an seinem Staatsdegen und Marie Louise im Diadem getragen und den Louis Philippe als Pettschaftsgriff benutzt hat. Er gehört auch jetzt noch zu den französischen Krondiamanten und die Kaiserin trägt ihn in einem Diadem an großen Galatagen. Auch kostbare, goldgestickte Hofkleider Napoleons sind ausgestellt; sie interessiren uns aber weniger als sein alter grauer Rock mit den breiten Schößen und der verblichenen Bandrose im Knopfloch, der, abgetragen wie er ist, wohl mehr als einen Schlachtabend gesehen hat. Daneben sein kleiner schwarzer Hut und das Fernglas, ohne welches man sich im Volk den Kaiser gar nicht denken kann. Weiße goldgestickte Kinderbeinkleider und Röckchen haben dem Herzog

von Reichsstadt gehört. Je weiter wir uns links wenden, um so mehr werden wir an den Schluß des großen historischen Drama's erinnert. Hier finden wir alle Geräthe und Utensilien bis auf das tägliche Besteck, ja bis auf den Kamm und die Zahnbürste, deren sich der Kaiser auf Sanct Helena während seiner Gefangenschaft bedient hat. Ein prächtiges goldenes Frühstücksservice mit dem kaiserlichen Wappen steht unter diesen sonst so einfachen Gegenständen und bildet einen traurigen Contrast. Darüber hängt eine alte zerschossene Fahne, dieselbe, welche Napoleon bei seinem Abschiede von der Garde in Fontainebleau geküßt hat; vor uns auf einem Atlaskissen ein massiv goldener Lorbeerkranz, den die Stadt Cherbourg auf den Kaisersarg legte, als die Leiche des Helden den Boden des Vaterlandes wieder berührte. Ein ähnlicher Kranz ward dem General Bonaparte nach dem italienischen Feldzuge überreicht. So sehen wir das Leben dieses Mannes zwischen zwei Ruhmeskronen, die seine andern Kronen weit überdauerten, und die dritte scheint jetzt sein nachwachsendes Geschlecht seinem Namen zu bringen. — Viel Einzelnes haben wir natürlich bei unserm flüchtigen Durchgange unerwähnt gelassen; ohnehin entbehren Schilderungen wie die gegenwärtige stets jener Unmittelbarkeit, die für den Beschauer das Wesentlichste ist. Auch den Secretär Louis Philippe's hat man hier aufgestellt, ganz wie man ihn in den Tuilerien gefunden, zerschlagen, mit abgerissenen Schlössern und aufgebrochenen Schiebladen — ein klägliches Bild aus den Februartagen 48. — Man fragt

sich befremdet, wie man dazu gekommen, diesen Schreibtisch hierher zu bringen, der freilich, wenn man will, an die damals besiegte Revolution und auch an den Triumph des jetzigen Regiments erinnern kann, der aber auch zugleich ein trübes Memento für die Zukunft sein dürfte.

Das Hôtel d'Albe.

Man lebt rasch in Paris und — man stirbt noch rascher, möchte man fast hinzusetzen, wenn es nicht allzu profan klänge. Und so rasch man in Paris lebt und stirbt, eben so rasch ist man auch vergessen. Das ungeheuere Treiben der Weltstadt geht tagaus tagein ungestört fort, ein ewig brausendes, brandendes Meer, dessen Wogen sich stets erneuern, ob auch auf hoher See ein stolzes Fahrzeug versinkt und untergeht, das noch gestern von der gaffenden Menge am Strande begrüßt und gepriesen wurde.

Omnia vanitas!

Selten sind wohl die leichtfertigen Pariser an dieses Wort, das so alt ist wie die Welt, eindringlicher erinnert worden, als bei dem kürzlich demolirten Hôtel d'Albe der elysäischen Felder.

Wir möchten daher auch dem Leser dies Doppelbild vorführen, zuerst heiter und glänzend, aber später ernst und trauervoll, wie ja fast immer unser armes Leben.

I.

Wir beginnen mit einem Ballfeste, das noch heute in der Erinnerung mancher Pariser als etwas Großartiges und Außerordentliches dasteht.

Ein Ball an sich sagt allerdings nicht viel, zumal in Paris, wo während des ganzen Winters stets ein Ball auf den andern folgt und einer immer glänzender als der andere ist. Mit dem Balle im Hôtel d'Albe mußte es mithin eine ganz besondere Bewandtniß haben. Und dies war auch der Fall. Begann doch die ‚Indépendance', eine der gelesensten Zeitungen Europa's, am Morgen nach jenem Balle ihren Leitartikel, also den wichtigsten Theil der ganzen Nummer, mit folgenden Worten: „Politische Nachrichten haben wir heute so gut wie gar keine zu melden, wenigstens nicht von dem großen Centrum Paris, denn dort hat der gestrige Ball im Hôtel d'Albe alles Andere verdrängt." Dies wollte doch gewiß viel sagen; denn so weit unsere Erinnerung reicht, hat die ‚Indépendance' sich zu einer solchen Concession niemals herabgelassen.

Ueberhaupt erzählten uns die gesellschaftlichen Annalen von Paris seit Anfang dieses Jahrhunderts nur

von zwei großen Bällen, die gewissermaßen historisch geworden und auf die Nachwelt übergegangen sind: der eine ist das große Fest, das der Fürst Schwarzenberg unter dem ersten Kaiserreich zu Ehren der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise gab, und welches einen so schrecklichen Ausgang nahm; der andere ist der große Ball in Versailles, mit dem Louis Philippe die Geburt seines Enkels, des Grafen von Paris feierte und zu welchem über zwölftausend Personen geladen waren. Der dritte dürfte der Ball im Hôtel d'Albe sein.

Das genannte Hôtel lag damals in den elysäischen Feldern, und das Gebäude war schon an sich ein wahrhaft fürstlicher Palast. Der Kaiser kaufte es vor mehrern Jahren, ließ es ganz neu decoriren und auf das Prächtigste einrichten, und machte es alsdann der Gräfin Montijo, bekanntlich Mutter der Kaiserin, zum Geschenk. Die Gräfin, die aber auf den Aufenthalt in Paris aus Gesundheitsrücksichten (Andere geben andere Ursachen an) längst gänzlich verzichtete, hatte das Palais ihrem Schwiegersohne, dem Herzog von Alba, abgetreten, der es aber auch nur selten bewohnte und die Nutznießung dem Herzog Tascher de la Pagerie, einem Vetter des Kaisers, überließ, der auch dort jenen großen Ball gab.

Einen ganzen Monat voraus hatte man von den Vorbereitungen dazu gesprochen, und die pariser Aristokratie rüstete sich zu etwas Außerordentlichem. Im Hôtel d'Albe selbst waren zahlreiche Handwerker, vom

Maurer und Zimmermann bis zum Tapezierer und Vergolder, seit Wochen von früh bis spät beschäftigt; ein Architekt leitete die Arbeiten, die ein Aussehen hatten, als wollte man neben dem Palast einen zweiten bauen. Die Erwartungen waren auf das Höchste gespannt, aber die kühnsten und phantasiereichsten sollten übertroffen werden. Wir können natürlich hier keine umständliche Schilderung des Balles geben. Die Zeitungen füllten damit Tage lang ihre Spalten und brachten noch lange einzelne Details nach. So seltsam ist der französische Nationalcharakter, daß man vor der Hand die wichtigsten politischen Fragen bei Seite setzte, um genau zu erfahren, von welchem Schnitt und von welcher Farbe das Kleid gewesen, welches die Gräfin oder Fürstin so und so an jenem Abende getragen. Da überdem der Ball ein costümirter war, so boten die Herren- und vorzüglich die Damen-Toiletten die reichste und manchfaltigste Auswahl. Das Hôtel d'Albe selbst war fast um das Doppelte durch angebaute Seitengalerieen (der Palast lag mitten in einem großen Garten) vergrößert worden, und die Decorationen übertrafen an Pracht und Geschmack alles bisher Gesehene. Einzelne große Säle waren in Tropengärten umgewandelt mit Springbrunnen, Palmenalleen und ausländischen Vögeln; eine Reihe anderer Gemächer war in orientalischem Stil mit wahrhaft asiatischem Luxus hergerichtet und ausgestattet. Der Ballsaal selbst, hoch und breit wie eine kleine Kirche, strahlte und blitzte von Marmor und Gold, und in den

ungeheuern Spiegeln wuchsen die an sich schon großen Räume in's Unendliche. Gegen zwölfhundert Personen waren eingeladen. Der Kaiser und die Kaiserin, beide in hellblauem Domino, und die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, zumeist in prächtigen morgenländischen Costümen, lustwandelten ungezwungen und frei durch die schimmernde Menge. Die ersten Stunden vergingen den Gästen nur mit Anschauen und Bewundern, wie in einem Museum oder in einer Kunstausstellung, bevor die Quadrillen eröffnet werden konnten. Diese hatten natürlich einen glänzenden Erfolg, vorzüglich die Quadrille der vier Elemente, welche von sechszehn Damen, nur Fürstinnen und Prinzessinnen, die je vier und vier ein Element darstellten, aufgeführt wurde. Die Fürstin Metternich, in einem lichtweißen, fast farblosen Stoff und mit Diamanten buchstäblich übersäet, stellte die Luft vor; eine russische Fürstin, in dunkelrothem, ganz mit Rubinen besetztem Sammet, das Feuer u. s. w. Herr von Rothschild führte eine Königin von Saba durch die Säle, deren Brillantschmuck auf mehr als drei Millionen Franken geschätzt wurde. Die Krone der Königin war besonders sehenswerth: in zierlichen goldenen Reifen hingen, wie an unsichtbaren Stielen, große Brillanten vom reinsten Wasser und vollständig ungefaßt, ein wahres Juwelier-Kunstwerk, wie man dergleichen noch nie gesehen. Die Krone wurde dadurch zu einem flimmernden Regenbogen, und begeisterte Berichterstatter haben sogar einen Heiligenschein daraus gemacht.

Wir brechen hier ab, um nicht allzu lang zu werden, obwohl die Schilderung der Costüme, namentlich der vielen Charaktermasken, nicht uninteressant wäre; nur den Haupt- und Glanzmoment des Balles dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Eine Stunde nach Mitternacht gaben laute Trompetenstöße das Signal zum Souper: die hintere Wand des großen Ballsaales verschwand wie durch Zauberschlag und eine neue Festhalle von gigantischen Dimensionen that sich auf. Und welch eine Festhalle! Bedienen wir uns einfach des bekannten Gemeinplatzes von tausend und einer Nacht, oder von sonstigen Feenmärchen und Elfengeschichten; wir kommen auf diese Weise leichter davon und ziehen dabei der Phantasie des Lesers keine Schranken. Doch für die Realisten einige kurze Notizen. Zunächst etwas ganz Neues, Niedagewesenes, Unerhörtes. Der weite prächtige Saal wurde durch elektrisches Licht erleuchtet, die Batterieen waren dabei so sinnreich und kunstvoll angebracht, daß man nichts sah, als einzelne hochschwebende Sonnen und Sterne, die eine so blendende Helle verbreiteten, daß die übrigen, eben noch so prächtig strahlenden Räume matt und dunkel dagegen erschienen. An hundert Tischen, zu zehn und zwölf Personen, war das Souper servirt, das allein, so versichern wenigstens die Eingeweihten, die ja Alles wissen, hundert Franken per Couvert gekostet haben soll. Die Majestäten und die kaiserlichen Hoheiten saßen mitten unter den übrigen Gästen, denn der Kaiser hatte eine besondere Tafel abgelehnt. Goldene und silberne Schüsseln, Aufsätze und

Geräthe, farbige Kristallvasen und die auserlesensten Blumen und seltensten Früchte waren in verschwenderischer Menge überallhin vertheilt. Eine Legion zierlich gekleideter Pagen verrichtete den Dienst. Den Hintergrund der Festhalle, nach dem Garten hin, bildeten Cascaden, künstliche Ruinen und Felspartieen, so großartig und vollendet, daß man eine Alpenlandschaft vor sich zu haben glaubte.

Das Fest im Hôtel d'Albe soll über dreimalhunderttausend Franken gekostet haben, und wenn man hinzurechnet, daß jede Person unter den geladenen Gästen nur für 1000 Fr. Kosten gehabt, — die Costümiers und Theaterschneider lassen sich bekanntlich theuer bezahlen, — so kommen gegen anderthalb Millionen zusammen, die für jenen einen Abend in Umlauf gesetzt worden sind. So viel dürften wohl kaum die Tuilerien-Bälle kosten, und der Kaiser hatte mithin ganz Recht, die Damen, die ihn an jenem Abend bestürmten, recht bald ein ähnliches Fest zu geben, abschläglich zu bescheiden, aber galant und fein, wie es sich für einen Kaiser geziemt. »Mesdames«, soll er gesagt haben, „das wahrhaft Schöne ist um so schöner, wenn es einzig in der Welt dasteht." Der Grund läßt sich hören.

So weit das stolze, herrliche Freudenfest. —

Es befand sich auch ein Zauberer und Wahrsager unter den Masken, der in phantastischem Costüm durch die glänzende Menge schritt und bunte Papierchen und kostbare Kleinigkeiten austheilte; auf allen stand ein hübsches, zierliches Wort geschrieben, ein lachendes Zu-

kunftsbild, eine heitere Prophezeihung. Armer Prophet! das wußtest du nicht, daß nach wenig Monaten dieser goldene Saal in eine schwarze Trauerkapelle verwandelt und daß nach kaum einem Jahre von diesem prächtigen Palais kein Stein mehr auf dem andern sein würde!

II.

Denken wir uns auf den folgenden zwei Seiten in jene Vergangenheit zurück.

Noch steht er, jener prächtige Palast in der großen Hauptallee der elysäischen Felder, mit seinen vergoldeten Gittern und Statuen hinter Blumen und Laubwerk: ein wahrer Fürstensitz voll Reichthum und Eleganz — aber wir werfen bereits einen letzten Abschiedsgruß, fast unter Thränen, hinüber und legen eine weiße Rose (die schönste will uns nicht schön genug dünken) auf jenen frühen Sarg, der unter königlichem Gepränge aus dem Hauptportal des genannten Gebäudes herausgetragen wird und den der sechsspännige Leichenwagen, mit einem unabsehbaren Gefolge von Gala-Carrossen und hohen Herrschaften, von Uniformen und Costümen jeglicher Art, die große Avenue hinauffährt bis zur Madeleine, wo der Cardinal-Erzbischof, von seinem ganzen Capitel umgeben, die Leiche erwartet zum letzten Versöhnungsgebete der Kirche.

Die man dort zu Grabe bringt, war die glückliche Besitzerin jenes Palastes, die Herzogin von Alba,

eine Schwester der Kaiserin. Aber all' dies — unermeßlicher Reichthum, Titel und Würden, Jugend und Frohsinn, seltene Schönheit und hohe Bildung — nichts hat die Herzogin vor einem frühen, traurigen Tode bewahren können. Jetzt, wo wir dies schreiben, ist auch von dem prächtigen Leichenzuge, dem letzten weltlichen Tand, womit die Großen und Reichen hienieden ihren Tod umgeben, längst nichts mehr übrig als die Erinnerung, daß derselbe sehr schön gewesen und, o Ironie! die Rechnungen der pariser Beerdigungsgesellschaft, die sich auf mehr als hunderttausend Franken belaufen haben sollen. Wäre die Dahingeschiedene gegenwärtig gewesen, gewiß, sie hätte auch wohl noch diese Summe zu den übrigen Geldern gelegt, die sie alljährlich an die Armen vertheilte; denn Mildthätigkeit war ihre Haupttugend, und Unterstützung der Armen und Nothleidenden ein wahres Bedürfniß ihres edeln, vortrefflichen Herzens. Sie wohnte nur selten in Paris; ihr schönes Hôtel in den elysäischen Feldern bewohnte ihr Vetter, der Herzog Tascher de la Pagerie, der ja auch dort den erwähnten Maskenball gab. Sie selbst lebte mit ihrer Familie in Madrid, und die dortigen Zeitungen enthielten schmerzliche Nachrufe an die Verewigte und zugleich rührende Schilderungen ihrer Herzensgüte. Ein Unwohlsein, das sich die Herzogin durch allzu anstrengende Pflege eines ihrer erkrankten Kinder zugezogen, nahm plötzlich einen bedenklichen Charakter an und veranlaßte sie, nach Paris zu gehen, um die berühmten Aerzte der Hauptstadt zu consultiren. Während die Kaiserin mit

ihrem hohen Gemahl durch den Süden Frankreichs wie auf einem Triumphzuge von Stadt zu Stadt zog, blumenüberschüttet und allgefeiert, fuhr ihre sterbende Schwester (die Kaiserin ahnte es nicht und wußte von nichts) von den Pyrenäenbädern, wo sie umsonst Heilung gesucht, nach Paris, selbst ohne Hoffnung, aber zur Beruhigung ihrer Familie. Was an bedeutenden Aerzten in der Hauptstadt anwesend war, wurde zur Consultation gerufen; aber menschliche Kunst war vergebens, und der unerbittliche Tod zog ein in den Palast, schritt über die Marmorstufen, über die schwellenden Teppiche, durch die goldenen Thüren und trat hin an das Schmerzenslager der Leidenden: für sie ein Erlöser.

Acht Tage später hielt vor dem nun verödeten Palast (die Familie Tascher war auf ihren Gütern in der Normandie) ein einfacher Wagen, aber Kutscher und Lakaien in der kaiserlichen Livrée; eine hohe Dame in tiefe Trauerkleider gehüllt, stieg aus, ein Herr, gleichfalls in Schwarz, begleitete sie. Die Dienerschaft trat ehrfurchtsvoll zurück: der Kaiser und die Kaiserin. Sie zumal hatte sofort nach ihrer Ankunft in St. Cloud den großen Empfang der Deputationen aus Paris abgelehnt und den Wunsch geäußert, das Sterbezimmer der Herzogin zu betreten: die Kaiserin mußte diesmal hinter der Schwester zurückstehen. Nur von ihrem Gemahl begleitet, begab sie sich noch an demselben Tage in das Hôtel d'Albe.

Das letzte Mal, wo die Kaiserin in diesen prächtigen Räumen gewesen, war an jenem Ballabend, wo

diese selben Säle und Galerieen von vielen tausend fröhlichen Gästen belebt waren — und jetzt . . . .

Die Verstorbene galt allgemein für eine der schönsten Frauen der großen Welt, und in den zwei Wintermonaten, die sie alljährlich in Paris zubrachte, war sie stets die gefeierte Königin aller Festlichkeiten und Bälle. Man hatte sogar, um sie von der Kaiserin zu unterscheiden, die bekanntlich ebenfalls mit Recht den Namen einer schönen Frau verdient, ein feines Bonmot gemacht und nannte sie impératrice des Françaises, als Gegensatz zu dem Titel ihrer Schwester: impératrice des Français.

III.

Man wollte es anfangs nicht glauben, aber es ist doch wahr geworden: sie haben ihren Hammer — zum Niederreißen — und ihre Kelle — zum Wiederaufbauen — mitten in die elysäischen Felder getragen und den schönsten unter den dortigen schönen Palästen dem Erdboden gleich gemacht. So ist von all' der Pracht, von den hohen, schimmernden Sälen, von den duftenden Blumengalerien mit ihren niegesehenen Tropenpflanzen, von dem königlichen Mobiliar, von den Marmortreppen mit ihren goldenen Geländern, von den Mosaikfußböden und den schönen Deckengemälden nichts, gar nichts übrig geblieben, als ein Grabmal auf dem Père-Lachaise, ein trauerndes Schwesterherz, und für uns eine wehmüthige Erinnerung.

Wohl nie lagen Scherz, Frohsinn, Erdenglück, — und Schmerz und der kummerbleiche Tod so dicht an einander, wie dort im Hôtel d'Albe, und dies war auch der Hauptgrund, der den Kaiser bestimmte, seine Einwilligung zur Zerstörung dieses Fürstensitzes zu geben.

Die Kaiserin hatte nach dem Tode ihrer Schwester nicht allein ihre frühere Heiterkeit nicht wieder gewonnen, sondern war seitdem so tiefsinnig und schwermüthig geworden, daß ihr Zustand ernstliche Besorgniß erregte. Vorzüglich war ihr das Hôtel d'Albe ein Gegenstand der schmerzlichsten Erinnerungen. Als vollends einige Monate später der alte Duc de Tascher, der letzte Onkel des Kaisers, daselbst starb, war der Palast in der kaiserlichen Familie geradezu ein Gegenstand des Aergernisses geworden, eine Art memento mori, wenigstens für die Kaiserin, die jedesmal auf ihrer täglichen Spazierfahrt in's Bois de Boulogne beim Rond-Point der elysäischen Felder links abbiegen ließ und die Seine entlang fuhr bis an die Avenue de l'Impératrice, Alles nur, um nicht an jenem Gebäude vorüber zu müssen. Es mochte dies immerhin eine Caprice sein, denn hohe Damen haben allerlei Launen. Im großen Publicum hat es sogar an Spöttern nicht gefehlt, welche diese allzu große Empfindsamkeit mit irgend einem schlechten Bonmot commentirten. Das mögen sie thun, wie ja überhaupt der Franzose Herz und Gefühl hintenansetzt, wenn er ein glückliches Witzwort loslassen kann — wir denken anders darüber und ehren jeden Schmerz, ob unter dem

Königsmantel oder unter der Blouse. Auch brauchte man ja nur ein einziges Mal das bleiche Leidensantlitz der Kaiserin gesehen zu haben, um die innigste Theilnahme für sie zu fühlen. Kurz, dem Kaiser wurde die Sache peinlich und verdrießlich; man ist nicht umsonst Kaiser und Herr im Lande, und eines Morgens erschien, zum Erstaunen von ganz Paris, eine Legion Arbeiter vor dem Palais und das traurige Vernichtungswerk begann. Was wohl die Arbeiter selbst dabei gedacht haben mögen, als sie von den freilich leeren, aber doch noch immer prächtigen Sälen Besitz nahmen, um die vergoldeten Wände niederzureißen! Zu gleicher Zeit errichtete man einen rohen Bretterverschlag vor dem zierlichen Gitter, welches den Garten von der Chaussée trennt, und vierzehn Tage später standen nur noch einzelne nackte Mauern, auf denen man deutlich die breiten, schwarzen Linien der frühern Kamine erkennen konnte; nach weitern acht Tagen waren auch diese letzten Reste verschwunden und nichts war geblieben als ein weiter staubiger Bauplatz mit Schutt, Mörtel und Steintrümmern übersäet. Bald darauf erschienen auch die unvermeidlichen Ingenieure und Feldmesser mit Meßtisch, Meßkette und Nivellirwage, mit ihren roth und weiß bemalten Stangen und Fähnchen, und die bekannten Manipulationen, die man in Paris seit Jahren täglich in allen Straßen sieht, begannen auch hier. Ein Monat hatte hingereicht, das Prachtgebäude zu zerstören, an welchem man viele Jahre gebaut und verschönert hatte, und dessen innere reiche Ausstattung und

wundervolle Einrichtung in Paris sprüchwörtlich geworden war.

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Der herrliche Garten, der den Palast umgab, ist ebenfalls zerstört und verwüstet worden; die hohen Bäume, von denen gar viele aus frühern Jahrhunderten datirten, wurden gefällt, an Ort und Stelle zu Bohlen und Brettern verarbeitet und alsdann an den Meistbietenden verkauft; auch dies war in einer Woche abgethan, nur daß fünfzig Arbeiter mehr angenommen wurden. Auf dem sammetweichen Rasen vor dem Palais stand früher eine schöne Marmorstatue Napoleon's I., als Cäsar in antikem Costüm, mit Toga und Lorbeerkranz; sie wurde fortgeschafft und befindet sich jetzt in der Louvre-Galerie. Nur die große Ceder, links am Eingange, eine würdige Schwester der berühmten Ceder vom Libanon im Jardin des Plantes, ist verschont geblieben; der schöne, ernste Baum mit seinem breiten dunkeln Schattendach imponirte den Verwüstern; man hatte ihn sogar mit einem kleinen Geländer von Lattenwerk eingefaßt, um jede profane Berührung abzuwehren. Die Ceder sollte mit dem ganzen umgebenden Erdreich ausgehoben und in's Bois de Boulogne geschafft werden, wo man ihr einen Ehrenplatz über der großen Cascade zugedacht hatte.

Mit der Ceder war die letzte Spur des Hôtel d'Albe verschwunden, und alsdann wurde die große bekannte Linie gezogen, »l'alignement,« wie man hier sagt, und der Neubau begonnen. Was für ein Neubau?

Mon Dieu, toujours la même chose: hohe saubere Häuser, eins genau wie das andere, von sechs Etagen, die drei ersten Stockwerke mit Spiegelscheiben und vergoldeten Balconen, einförmig und langweilig; denn man sieht jetzt diese Häuser hundert-, ja tausendfach überall in Paris, und was die Hauptsache und zugleich das Schlimmste ist, zumeist unbewohnt, denn die hohen Miethpreise schrecken Jeden zurück.

So viel ist aber leider gewiß, daß die elysäischen Felder durch diesen Gewaltstreich arg gelitten haben, und wenn wir auch, wie gesagt, aus Pietät die Motive desselben ehren, so ist doch das Factum an sich ein trauriges.

Doch was hilft das Klagen, vorzüglich um einen Gegenstand, der längst nicht mehr existirt, sondern schon wie ein Todter der Vergangenheit angehört. Ja, wie ein Todter! — Wie viel gute, befreundete Menschen sterben dahin und werden, ach! nur zu oft durch andere ersetzt, die ihnen nicht gleichen an Edelsinn und Gemüth; und wie mancher Bruder und Freund scheidet und zieht in die Ferne, und es wird ihm nicht so bequem gemacht wie jener Ceder, die von hundert sorgfältigen Händen herausgehoben und behutsam in ein anderes Erdreich verpflanzt wurde. —

Aber es ist auch sonst kein Wunder, wenn uns die rasche und so ganz unvorhergesehene Zerstörung des Hôtel d'Albe traurig stimmt. Der Garten des Palastes grenzt an die frühere Besitzung Girardin's, die ebenfalls, Haus, Hof und Garten, vollständig rasirt ist,

und wo sich bereits die neuen weißen Mauern erheben für ähnliche „schöne Häuser“ wie auf dem Platz des Hôtel d'Albe.

Das Girardin'sche Haus, eine reizende Villa, von Rosen und Geisblatt umduftet, war, so lange Delphine Gay dort wohnte, ein Tusculum für die gesammte pariser Intelligenz. Wie verschieden war dabei das Leben jener beiden Frauen, die man freilich jetzt nach ihrem Tode mit gleicher Verehrung nennt! Dort die Herzogin, die Schwester der Kaiserin, in ihrem hohen, stolzen Palast von orientalischem Luxus umgeben, ein Heer demüthiger Lakaien für die sofortige Erfüllung des kleinsten Verlangens . . . . ein Wink, und der ganze Palast verwandelt sich in ein Märchenwunder aus Tausend und einer Nacht .... und hier die schlichte Tochter des Volkes, aber durch seltene Geistesgaben die niedere Menge weit überragend und, obwohl stets bescheiden und anspruchlos, doch Hand in Hand gehend mit den Ersten der Nation. Und nun? Beide begraben und, wenn auch tief und lang betrauert, so doch dereinst vergessen, verweht; und damit uns diese Vergänglichkeit und Nichtigkeit recht lebendig vor die Seele trete, zieht schon jetzt die pariser Bau-Commission, die hier wahrlich ihren zweiten Titel „Verschönerungs-Commission“ nicht verdient, ihr unheilvolles alignement.

Drei interessante Bücher.

Reden wir auch ein Mal ein wenig von den neuen Büchern und dem literarischen Treiben des Tages; der Gegenstand dürfte an sich interessant genug sein, und außerdem möchten wir ihn schon deshalb berühren, um gegen den gewaltigen Lärm zu protestiren, der die »Misérables« umgibt, als ob in Paris und in der ganzen Welt sonst kein Buch mehr existirte, das sich der Mühe verlohnte zu lesen. Toujours les extrêmes, anders können's die Franzosen einmal nicht.

»Les jeudis de Madame Charbonneau« machten außerordentliches Aufsehen in Paris und hätten fast die »Misérables« verdrängt, nur dauerte die Sensation nicht lange, was in der Natur der Sache lag. Aber das Buch war und ist eine heilsame Lehre, weniger freilich für das Publicum als für die Schriftstellerwelt, und das allgemeine Zetergeschrei unter den Autoren gegen den Verfasser bewies hinlänglich, daß dieser den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Die

Kritiker, die Vielgefürchteten, die Allgewaltigen, wurden dies Mal selbst kritisirt und obenein so keck und rücksichtslos, wie es noch nicht dagewesen war. Jules Janin, Theophile Gauthier, Saint-Victor, Jouvin, Fiorentino und wie jene Herren noch sonst heißen, die allwöchentlich in dem »rez-de-chaussée« irgend eines großen Pariser Journals stolz auftreten und über Alles urtheilen und aburtheilen, über Poesie, Theater, Musik, Belletristik u. s. w., die mit der Feder einhauen wie kaum ein Goliath mit seinem Degen, und die unerbittlich richten und verdammen, als wären sie die einzige Jury in der Welt für den guten und richtigen Kunstgeschmack — alle jene Herren wurden auf ein Mal die Zielscheibe des bittersten, geistreichsten Spottes; eine sichere, geschickte Hand sandte ihnen alle Pfeile mit verdoppelter Kraft zurück, und die armen Leute hatten nur den einzigen Trost, nicht Einen aus ihrer Mitte vergessen und verschont zu sehen. Wer einen tüchtigen Hieb bekommen, daß ihm alle Glieder weh thaten, schaute auf seinen Freund und Nachbar, der wo möglich noch übeler zugerichtet war. Das Publicum selbst machte den Zuschauer, amüsirte sich nicht wenig und rief dem Verfasser ein lautes, ermuthigendes Bravo zu. Dieser war kein Anderer, als Armand de Pontmartin, als Novellist längst bekannt, und durch seine frühern »causeries de lundi« sogar berühmt, die zu Louis Philippe's Zeiten einige Jahre jeden Montag in der ‚Union' erschienen und ihm viele Freunde und Bewunderer, aber auch nicht wenig Feinde und Neider zugezogen hatten.

In jenen Montagsplaudereien war Pontmartin bereits als ernster Kritiker aufgetreten und hatte namentlich versucht, der Dumas'schen und Sue'schen Romansündfluth, die Alles zu überschwemmen und zu verschlingen drohte, einen Damm entgegen zu setzen; vergebens freilich, aber das redliche, muthige Streben verdiente doch immer Anerkennung, — und auch wieder nicht vergebens, denn es war doch immer etwas für die scheinbar fast verlorene Sache der Moralität gewonnen, daß überhaupt eine Stimme wie diejenige Pontmartin's laut wurde. Daß diese Stimme aus dem Lager der Legitimisten kam, bewies wieder einmal, daß dort noch nicht die bessern und edleren Traditionen erstorben waren, wie man, vorzüglich zur Zeit der Juli-Regierung, so gern in gewissen Kreisen behauptete.

Später ließ Pontmartin wenig oder nichts von sich hören, jedenfalls nichts Bedeutendes; seine eifrige, obwohl vergebliche Candidatur für einen Platz im Institut unter der Februar-Republik ist nie recht erwiesen. Da tritt er plötzlich wieder an die Oeffentlichkeit: ein einziges, nicht einmal dickes Bändchen; aber dieses Bändchen fällt wie eine Bombe unter die literarische Welt und richtet gewaltige Verwüstungen an. Es war freilich immer derselbe elegante Mann, im Frack und mit Glacéehandschuhen; aber die Rocktaschen jenes Fracks waren voll Schwärmer, Raketen und Feuerkugeln, und jene zierlichen Hände schleuderten alle diese schlimmen, gefährlichen Dinge wie Blitze des Olymps. Pontmartin ist gewissermaßen der französische Varnhagen, we-

nigstens in Bezug auf das posthume Werk des Berliner Autors, aber mit dem Unterschiede (der hier zu Gunsten des Franzosen ausfällt), daß Pontmartin gar keine persönliche Beziehungen hineinbrachte und alle Privatverhältnisse auf das strengste bei Seite ließ, was leider die Varnhagen'schen Tagebücher nicht gethan und wodurch sie das Recht verloren haben, den „Denkwürdigkeiten" ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden und mit ihnen auf die Nachwelt zu kommen. Uns wenigstens, die wir Varnhagen persönlich kannten und verehrten, drängte sich dies peinliche Gefühl sofort beim Durchlesen der „Tagebücher" auf, und wir können noch heute der geistreichen Ludmilla Assing, obwohl ebenfalls eine freundliche Jugenderinnerung aus unserer Vaterstadt, diese Veröffentlichung nicht vergeben.

Pontmartin's Buch hingegen erweckt dies peinliche Gefühl nicht; allerdings nennt er seine Leute, auf die er es abgesehen hat, am Schluß bei ihrem wahren Namen, nachdem jeder Leser dieselben unter den Pseudonymen längst erkannt hat, aber das ist nur ein Beweis für die Loyalität des Verfassers, der auf diese Weise mit seinem Buche aus der Kategorie der Plagiate heraustritt und den Muth hat für seine Anklagen persönlich einzustehen. Das große Publicum sah dem bunten Feuerwerk zu und amüsirte sich gewaltig, denn die lustige und pikante Seite der Geschichte konnte nicht ausbleiben. Der Leser mag selbst urtheilen.

Die gute Madame Charbonneau „empfängt" alle Donnerstage und zwar die Elite der Pariser Gesell-

schaft, wie eine zweite Madame Recamier oder Fürstin Lieven. Schriftsteller, Akademiker und Künstler drängen sich in ihren Salons; alle Interessen und Fragen dieser bewegten Welt kommen dort zur Geltung und zur Sprache. Unter fremden Namen und auch ohne anzügliche Allitteration treten die verschiedenen Personen auf und der Dialog beginnt. Im Hintergrunde, in einer Sopha-Ecke, sitzt ein alter Herr, auf den anfangs Niemand recht achtet, dieser wirft von Zeit zu Zeit kurze Bemerkungen in das Gespräch: das Salz und den Pfeffer. Bekanntlich gibt es verschiedene Salz- und Pfeffersorten: grobes Kochsalz, von dem eine Hand voll in der Küche verwendet wird; feines Salz, das in zierlichem Kristall auf die Tafel gesetzt wird zum Nachwürzen der Speisen; auch englisches Salz, um schlechte Gerüche zu vertreiben und nervenschwache Damen zu stärken, endlich Glaubersalz, mit Respect zu melden, das bei vorkommenden Gelegenheiten sehr heilsam wirkt. Mit dem Pfeffer ist es ähnlich: dort gibt es den schwarzen und den weißen Pfeffer, jener für den kräftigen Grundton des Geschmacks, dieser für die feinern Nuancen, der eine grobkörnig, der andere feingemahlen; auch ein ganzes Pfefferkorn thut oft gute Dienste, was wir schon aus der Jobsiade wissen:

„Schluck' nur des Morgens ein Pfefferkorn ein,
Das soll sehr gut für den Magen sein."

Dann haben wir noch den Nelkenpfeffer, ein feines, angenehmes Gewürz und endlich den Cayennepfeffer, der so scharf ist und so beißt, daß man nur ein ganz klein

wenig auf der Zunge ertragen kann. Auch sonst streut der alte Herr noch allerlei Gewürz an die Gerichte, oft so viel, daß die Gäste gar nicht weiter essen, sondern die Schüsseln stehen lassen und zum Speisesaal hinausgehen, die Einen still und beschämt und höchstens in der Tasche eine geballte Faust, die Andern mit lautem Aerger und nicht ohne dem Salz- und Pfeffermann einige Grobheiten beim Abschied als Revanche aufzutischen. Endlich ist die gute Madame Charbonneau mit dem Alten allein und klagt über ihre verödeten Salons, aber dieser tröstet sie mit den lakonischen Worten: Was schadet's? Wir haben doch wenigstens „rein Haus" gemacht.

Am nächsten Morgen (das ist der Hauptspaß) erscheinen in den Pariser Zeitungen die Reclamationen: sie haben sich nämlich auch ohne die angehängte Namens-Erklärung in den Figuren bei der Madame Charbonneau alle sammt und sonders erkannt, jene Herren von der Feder, und protestiren unisono gegen die „unverzeihliche Indiscretion". Der arme Pontmartin erhält Briefe über Briefe, anonyme und unterzeichnete, sogar Drohungen und Herausforderungen; er bleibt aber ganz ruhig und unbeirrt, antwortet auf die öffentlichen Angriffe in gemessener würdiger Weise, wirft auch hier wiederum von Zeit zu Zeit ein Salz- oder Pfefferkorn hinein und hat die Lacher auf seiner Seite. Unterdessen bereitet der Verleger die zweite und dritte Auflage; Jedermann, nun erst recht neugierig gemacht, will das schreckliche Buch lesen, wo die großen Kritiker, die bis dahin

als unverletzlich und unantastbar gegolten, so arg und rücksichtslos kritisirt und mitgenommen werden. In der dramatischen und theatralischen Welt ist vollständige Revolution: die Gebeugten und Geängsteten heben das Haupt und machen nicht mehr vor dem dicken Jules Janin den Katzenbuckel; denn sie haben bei der Madame Charbonneau die kümmerlichen und würdelosen Schleichwege und Machinationen erfahren, wie man in den Feuilletons unbedeutende Talente anpreist und hoch hebt, auf der andern Seite aber das Verdienst zurückdrängt oder doch in trübe Schatten stellt. Sogar der officielle ‚Moniteur‘-Feuilletonist, Theophile Gauthier, der vielgefürchtete, unfehlbare Kunstkritiker, muß herabsteigen von seinem delphischen Dreifuß und eingestehen, daß er nicht Alles weiß und daß er gar oft ein Gemälde getadelt oder gelobt, das er gar nicht gesehen, wie es seinem Freunde und Leidensgefährten Janin mit Büchern gegangen, die er lang und breit besprochen und gar nicht gelesen. Auch die übrigen Kritiker und Feuilletonschreiber, die alle bei Madame Charbonneau eingeladen waren und von denen Keiner leer ausgegangen, rühren sich und spitzen die Federn, tauchen sie auch wohl in Gift und Galle. Aber es hilft nicht viel; im Gegentheil, sie rufen die Aufmerksamkeit des Publicums nur noch lebhafter hervor, und an dem Lärm, den sie machen, erkennt man erst recht die Wichtigkeit, die sie dem Buche beilegen. Den Akademikern geht es nicht besser; nur sind sie vorsichtiger und lassen den wilden Sturm über sich ergehen,

ohne sich ihm geradezu in den Weg zu stellen. Des „Pudels Kern“ bei der ganzen Sache ist allerdings nicht bedeutend, und heute spricht man schon kaum mehr von den Donnerstagen der Madame Charbonneau. Aber ganz unnütz ist doch die Pontmartin'sche Schrift auch nicht gewesen, denn wirklich ist die Montagskritik der Pariser Zeitungen*) seitdem etwas gesetzter und verständiger geworden.

* * *

Fast besorgen wir aber, daß der Titel des zweiten Buches (nicht dem Leser, denn ein Mann fürchtet sich vor nichts), wohl aber der Leserin Angst und Schrecken mache; das Einzige, was wir dabei thun können, ist, daß wir ihn französisch lassen und nicht übersetzen, vielleicht klingt er im Original weniger schrecklich: »Mystères de l'Echafaud«. Und von wem? Von Sanson, dem Pariser Scharfrichter selbst: »l'exécuteur des hautes oeuvres de la cour de Paris«. Jedenfalls ein Buch einzig in seiner Art, das noch nicht dagewesen; und das ist die Hauptsache, um das Publicum anzuziehen. Wie jede „bedeutende“ Persönlichkeit hier in Paris ihre Memoiren drucken läßt, von Thiers bis zu Léotard, von Madame de Sévigné bis zu Rigolboche, so hat auch Monsieur Sanson die sei-

*) Alle hiesigen großen Blätter bringen an jedem Montage ein langes Feuilleton über Theater, Musik, Kunst und Literatur der vergangenen Woche.

nigen veröffentlicht, oder vielmehr diejenigen seiner Familie; denn seit länger als einem Jahrhundert ist die „Würde“, die er auf dem Titelblatte stolz hinter seinen Namen setzt, erblich in seinem Hause.

Wir haben selbst vor zwei Jahren seine Bekanntschaft gemacht, freilich ohne im geringsten zu ahnen, wen wir vor uns hatten.

Die Canalbauten führten uns in jener Zeit oft nach der Bastille, in der Regel mit einem Freunde, der als Ingenieur jene großartigen Arbeiten mit hohem Interesse verfolgte. Wir frühstückten dann gewöhnlich in einem Restaurant des Faubourg Saint-Antoine, ein paar Bekannte gesellten sich hinzu, und man konnte nach dem Frühstück dem Kaffee und Billard nicht wohl entgehen. Die deutsche Kegelpartie mochte in jenem Quartier wohl selten gespielt werden, wir hatten wenigstens stets mehrere Zuschauer. Unter diesen war mir schon oft ein Herr aufgefallen, der unserm Spiele mit Aufmerksamkeit folgte, auch wohl einen Kegel mit aufsetzte oder uns einen verlaufenen Ball hinüberreichte. Er war von mittlerer Größe, fein gekleidet und von guten Manieren; an seiner saubern Wäsche und an seinen weißen Händen erkannte man leicht den Rentier. Max behauptete, es sei ein »bijoutier retiré« oder sonst ein im Handel reich gewordener Geschäftsmann.

Eines Tages sprach man zufällig von einer Hinrichtung, die wahrscheinlich am nächsten Morgen stattfinden sollte; genau wußte man es nicht, da man niemals in Paris den Tag der Hinrichtungen vorher be-

kannt macht, schon um den Volkszulauf zu vermeiden, der alsdann ungeheuer sein würde. „Schade," sagte der Kellner, „daß der Herr heute nicht da ist, der immer Ihrem Billardspiele zusieht, der könnte es Ihnen am besten sagen." — „Wie so?" fragten wir neugierig. — „Weil er bei jeder Execution gegenwärtig ist," war die lakonische Antwort. — „Ein eigener Geschmack," sagte Max; „ich lasse es mir ein Mal gefallen, bloß um es gesehen zu haben, aber jedes Mal hinzugehen, ist wirklich zu viel." Auch mich wunderte dies von einem Manne, der den gebildeten Ständen anzugehören schien und der überdem eine so sanfte, freundliche Miene hatte.

Unten sagte uns der Wirth ganz leise, was er vermuthlich bei allen seinen Gästen that, daß die Hinrichtung wirklich am nächsten Morgen früh um fünf Uhr stattfinden würde, er wisse es aus sicherster Quelle: Monsieur de Paris habe es ihm selbst gesagt. Monsieur de Paris heißt nämlich der Scharfrichter von Paris, wie sich die übrigen Scharfrichter ebenfalls nach ihren Städten nennen, wo sie „functioniren"; so gibt es einen Monsieur de Lyon, de Bordeaux, de Toulouse, de Rouen u. s. w. Zwei Herren aus unserer Gesellschaft, die erst kürzlich angekommen waren und keine „Sehenswürdigkeit" der Hauptstadt vorübergehen lassen wollten, bestanden darauf, diese „gute Gelegenheit" zu benutzen, und wir waren auch wirklich am andern Morgen schon vor fünf Uhr an der Bastille, tranken unsern Kaffee in dem Kaffeehause des Faubourg Saint-Antoine und gin-

gen von da die kurze Strecke nach der Rue de la Roquette, wo vor dem gleichnamigen Gefängnisse die Hinrichtungen stattfinden.

Trotz der frühen Stunde und obwohl man nichts vorher bekannt gemacht hatte, waren doch einige tausend Personen gegenwärtig, meist Fabrikarbeiter und sonst Leute aus den niedern Klassen und bei weitem mehr Weiber als Männer. Die Garde de Paris zu Pferde hielt die Chaussée abgesperrt, der Wachtposten des Gefängnisses stand unter dem Gewehr; sonst waren keine militärischen Vorkehrungen getroffen, denn der Delinquent war ein „gewöhnlicher“ Mörder, wie deren alljährlich in Paris drei, vier und mehr hingerichtet werden. Als im Jahre 1858 Orsini guillotinirt wurde, war eine großartige Militärmacht entfaltet, mehrere Linien-Regimenter und ein Dragoner-Regiment, um jeder Demonstration vorzubeugen: Orsini war nämlich ein „außergewöhnlicher“ Mörder.

Die Guillotine war dicht vor dem Haupt-Eingange des Gefängnisses errichtet: ein äußerst einfaches Instrument, eher klein als groß, eine Art von Estrade mit drei Stufen, in der Mitte ein länglicher Kasten, über demselben an einem Ende die beiden aufgerichteten Balken, zwischen denen das Messer auf und nieder geht. Dies Messer blitzte unheimlich im Morgenlichte. Neben dem Schaffot hielt ein einspänniger, sauberer, dunkelgrün angestrichener, verschlossener Wagen, wie eine große Truhe; dieser Wagen ist für die Guillotine bestimmt. Das Auspacken und Aufrichten der Maschine und das

Auseinandernehmen und Einpacken dauert jedes Mal kaum zehn Minuten. Der Leichnam des Hingerichteten bleibt in dem Kasten, so daß man von der ganzen schrecklichen Procedur eigentlich nichts weiter sieht, als das blitzschnell fallende Messer. Nicht einmal ein Blutstropfen ist auf dem Platze zu entdecken, wo die Guillotine gestanden und wo eine Viertelstunde später die gleichgültige Menge auf- und abeilt, die Meisten ohne zu wissen oder zu ahnen, daß hier so eben die ernste, unerbittliche Justiz ihren furchtbarsten Strafact vollzogen.

Geräuschlos öffnete sich das hohe Doppelthor. Ein Polizeicommissar, an der dreifarbigen Schärpe und an dem silbergestickten Rocke leicht zu erkennen, erschien, von einigen Stadtsergenten begleitet; hinter ihm — man denke sich unser Erstaunen — der Herr aus dem Kaffeehause, unser Zuschauer beim Billard, der »bijoutier retiré«, wie wir ihn so oft genannt. Wir standen so nahe, daß wir ihm fast hätten guten Morgen sagen können. Der »bijoutier retiré« war Niemand anders als Monsieur de Paris. Er war wie gewöhnlich schwarz gekleidet, ohne Hut; das Haar, wie wir es immer an ihm gesehen, sorgfältig frisirt; ein kurzer, schwarzer Mantel hing ihm über der linken Schulter. Er hatte das milde, freundliche Gesicht wie stets, wenn er uns ein Compliment über einen gelungenen Ball machte.

Da erschien der Verurtheilte, auf den Arm eines Priesters gestützt; der Priester begleitete ihn bis auf

das Schaffot hinauf und umarmte ihn. Darauf legten ihn zwei Henkersknechte, »les aides de Monsieur«, rasch auf den Kasten, der um einen Fuß nach vorn rollte; der Scharfrichter selbst stand ruhig an dem rechten Balken des Fallbeils, drückte an einer kleinen Feder, und das Messer fiel lautlos herab. Ein schwarzes Tuch wurde über Alles geworfen, und nach kaum zehn Minuten fuhr der dunkelgrüne Wagen davon.

Wir machten an jenem Tage wie gewöhnlich unsere Partie Billard; aber der »bijoutier retiré« ließ sich nicht sehen. —

Von den Sanson'schen Memoiren selbst (um doch von dem Henker wieder auf das Buch zurückzukommen) sollen fünf Bände erscheinen. Eine deutsche Uebersetzung dieses „pikanten, spannenden" Werkes ist schon begonnen. Im Ganzen umfassen die Memoiren sieben Generationen von Pariser Scharfrichtern, unter ihnen auch den Großvater des Verfassers, den „unglücklichen" Sanson, welcher den noch unglücklichern Ludwig XVI. in der großen Revolution 1793 auf dem Concordeplatze, der aber damals „Place de la Revolution" hieß, guillotinirte. Er selbst ließ aber nur das Beil fallen; einer der Henkersknechte, dessen Name zum Glück nicht auf die Nachwelt gekommen ist, nahm das entweihte Haupt des königlichen Martyrers und gab ihm den historischen Backenstreich.

Das Schaffot von damals war freilich sehr verschieden von der heutigen Guillotine. Das fürchterliche Todeswerkzeug stand Tag und Nacht aufgerichtet;

es „functionirte“ beständig, Vormittags und Nachmittags, oft sogar noch spät Abends bei Fackelschein, „wenn sehr viel zu thun war“ (quand il y avait surcroît de besogne). Von all den Vorrichtungen, die eine menschlichere Gesetzgebung in spätern Jahren erfand, um die schreckliche, rohe Nacktheit der Execution zu verhüllen, war damals nicht die Rede. Die Köpfe fielen oft über das Gerüst hinaus, geradezu unter das Volk; das Schaffot triefte buchstäblich von Blut und stand in einer weiten Blutlache, die auf zwanzig Schritte im Umkreise das Pflaster schlüpfrig machte. Daher wechselte man alle acht Tage die Stelle und zog so auf dem ganzen Platze umher. Als der König hingerichtet wurde, stand die Guillotine gerade in der Mitte, wo sich jetzt der egyptische Obelisk befindet.

Auf dem großen Balcon des heutigen Marine-Ministeriums saßen die Conventsmitglieder und „controlirten“ die Hinrichtungen; und dort war es auch, wo Marat, dem die Procedur zu langsam ging, obwohl man sechszehn in der Stunde „expedirte“, den Vorschlag machte, ein breiteres Messer anzubringen, um zwei und drei Köpfe auf ein Mal abzuschlagen. Wenige Tage später erreichte ihn der Dolch der Charlotte Corday. Auf jenem Balcon saß auch der Herzog von Orleans, Louis Philippe Egalité, um der Hinrichtung des Königs, für dessen Tod er gestimmt hatte, beizuwohnen, und sein Sohn, der Bürgerkönig Louis Philippe, saß vierzig Jahre später ebenfalls dort, bei der feierlichen Aufrichtung des Obelisken, und dachte

vielleicht an das dunkle Loos seines Vaters, der trotz seiner »égalité« dort auch hatte bluten müssen. Schreckliche Schicksalsverkettung! Die prächtigen Fontainen, die jetzt zu beiden Seiten des Obelisken ihre reichen Wassergarben tagtäglich in die Luft senden, haben nicht Wasser genug, das Blut abzuwaschen, das noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, wie ein furchtbares Verhängniß auf der „großen Nation“ lastet!

Nur eine Episode wollen wir aus dem Leben des Großvaters erzählen, und somit dem Verfasser vorgreifen, weil die beiden bis jetzt erschienenen Bände nicht über Ludwig XV. hinausgehen.

Nach den fürchterlichen Septembertagen 92 war in ganz Paris kaum mehr ein Priester zu finden, denn die „assermentirten“ Priester waren eben keine. Nur hie und da hielten die Royalisten unter beständiger Todesgefahr noch einen Geistlichen versteckt, der nicht hatte fliehen können oder wollen; so unter andern die Familie Latour in einem abgelegenen Quartier des Faubourg St. Martin; aber das Damoklesschwert konnte mit jeder Minute herabfallen. Jener Priester nun, der alte Curé von Saint-Laurent, wohnte in einem kleinen Gartenschuppen, der so verfallen war, das ihn eben kein Mensch für bewohnbar hielt. Dennoch hatte man sogar einen Theil des Gebäudes zu einer Art von Kapelle eingerichtet, wo der Pfarrer mitten in der Nacht eine stille Messe las, welcher die Familie Latour mit einigen gleichgesinnten Freunden beiwohnte. Eines Nachts,

mitten in der heiligen Handlung, öffnet sich leise die Thür, ein bis zum Unkenntlichen verhüllter Mann tritt herein, kniet nieder an den Stufen des Altars und bleibt dort im tiefen Gebete liegen. Man kann sich die Todesangst der Anwesenden leicht vorstellen; es konnte ein Spion, ein Denunciant sein, — draußen standen vielleicht schon die Nationalgardisten, um sie sämmtlich abzuholen, in die Conciergerie zu schleppen und von da auf's Schaffot. Nur der Priester verlor weder den Muth noch die Geistesgegenwart; er las die Messe ruhig zu Ende und gab dem Unbekannten, wie den Andern, den Segen. Dann blieb er mit ihm allein. Der Mann im Mantel erhob sich und kniete darauf von neuem an der Seite des Geistlichen nieder, um ihm zu beichten; aber dieser fuhr entsetzt zurück, als er das Gesicht seines Beichtkindes sah: es war Sanson, der Henker von Paris, der schon neun Monate lang die Bluturtheile des Nationalconvents vollzogen und vor wenig Wochen den König selbst guillotinirt hatte. Diese letzte That ließ dem Unglücklichen keine Ruhe; der Gedanke daran verfolgte ihn wie Furien; er suchte einen Priester, um sein belastetes Gewissen zu erleichtern. Dem Scharfrichter von Paris, in welchem Niemand einen reuigen Sünder ahnte, standen alle Mittel zu Gebote und alle Wege offen — endlich fand er den gewünschten Helfer und Tröster. Er hörte Gott weiß, durch welchen Zufall, von der nächtlichen Messe im Garten der Familie Latour und kam um zu beten, um zu beichten und die göttliche Verzeihung anzuflehen. Er blieb bis gegen Morgen mit

dem Pfarrer zusammen, der ihn beim Fortgehen umarmte. In der nächsten Nacht kam er wieder, kniete aber dies Mal während der Messe hinten in einem dunkeln Winkel. Nachdem die wenigen Anwesenden communicirt hatten, näherte auch er sich dem Altar und empfing die heilige Communion. Dann ging er leise davon und kam nicht wieder.

Die Familie Latour wußte von nichts und erfuhr auch nichts; aber von jenem Tage an war ihr Leben in Sicherheit, und auch der alte Curé von Saint-Laurent hatte nichts mehr zu befürchten. Eine unsichtbare Hand schützte sie. Unbekannte Personen kamen oft und brachten Lebensmittel und Wein in's Haus (bei der damaligen jammervollen Theuerung eine willkommene Gabe); später kaufte ein Municipalrath, ein »citoyen« vom reinsten Wasser, das Grundstück, ließ aber die Familie Latour ruhig darin wohnen, nur ließ er seinen Namen an die Thüre schreiben, um etwaigen Haussuchungen vorzubeugen. Sanson, der Henker von Paris, „erkrankte“ um jene Zeit und ließ sich durch den Henker von Amiens, „der weniger zu thun hatte“, ersetzen; dieser blieb auch bis zum Fall Robespierre's, mit welchem die ganze Schreckensherrschaft zu Ende war. Unter dem Directorium trat Sanson wieder in activen Dienst, um sich und seiner Familie die „Würde“ zu sichern, wie ihm denn auch sein ältester Sohn in derselben folgte. Balzac hat die obige Geschichte unter dem Titel: »un épisode sous la Terreur« mit bekannter Meisterschaft geschildert, freilich mehr als Ro-

man, und mit vielen Zusätzen, die nicht historisch treu sind.*)

* * *

Das dritte Buch, das unter den literarischen Neuigkeiten großen Beifall findet und viel gelesen wird, sind die Memoiren Canler's, des frühern Polizei-Präsidenten. Der Leser kann sich leicht vorstellen, was alles für Geschichten in jenem Buche enthalten sind. Jeder Polizei-Präsident, gleichviel von welchem Lande, hätte, wenn er seine Memoiren schreiben wollte, bunte Dinge zu erzählen; nun vollends ein Pariser Polizei-Präsident, der unter vier verschiedenen Regierungen gewirkt hat. Wenn man nämlich hier in Frankreich etwas lange im Staatsdienste bleibt, so hat man gar leicht die „Chance", unter mehrern Gouvernements zu dienen, wie es denn hier zu Lande Tausende von Beamten gibt, die schon drei, vier und mehr Unterthaneneide geschworen haben und vielleicht noch nicht einmal an ihrem letzten sind. Doch keine politischen Anzüglichkeiten, s'il vous plait! Canler's Buch ist natürlich voll von

*) Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß der gleichnamige Sanson, von der comédie française, der berühmte Lehrer der Rachel und wohl zur Zeit der bedeutendste Schauspieler Frankreichs, ebenfalls seine Memoiren herausgeben will. Diese Namensvetterschaft hat bereits zu allerlei Mystificationen Veranlassung gegeben, und Sanson, der Künstler, bekanntlich ein sehr gewandter Improvisator, soll jetzt erklärt haben, er werde seine Memoiren in Versen schreiben.

Räuber-, Mord- und Diebesgeschichten; alle Gauner, Spitzbuben, Schwindler, Abenteuerer, die sich in Paris (manche in ganz Frankreich, oder gar in Europa) einen „Namen" gemacht haben, werden darin vorgeführt und der Leser kann ihre nähere persönliche Bekanntschaft machen, wenn er sonst Lust hat. Canler hat sie mehr oder weniger Alle gesehen, gesprochen und verhört. Sein Cabinet ist über fünfundzwanzig Jahre lang eine bunte Camera-obscura gewesen, in welcher alle diejenigen, die mit der Polizei und der Justiz irgend ein »démêlé« gehabt, vorüberzogen, um von da entweder zurück auf die freien Boulevards zu gelangen, oder auch in weitere Untersuchungshaft, in's Gefängniß, auf die Galeere und auf's Schaffot. Der arretirte Raubmörder, den beständig zwei handfeste Gendarmen gepackt halten, damit er sich nicht wie ein wüthendes Thier auf den Richter stürze; — der entsprungene und wieder eingefangene Galeerensträfling, der kettenbelastet vor dem Präsidenten steht, während zwei Soldaten die geladenen Carabiner auf ihn anlegen, um ihn bei der geringsten verdächtigen Bewegung niederzuschießen; — der ungetreue Beamte, ein feiner, gebildeter Mann in Frack und weißer Halsbinde, der die anvertrauten Kassengelder unterschlagen und verthan; — die „vornehme Dame" in Spitzen und Atlas, die kleine unschuldige Abendgesellschaften gegeben, wo unerfahrene Muttersöhne von falschen Spielern bis auf die letzte Feder gerupft wurden; — das arme ehrbare Bürgermädchen, das von einer „Freundin" unter einem Vor-

wande aus dem elterlichen Hause gelockt wurde und in ein infames Netz gerieth, wie eine Taube unter die Klauen des Geiers; — eine verzweifelnde Mutter, vielleicht die Mutter eben jenes Mädchens, der ihre Tochter „abhanden" gekommen war und welche nun ihr Kind in entsetzlicher Angst auf der Polizeipräfectur „reclamirt"; — der vornehme Russe, der, kaum im Hôtel des Princes abgestiegen, sofort seine goldene, brillantenbesetzte Tabatière vermißt, ein Geschenk des Kaisers, und lärmend zum Präsidenten fährt, um sich bei ihm in sehr ungewählten Ausdrücken über die mangelhafte Polizeiverwaltung der Hauptstadt zu beklagen . . . ist dies vielleicht Ihre Dose? erwidert Canler mit höflicher Ruhe und holt das corpus delicti aus einem Schubfach seines Schreibtisches hervor, denn seine Agenten hatten ihm dieselbe bereits überbracht — und hundert ähnliche Geschichten finden wir in jenem Buche, die dem Präsidenten fast täglich passiren und in denen er mit meisterhafter Gewandtheit, und immer noch feiner und geriebener als diejenigen, die ihm gegenüber stehen, agirt und nur selten das gewünschte Resultat verfehlt. Sein Vorbild, hoffentlich nur in praktischer und nicht in moralischer Beziehung, ist Vidocq, den schon Talleyrand den „Gauner aller Gauner" nennt, »le coquin des coquins«, und Talleyrand mußte sich gewiß darauf verstehen. Aber selbst der „große" Vidocq, der wieder seinerseits bei Fouché, wohl dem schlimmsten und gefährlichsten von allen, in die Lehre gegangen, war nicht vollkommen und unfehlbar, und Canler, damals noch Unterbeamter in

der geheimen Polizei, erzählt mehr als eine Geschichte von ihm, die sehr lustig ist und die beweist, daß auch der Klügste und Pfiffigste doch immer seinen Meister findet. So unter andern die folgende:

Ein Mann meldet sich eines Tages bei Vidocq und bietet ihm seine „Dienste" an. Die geheime Polizei in Paris recrutirte sich damals, und auch wohl noch heute, aus allen möglichen Individuen, die schon mancherlei im Leben „versucht" und wohl nicht gerade den alljährlich von der Akademie zu vertheilenden Tugendpreis (le prix Monthyon) bekommen hatten.

„Was verstehst du denn?" fragte Vidocq den Patron.

„O, Allerlei, Excellenz; auch auf Einkäufe verstehe ich mich, und kaufe in der Regel sehr billig."

„Gut, da sind fünf Franken; geh' auf den Markt und kaufe mir ein fettes Huhn, aber ein gutes."

Nach einer kleinen Viertelstunde kommt der Bursche wieder, in weißer Kleidung, wie ein Koch aus vornehmem Hause, und bringt eine prächtige Poularde, die man überall mit zehn Franken bezahlt; er legt das Thier auf das Bureau Vidocq's und die fünf Franken daneben.

„Wie so, coquin!" ruft der Präsident, „das nennst du einkaufen? Ich nenne das gestohlen!"

„Wie Sie befehlen, Excellenz," entgegnete der Gauner. „Aber ich schwöre Ihnen, ich habe das Thier bezahlt, wenigstens hab' ich der Frau fünf Franken drauf gegeben, ihr den Namen des Marquis so und so genannt und ihr gesagt, ich käme den Nachmittag wieder

vor. Es sei schon gut, hat sie geantwortet, und mir sogar den Korb mit dem Huhn auf den Kopf gehoben. Zufällig schaute ich in diesem Augenblicke in ihre Schürzentasche, wo sie unvorsichtiger Weise das Geld hineingesteckt hatte, und holte mir einen Thaler wieder heraus und einen zweiten dazu, da ja das Huhn zehn Franken kostete."

„Taugenichts", ruft Vidocq lachend; „gleich gehst du hin und bringst der Frau ihre zehn Franken zurück, und dann kommst du wieder, denn ich will dir zu thun geben."

Doch der Hühnerkäufer erscheint nicht wieder, wohl aber nach einer Stunde die Marktfrau, um sich bei dem Präsidenten für die zurückerstatteten zehn Franken zu bedanken, die ihr ein als Koch verkleideter Gauner gestohlen und die ihr ein Polizeidiener so eben eingehändigt, mit der Weisung, auf die Präfectur zu gehen und sich dort die restirenden fünf Franken für die Poularde zu holen. Er, der Polizeidiener, würde um drei Uhr Nachmittags wiederkommen; der Herr Präsident sollte nur nach seiner Uhr sehen.

Vidocq greift mechanisch in die Westentasche: die Uhr ist fort mit sammt der Kette, und auch die Poularde ist vom Schreibtische verschwunden. Der Gauner, der den Koch, den Polizeidiener und den Taschendieb „gespielt" hatte, kam natürlich nicht wieder: Vidocq hatte diesmal seinen Meister gefunden. —

Aber die Memoiren Canler's, welche, als sie in der fünften Auflage erschienen, polizeilich weggenommen wur-

den, haben aber auch eine ernste, unterrichtende Seite, freilich eine traurige. Sie sind ein schätzenswerther Beitrag zu den Sittenstudien der französischen Hauptstadt, und obwohl die einzelnen, oft höchst dramatischen Episoden schon vor zehn und zwanzig Jahren spielten, so haben dieselben leider noch ihre volle Actualität, wie wenn sie sich gestern zugetragen hätten. Denn die große sociale Wunde, an welcher unsere Zeit dahinsiecht, ist nichts weniger als geheilt, und in großen Weltstädten, wie Paris und London, tritt sie offen zu Tage. Nicht unverhüllt und in frecher Nacktheit — das sind nur die widerlichsten und untersten Kategorieen des Uebels — sondern sauber geputzt, in eleganter Toilette und glänzender Equipage, sogar auf dem Wege zur Kirche mit einem prächtigen Gebetbuche, von einem Livréediener „ehrerbietig" gefolgt. Der Leser erinnert sich wohl aus einer frühern Schilderung jener „vornehmen Damen", die in der Chaussée d'Antin oder da herum wohnen und Abends Soiréen geben, zu welchen sich viele feine Leute einfinden und wo dann ein „Spielchen" gemacht wird, bei welchem auf der einen Seite die Taschen voll und auf der andern die Börsen leer werden — wie übrigens bei jedem Spiele, nur dort in ganz absonderlicher Weise —; plötzlich klopft mitten in der Nacht die Polizei an, hebt das saubere Nest aus und führt die „Damen" auf die Präfectur und von da nach St. Lazare in's Gefängniß. So gibt es auch Damen in Paris, die ein noch verächtlicheres Metier treiben, die sich in anständige, rechtschaffene Bürgerfamilien

einzuführen wissen und, nachdem sie das Vertrauen der oft unerfahrenen, leichtgläubigen Eltern gekapert, die jungen Töchter des Hauses zu sich einladen, entweder zu einer Landpartie, oder in's Theater, oder auch nur zu einem Spaziergange in den Tuilerienpark und in die elysäischen Felder. Ist erst einmal die nähere Bekanntschaft gemacht, so wird das Fräulein auch wohl zu einer kleinen Soirée gebeten, wo meistens nur ältliche, „durchaus respectable" Herren zugegen sind —; doch unsere Feder sträubt sich und der Respect vor dem Leser hält uns ab, die infame Intrigue bis an's Ende zu schildern. „O, wenn ich nur," ruft Canler bei dieser Gelegenheit aus, „wenn ich nur noch deutlicher reden dürfte, ohne das Sittlichkeitsgefühl des anständigen Publicums allzusehr zu verletzen (nebenbei bemerkt, ein seltener Scrupel bei einem französischen Autor, da die meisten hiesigen Schriftsteller so ziemlich „Alles" sagen); wenn ich nur ganz hinabsteigen dürfte in jene schmutzigen Tiefen, um den armen betrogenen Müttern das vollständige Bild einer solchen Verworfenheit zu malen; so aber kann ich nur andeuten und warnen — freilich auch strenge verfolgen und unerbittlich strafen, wenn mir ein glücklicher Zufall diese versteckten Teufeleien entdeckt und ihre Urheber in die Hände liefert."

Leider ist die Polizei in den meisten Fällen machtlos, weil ihre Arme nicht bis in diese Region reichen, und weil nur da ein Richter ist, wo ein Ankläger auftritt. Wie manches Familiendrama voll Thränen, Jammer und Verzweiflung spielt in dem elterlichen

Zimmer hinter den zugezogenen Gardinen und bei verschlossenen Thüren! Nur selten thut man den äußersten Schritt einer polizeilichen Klage. Warum auch das herzlose, scandalsüchtige Publicum zum Mitwisser machen und dadurch die Noth verschlimmern, was bei der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen unvermeidlich sein würde? Nur wenn irgend ein gewaltsamer, schrecklicher Schluß die trostlose Geschichte laut und ruchbar macht, erfahren es die Kaffeehäuser der Boulevards aus den Abendzeitungen .... Man liest den „pikanten Artikel", trinkt, raucht und schwatzt dann weiter, steht auf und geht davon; die Meisten haben es schon vergessen, wenn sie um die nächste Straßenecke biegen; Andere, die ernster und weiter denken, begleitet das schmerzliche Bild bis nach Hause.

Das kleine Haus.

Es verlohnt sich wirklich der Mühe, davon zu erzählen, denn das „kleine Haus" ist noch heute eine der größten Merkwürdigkeiten der Weltstadt. Es gibt wohl kaum einen Pariser, der nicht einmal hingegangen wäre, um das Wunder zu beschauen, und wenn es nur möglich gewesen, so hätte längst ein Speculant das Gebäude gemiethet, ein Café darin etablirt und gute Geschäfte gemacht. Aber das ging Alles nicht; der Bewohner, der zugleich der Eigenthümer ist, läßt Niemand hinein, d. h. Niemand vom großen, neugierigen Publicum; mit uns machte er eine Ausnahme.

Wer in Paris, in Frankreich, — in Europa möchte man sagen — kennt nicht das Faubourg Saint-Honoré, das moderne Faubourg Saint-Germain, wo die gesammte vornehme Welt der neuen Zeit sich niedergelassen hat? Das prächtige Elysée-Napoleon in der Mitte, weiter hinauf das russische und englische Gesandtschafts-Hôtel, große Paläste mit weitläufigen Höfen und Gärten; auf

der andern Seite das neue Ministerium des Innern, das ehemalige fürstlich Beauveau'sche Palais, und noch etwas weiter das berühmte Hôtel Castellane — und so fort, ein Prachtgebäude neben dem andern. Die Gitter der Balcons sind reich vergoldet, hinter den hohen, blitzenden Spiegelscheiben sieht man kostbare, buntfarbige Sammetvorhänge, in allen Hofthoren betreßte Lakaien und aus- und einfahrende Equipagen. Und nun gar die neue Rue de l'Elysée, wo jedes Haus wenigstens eine Million kostet! Das letzte freie Terrain zwischen der englischen und russischen Gesandtschaft kaufte vor einigen Jahren der Banquier Pereire für zwei Millionen an, nur das Terrain, und baute darauf ein Hôtel, dessen innere Einrichtung noch schöner sein soll als das nebenan liegende kaiserliche Schloß, — was wir gern glauben wollen, denn Pereire hat wohl mehr Geld als der Kaiser.

In dieser Umgebung nun, man sollte es nicht für möglich halten, liegt das sogenannte „kleine Haus", ja noch mehr, es liegt genau dem Hauptportal des Elysée gegenüber, nur durch die Straße getrennt, so daß der Blick der Majestäten beim Fortfahren unwillkürlich darauf fallen muß. Da aber die allerhöchsten Herrschaften das Elysée nicht bewohnen und das Auge des „Herrn" mithin diese unbegreifliche Anomalie noch nicht gerügt hat, so ist das Häuschen ruhig und still dort geblieben, und wird auch wohl später dort verbleiben, denn es hat eben seine Geschichte. Die Grundbesitzer zur Rechten und zur Linken, die ebenfalls neu gebaut haben, machten dem Eigenthümer glänzende Anerbie-

tungen und wollten ihm den kleinen, kaum fünfundzwanzig Fuß breiten und etwa fünfzig Fuß tiefen Raum mit mehr als hunderttausend Franken bezahlen; aber vergebens: das „kleine Haus“ steht nach wie vor auf seinem alten Platze, wo es schon im vorigen Jahrhundert gestanden.

Unter der Restauration und auch unter der Juli-Regierung war das „kleine Haus“ vergessen und unbeachtet; kein Wunder, denn das Elysée gegenüber war sogar unbewohnt und wurde dergestalt vernachläßigt, daß ein Theil der Nebengebäude verfiel, und der schöne, parkähnliche Garten verwilderte. Schlösser gab es genug in und um Paris, und das Lieblingsschloß Napoleon's I. wäre doch gewiß das letzte gewesen, das die Bourbons oder die Orleans hätten bewohnen mögen. Unter der Präsidentschaft 1849 und 1850 wohnte dort der Prinz Louis Napoleon und unternahm auch von da seinen Staatsstreich. Doch das sind alte, bekannte Geschichten.

Aber gerade nach dem Staatsstreiche war es, wo das „kleine Haus“ zuerst von sich reden machte.

Einer der Thürhüter am Hauptportale des Palastes hatte nämlich seit einiger Zeit in dem gegenüberliegenden kleinen Häuschen eine sonderbare und äußerst beunruhigende Entdeckung gemacht. Jedes Mal, wenn der Prinz-Präsident ausritt oder ausfuhr, gingen an einem der niedrigen Fenster vis-à-vis (das Häuschen hat im Ganzen nur vier Fenster) die Vorhänge leise auseinander und ein dunkles, bärtiges Gesicht kam zum

Vorschein, schaute auf die Straße hinab und der fortreitenden oder fortfahrenden Hoheit nach; „Hoheit“ sagte man nämlich damals schon. Dies wiederholte sich täglich: jedes Mal, wenn sich die hohen Gitter des Elysée aufthaten und der übliche Trommelschlag sich hören ließ, der nur dem Prinzen galt, thaten sich auch die Gardinen auseinander, und hinter ihnen erschien stets dasselbe dunkle, bärtige Gesicht. Der Thürhüter hatte die Entdeckung längst seinen Kameraden mitgetheilt, diese den Lakaien und Bedienten des Schlosses, Jeder natürlich mit den nöthigen Commentaren. Nun erfährt es der Intendant, von dem Intendanten geht es zu dem Adjutanten und dieser spricht endlich dem General Rollin davon, als commandant du château, ganz im Geheimen und nicht ohne Herzklopfen; denn daß die Sache verdächtig und gefährlich war, lag auf der Hand. Wer weiß, was hinter jenen Gardinen vis-à-vis verhandelt wurde? Vielleicht eine Verschwörung gegen das Leben des Prinzen, wohl gar eine Höllenmaschine? Der Ort eignete sich vortrefflich zu einem solchen Attentat; man hätte ihn in ganz Paris nicht besser wählen können. Der General erkundigte sich mittlerweile nach den Bewohnern des Häuschens, freilich unter der Hand und ganz im Stillen, um keinen frühzeitigen Verdacht zu erregen und die „Verschworenen“ nicht aufmerksam zu machen. Aber er erfährt nur Allgemeines: unten im Erdgeschoß zwei kleine Läden, ganz wie heute, eine »lingerie« und eine »crêmerie«; zwischen beiden die schmale Hausthür, die

in einen langen, dunkeln Gang führt; die beiden Fenster des einzigen Stockwerks klein und niedrig, darüber ein paar Mansarden noch kleiner und niedriger, das war Alles. Das ganze Häuschen schmutzig und halb zerfallen; die Nummer 86, eine große Porzellan-Tafel, weiß auf blauem Grunde, wie alle neuen Pariser Hausnummern, war der einzig saubere und elegante Theil des Gebäudes.

Mittlerweile und zufällig hat der Prinz-Präsident selbst von der unheimlichen Nachbarschaft gehört und ist neugierig geworden. Bei der nächsten Ausfahrt erscheint wirklich wieder hinter den Gardinen das ominöse Gesicht und starrt den Prinzen an. Dieser grüßt freundlich hinauf (er verstand es damals, so freundlich zu grüßen, wie wohl kaum je ein Fürst es verstanden) — das Fenster fliegt auf und ein lautes »Vive l'Empereur!« schallt herab. Man denke! kaum zwei Monate nach dem Staatsstreiche, wo die Republik erst „neu befestigt" war, und wo man den vorlauten Maire von Saint-Cloud gerade abgesetzt hatte, weil er seinen amtlichen Bekanntmachungen jene verpönten Worte vorangesetzt.

Also ein lautes »Vive l'Empereur!« und in demselben Moment ist auch schon der Mann mit dem schrecklichen Gesicht, das aber nun gar nicht mehr so schrecklich aussah, unten am Wagen und küßt dem Prinzen Stiefel, Rock und Hände, kurz Alles, was er zu fassen bekommen kann. Man will ihn zurückhalten, aber er erwehrt sich der Umstehenden und ruft dann dem Prinzen zu: »Enfin, Sire, vous voilà de

retour! ça a été bien long, bien long!« und dann bricht er in helle Thränen aus. Der Prinz wird gerührt, reicht dem Alten die Hand, der wie verklärt dasteht und allerlei unzusammenhängendes Zeug auf die an ihn gerichteten Fragen antwortet. Nachdem er aber ruhiger geworden, erzählt er, was er auf dem Herzen hat. Er ist ein zweiundsiebenzigjähriger Veteran des ersten Kaiserreichs, ist mit in Aegypten gewesen, hat die Pyramidenschlacht und zwanzig andere Schlachten mitgeschlagen und war, was die Hauptsache ist, ein persönlicher Freund des Mameluken Rustan. — „Rustan!" .... unter den Herren im Gefolge des Prinzen erinnert sich einer, daß Rustan wirklich einst in jenem kleinen Hause gewohnt, das ihm der Kaiser damals geschenkt... „Ganz Recht," erwidert der Alte, „wir haben dort zusammen gewohnt und er ist auch dort gestorben. Es ist oben noch Alles wie früher." Der Prinz-Präsident ist schon aus dem Wagen gestiegen und schickt sich an, in das Haus zu treten; mehrere Officiere und sonstige Herren folgen, der Alte voran. Oben sind zwei kleine Zimmer, von denen das eine, das ehemalige Zimmer Rustan's, eine Art von Museum ist. Rings an den Wänden die verschiedenen Uniformen und Waffen des Mameluken und viele andere Kleinigkeiten aus den Feldzügen; auch die Flasche, aus welcher der General Bonaparte in Aegypten getrunken, und sonstige Andenken. In der Mitte eine Art Altar mit der Büste des Kaisers und allerlei Inschriften; auf einem kleinen Sammetkissen das Kreuz der Ehrenlegion an

einem verschossenen, rothen Bande, auch österreichische und preußische Uniformstücke — kurz ein ganzes Museum. Dabei Alles militärisch sauber, sorgfältig gehalten und gepflegt. Im Nebenzimmer ein Feldbett mit Tisch und Stuhl, an der Wand eine alte Husarenuniform aus der ersten Kaiserzeit, der Czako mit dem anderthalb Fuß langen, brandgelben Federbusche u. s. w. Der Prinz-Präsident besieht Alles und läßt sich Alles erklären. Die einzelnen Détails in der Erzählung des Alten sind äußerst komisch und erregen allgemeine Heiterkeit. So bewohnt er seit mehr als dreißig Jahren ohne einen eigentlichen Rechtstitel das kleine Häuschen, das er einfach von seinem Freunde Rustan „geerbt", der ihm kurzweg gesagt hat: „Wenn ich todt bin, so behalte du nur das Haus, sie werden dich schon darin lassen; sag' du nur, der Kaiser hätt' es uns geschenkt." — Seltsam genug hat die Pariser Municipalität, die doch sonst so schlimm ist, den Alten stets in Ruhe gelassen, ihn auch als »propriétaire« anerkannt und demgemäß besteuert. Niemand ist dabei glücklicher, als die beiden Ladeninhaber im untern Stockwerke, die bereits in der zweiten Generation stets dieselbe Miethe bezahlen, wie im Jahre 1828: fünfzehnhundert Franken, obwohl die Miethen in Paris und noch dazu in diesem aristokratischen Quartier wenigstens um das Sechsfache gestiegen sind. So klein auch die Läden sind, würde doch heute jeder gar leicht sechstausend Franken einbringen. Doch der Alte ist mit dem Wenigen zufrieden, weil er nur wenig braucht,

und die Leute im Hause pflegen und verehren ihn wie ihren Vater. Der Prinz-Präsident fragt ihn aber doch, ob er keinen Wunsch habe und was er für ihn thun könne. Der Alte, der den Prinzen beständig mit dem ersten Kaiser verwechselt und sich gar nicht erklären lassen will, daß es der Neffe ist »l'Empereur ne meurt pas!« hat nichts zu wünschen, als daß man ihn ruhig an seinem Fenster lasse und ihm keinen Polizeidiener nachschicke, wenn er des Morgens in den elysäischen Feldern spazieren geht, was der General Rollin ungeschickter Weise gethan hatte. Endlich fällt ihm aber doch etwas ein: „Sire," sagt er, denn anders redet er nun einmal den Prinzen nicht an, „Sie führen gewiß eine bessere Tafel als ich, und dabei ist der Wein in den letzten Jahren so schlecht und so theuer, wenn Sie von Zeit zu Zeit . . . ." Der Prinz läßt ihn nicht ausreden und verspricht ihm täglich ein Gericht und eine Flasche Wein. Dies Versprechen wurde genau gehalten, und so lange der Prinz das Elysée bewohnte, konnte man täglich um die Mittagszeit einen Lakaien aus dem Schlosse herauskommen und über die Straße gehen sehen mit einigen Schüsseln und Flaschen, »de la part de Son Altesse«, wie der Diener pflichtschuldigst jedes Mal sagte, — »de Sa Majesté,« wie der Alte jedes Mal ärgerlich verbesserte. Da er aber selbst nur wenig trank, so lud er sich oft aus dem Invaliden-Hôtel ein paar Stelzfüße ein, seine Freunde von Wagram oder Jena, und die Graubärte zechten und sangen alsdann oben in dem kleinen Zimmer — wie zur Zeit des Bi-

vouacs am Vorabend irgend einer Schlacht, wenn der Kaiser still an ihnen vorüberging und ihnen winkte, sitzen zu bleiben und sich nicht stören zu lassen. Aber stets in dem Zimmer links, wo der Alte wohnt, nicht in dem andern, wo Rustan gestorben, aus Respect vor den Reliquien. Dorthin gingen die Gäste nur, wenn sie aufbrachen, und schauten andächtig die verschiedenen Dinge an; trat dann Einem von ihnen eine Thräne in's Auge, so sagte der Wirth halb verdrießlich, halb treuherzig: »Bête, pourquoi pleures-tu? Puisqu'il est de retour!« Das war immer der große Refrain, wie bei allen Invaliden aus der ersten Kaiserzeit.

Als später der Prinz-Präsident das Elysée verließ und als Kaiser in die Tuilerien eingezogen war, erinnerte er sich einst des alten Nachbars und ließ ihn kommen, um ihm zu sagen, daß er ihm nach wie vor das versprochene Gericht und die Flasche Wein senden werde. »Je vous le disais bien, Sire,« war die lakonische Antwort des Alten, »que l'Empereur n'était pas mort.«

In den darauf folgenden Jahren sah man ihn viel im Tuileriengarten auf und ab gehen, immer unter den Fenstern des Kaisers, zu denen er hinaufgrüßte, was auch wieder manchen allzu diensteifrigen „Lakaien“ beunruhigte, aber man ließ ihn gewähren, da man ihn kannte. Später haben wir ihn noch manchmal hinter seinen Gardinen im Faubourg Saint-Honoré gesehen, aber mißmuthig und trübe; auch war er sehr gealtert.

Das „kleine Haus“ steht aber noch immer, ganz wie früher, auf seinem alten Platze.

Ein kaiserliches Familienbild.

Ein schöner Herbst ist fast immer das Privilegium des Pariser Klimas, als Entschädigung für den in der Regel schlechten Frühling; aber in diesem Jahre war auch der Frühling früher und schöner denn je gekommen, so daß wir uns wirklich kaum mehr recht erinnern können, ob es hier denn eigentlich überhaupt Winter wird, und ob die Kamine zu etwas Anderm da sind, als die schönen Pendulen und Candelaber darauf zu setzen, die ja bekanntlich hier in keinem Zimmer fehlen dürfen; denn der ächte Pariser ißt lieber täglich ein Gericht weniger, nur um seine »garniture de cheminée« zu haben.

Ueber diesem Geplauder sind wir auch schon angekommen. Wir waren kaum fünf Minuten unterwegs, denn mehr Zeit bedarf man nicht auf der Eisenbahn, von der Avenue de l'Impératrice bis nach Saint-Cloud und just dahin wollten wir den Leser führen.

Seit einigen Tagen weht die dreifarbige Fahne

wieder auf dem Mittelbau des Palastes: die Majestäten sind also zurück und werden dort bis zum letzten October bleiben, um alsdann für den November wie alljährlich nach Compiègne zu den großen Jagden zu gehen.

Saint-Cloud ist somit wieder in sein altes Recht getreten: die große Allee unten an der Seine ist nach wie vor dem Publicum frei gegeben, aber der übrige Theil des Parkes mit dem Schloßgarten und dem Schloßgebäude selbst ist abgesperrt. Das Leben und Treiben ist dort freilich nicht minder bedeutend, aber von ganz anderer Art: überall Soldaten und immer wieder Soldaten, die Guiden in ihrer hochrothen und grünen Uniform, die Garde-Regimenter mit ihren hohen Bärenmützen und die Hundertgarden mit ihren blitzenden silbernen Helmen, und alle Waffengattungen stets in »grande tenue« wegen der unmittelbaren Nähe der Majestäten. Im Ganzen über zweitausend Mann Soldaten aller Art, und das zum Schutz von nur drei Menschen, und unter diesen eine Frau und ein Kind. Aber so bringt es einmal das Reglement bei Hofe mit sich. Ein altes französisches Sprichwort sagt: wenn der König schläft, wachen tausend Augen für ihn; — was Wunder, daß man jetzt, wo aus dem König ein Kaiser geworden ist, auch die „Augen“ verdoppelt oder gar vervierfacht hat, obwohl der Kaiser, wie es scheint, sehr wenig „schläft“, denn er hat gewaltig viel zu thun. Wer weiß, ob er als Gatte und Vater seines Weibes und

Söhnchens oft froh wird; wenigstens zog mich der Capitain hastig an das offene Fenster, aber doch so, daß uns der weite Vorhang fast bedeckte und flüsterte mir zu: „Da sehen Sie ein kaiserliches Familienbild.“

Die Kaiserin befand sich dicht vor uns auf der obern Terrasse, die mit ihren Gemächern durch eine schlanke eiserne Brücke verbunden ist. Die Brücke selbst war ganz von wildem Wein verhüllt, dessen prächtig dunkelrothe Blätter wohl das Einzige waren, das in der ganzen Umgebung an den Herbst mahnte. Die Terrasse prangte noch im reichsten Blumenflor, und alle Orangen- und Granatbäume standen noch draußen.

In der Mitte neben einem wahren Blumenhügel von Topfgewächsen aller Art saß die Kaiserin auf einem zierlichen Sessel von Eisendraht, wie man sie hier in Paris so elegant und so bequem zugleich macht; vor ihr auf einem ähnlichen Tischchen ein Buch und eine weibliche Arbeit in einem einfachen Körbchen. Ihre Majestät (diese Details bin ich durchaus den Leserinnen schuldig, und das Fenster des Capitains dürfte mir so bald nicht wieder zu Gebote stehen), Ihre Majestät trug ein Kleid von schwarzer Seide mit lila Volants, die nach unten hin immer breiter wurden, ein geübtes Damenauge würde sofort deren sechszehn gezählt haben; die weiß gefütterten Aermel waren sehr weit und Spitzenärmel darunter; das kleine, ganz nach hinten sitzende Spitzenhäubchen hatte überaus breite und lange lila Bänder, die ebenfalls nach hinten fielen. Auf einem

Rasensitz ganz in der Nähe lag ein Shawl, hellgrün mit weißen Palmen, augenscheinlich ein kostbares Gewebe aus Kaschmir. ... Hellgrün und weiß? fragt vielleicht erstaunt manche Leserin, der diese Farben nicht recht zu dem Lila des schwarzen Kleides passen wollen, aber als getreuer Historiker berichten wir genau wie wir es gesehen: hellgrün mit weißen Palmen. Das Antlitz der hohen Dame war kränklich und bleich, das edle Profil, das namentlich in den Marmorbüsten der Kaiserin so klassisch erscheint, war freilich noch immer dasselbe, das schöne reiche blonde Haar nicht minder; aber in den Zügen selbst lag Schwermuth oder Trauer, und die Blässe hatte fast etwas Unheimliches.

Einen heitern Gegensatz bildete dazu der kleine kaiserliche Prinz; er jagte sich mit einem schneeweißen langhaarigen Spitz herum, der munter an ihm hinaufbellte und auch der Kaiserin ganz dreist auf den Schooß sprang. Was weiß ein Hündchen viel von Hof-Etiquette!

Der Prinz ist ein wunderhübscher, herrlicher Knabe, groß und entwickelt für sein Alter, ein blonder Lockenkopf, ein rundes frisches Gesicht mit klugen Augen, wirklich wie ein Raphaelischer Engel; dabei allerliebste Manieren und wahrhafte Grazie in allen seinen Bewegungen. Er trug die rothe Diensthose seiner Corporal-Uniform, darüber eine kleine Blouse, blaßgelb mit blauer Stickerei, was ihm sehr niedlich stand. Im Hintergrunde auf einer Bank saßen zwei Damen, von

denen ich die Admiralin Bruat, »gouvernante des enfants de France«, erkannte. Da kam der Kaiser langsam die kleine eiserne Brücke herab; ein alter Herr in weißen Haaren begleitete ihn, sein Cabinets-Chef Mocquart; der Kaiser richtete noch ein paar Worte an ihn und verabschiedete ihn dann mit einer freundlichen Handbewegung. Mocquart, nach einer tiefen Verbeugung, ging links in eine Seiten-Allee und verschwand. Der kleine Prinz war schon seinem Vater entgegengesprungen, und der unverschämte Spitz bellte den Kaiser ganz respectwidrig an. Dieser hob seinen Sohn mit beiden Armen vom Boden auf, küßte ihn auf die Stirne, nahm ihn dann bei der Hand und ging mit ihm zur Kaiserin, die er ebenfalls begrüßte. Die Kaiserin erhob sich und beide Gatten gingen im Gespräch an den vordern Blumenbeeten auf und ab; der Prinz hinterher. Der Kaiser war in Civilkleidung, mit Hut und Handschuhen und dem traditionellen lila Paletot: eine Mode, die der König von Hannover bei seinem Besuch hier zurückgelassen. Der Kaiser sah auffallend stark aus, corpulent möchte man sagen; das Gesicht war wie immer dunkel und strenge, und der dichte, schwarze Bart machte es nur noch ernster. Dennoch schien er gut gelaunt zu sein; er legte oft die Hand auf den Lockenkopf des Prinzen und zeigte auf verschiedene Topfgewächse, die in der Nähe standen, als ob er ihm die Pflanzen erklärte. Die Kaiserin setzte sich bald darauf wieder an ihren frühern Platz; der Kaiser nahm einen Sessel, setzte sich neben sie und zog ein Porte-

feuille heraus, in welchem er blätterte und schrieb, ohne übrigens die Unterhaltung mit seiner Gemahlin zu unterbrechen. Der kleine Prinz machte sich an dem Arbeitskorbe seiner Mutter zu schaffen, und hörte dabei dem Gespräche der Eltern zu; der Spitz, ungezogen wie immer, war auf den grünen Shawl gesprungen und hatte sich dort weich gebettet.

Nur noch einen Moment möchte ich hier hinter der umhüllenden Gardine des Capitains und kaum zwanzig Schritt von den Majestäten dies friedlich stille Familienbild festhalten: ein Vater, eine Mutter, ein spielendes Kind, auch den weißen Spitz auf dem grünen Shawl nicht zu vergessen, und nichts als Blumen und Blumen rings umher, und ein tiefblauer, südlicher Himmel darüber, voll Sonnenglanz! Das Schloß zur Linken verdeckt die Aussicht nach Paris, nach dem schönen schrecklichen Paris, über das jener einfach gekleidete Mann dort als Gewalthaber gebietet und jenes spielende Kind dereinst gebieten soll. Wer weiß, was der Kaiser so eben in seiner Brieftasche notirt hat? In einer halben Stunde ist Ministerrath, und die Augen von Europa schauen nach Paris und auf diesen *einen* Mann.

Der kleine Prinz richtet plötzlich eine Frage an seinen Vater, der Kaiser schüttelt verneinend den Kopf; aber das Söhnchen springt ihm auf die Kniee und bittet und herzt, und zieht auch die Mutter mit hinein in die Umarmung. Endlich scheint der Kaiser nachzugeben und einzuwilligen; der Prinz wenigstens springt

lustig und vergnügt umher, auch der Spitz wird wieder lebendig, und hinten in der Allee erscheint der alte Herr mit den weißen Haaren und verbeugt sich bereits, als die Majestäten seiner noch gar nicht ansichtig geworden sind. Monsieur Mocquart meldet, daß die Minister versammelt sind und den Kaiser erwarten. Se. Majestät erhebt sich, küßt nochmals sein Söhnchen und scheint ihm das Versprechen von eben zu wiederholen, bietet darauf der Kaiserin den Arm und führt sie über die Brücke in ihre Gemächer zurück. Der Prinz bleibt noch auf der Terrasse mit den beiden andern Damen und mit dem Spitz; Monsieur Mocquart verschwindet wieder links in der Seiten-Allee.

„Es ist hohe Zeit, daß wir gehen," sagte mir der Capitain; „ich habe die Inspection und muß noch vor der Abfahrt Sr. Majestät die Parole holen. Der Kaiser hat einen Phaeton verlangt und will selbst fahren." Darauf begleitete mich der Capitain die Treppe hinab und über den Schloßhof bis an das große Gitter, wo mich die Portiers und Lakaien sehr höflich grüßten. Eine Minute später stand ich schon an der äußern Balustrade der Haupt-Auffahrt und sah in den tief unter mir liegenden Casernenhof hinab, wo zum Appell geblasen wurde und viele Hundert bunte Uniformen durcheinander liefen. —

An demselben Tage las man in den Abendblättern folgende Notiz: „Der Kaiser kam diesen Nachmittag von Saint-Cloud nach Paris, um den neuen Boulevard du Prince Eugène zu besichtigen; er befand sich

in einem leichten, offenen Phaeton und fuhr selbst. Neben ihm saß der Prince Impérial; das erste Mal, daß derselbe Se. Majestät auf einer solchen Ausfahrt begleitete. Der Wagen war ohne alle Escorte, nur auf dem Bedientensitz zwei Lakaien. Se. Majestät wurde auf allen Boulevards mit lautem Zuruf empfangen, und das Publicum war ganz entzückt über die freundlichen Grüße, die der kleine Prinz nach allen Seiten hinsandte."

Das war es also, was das Söhnchen von dem Vater erbeten und erschmeichelt hatte: eine Ausfahrt mit Papa und allein und nicht wie gewöhnlich im großen, langweiligen vierspännigen Staatswagen von rasselnden Dragonern und galoppirenden Adjutanten umgeben. —

Armes schönes Kind! Vor zwanzig Jahren spielte auf eben dem Platze der kleine Graf von Paris, schön wie du, und heiter und allbeneidet wie du. Und vor fast fünfzig Jahren hat noch ein anderer schöner Knabe, den sein stolzer, allmächtiger Vater bereits in der Wiege zum Könige machte, ebenfalls auf jener Terrasse gespielt; den nannte man gar „das glücklichste Kind der Welt", weil ihm die Welt als Erbtheil zufallen sollte. Er ist längst dahin und nur sein Name zählt wie ein todter Schatten in der Geschichte, gleich jenem andern unglücklichen Prinzen, der im Gefängniß des Temple eines elenden Todes starb. Ach, das große, gewaltige Frankreich ist hart und grausam gegen seine Thronerben; — jene Blumen, welche der milde Octo-

der bis jetzt verschonte .... ein nächtlicher Reif kann sie knicken und tödten und nichts lassen als wilde Zerstörung .... und das Kind, das unter ihnen gespielt, erliegt alsdann wie sie dem eisernen, unerbittlichen Schicksal.

Ein Rückblick.

In der Frühe des 6. August 1840 erschien auf der Rhede von Boulogne ein Dampfer, der alsbald eine Schaluppe aussetzte, welche direct in den Hafen fuhr. Einige Stunden später war die ganze Stadt und die nächste Umgegend in Aufruhr; alles Militär war auf den Beinen, starke Patrouillen umstellten die öffentlichen Gebäude und zogen durch die Straßen, sogar einzelne Schüsse fielen. Gegen Mittag wurde es wieder ruhig und der Unterpräfect von Boulogne setzte sich wohlgemuth an seinen Schreibtisch und stattete der Regierung Bericht ab über den neuen Handstreich Louis Bonaparte's, der „Gott Lob!“ ohne weitere Folgen für Frankreich geblieben war. —

Seltsam, wenn Einem die Journale aus jener Zeit, wie es mir in diesen Tagen geschehen, in die Hände fallen. Seltsam und belehrend zugleich. Es ist ein wahrer Wettkampf unter den Zeitungsschreibern, den

Prinzen am stärksten zu schmähen, am meisten lächerlich zu machen. Und um so wichtiger zur Beurtheilung der französischen Nationalität erscheint dies, da jene Angriffe keineswegs im Dienste der damaligen Regierung geschehen sind. Gerade regierungsfeindliche Blätter machen es am ärgsten. So sagt z. B. der ‚Observateur des Pyrénées‘, damals eines der gelesensten Oppositionsblätter des Südens, in einem langen Artikel:

„Der neue tolle Streich von »Monsieur Louis« wird wohl endlich den groben Irrthum beseitigen, in welchem man sich im Auslande noch immer über die Absichten der französischen Nation befindet. Es ist nicht ein Wechsel seiner Dynastie, was Frankreich will. Es hat größere, höhere Pläne als dergleichen unbedeutende Wünsche. Wenn der Krieg hereinbricht, den Feind vertreiben, ihn schlagen und wieder schlagen; das ist Frankreichs einziger Gedanke!“ (Es war im Sommer 1840).

„So irren sich denn die verbundenen Mächte sehr, wenn sie glauben, durch dergleichen alberne Prätendenten Zwiespalt unter uns hervorzurufen, oder gar unsere Kraft zu paralysiren. England, wie immer auf perfiden Wegen, hat uns wieder einen seiner Abenteurer zugeschickt. Der lächerliche Held von Straßburg hat auf's neue den »kleinen Corporal« auf unserm Boden spielen wollen. Bei Boulogne ist er gelandet, von einigen Dutzend Schwindelköpfen und den treuen Wünschen Lord Palmerstons begleitet. Eine Patrouille Nationalgarde hat sich dieser Bande

fortgelaufener Schuljungen entgegengestellt und alle sind davon gerannt u. s. w.“

„Wir wissen nicht, was die Regierung diesmal mit „Monsieur Louis“ machen wird. Hätten wir sein Geschick zu bestimmen, so wäre sein Proceß sehr einfach: zuerst die Ruthe, aber nicht zu stark; dann eine Narrenkappe, oder besser einen Fallhut auf den Kopf und eine Kinderklapper in die Hand (nichts gleicht Krone und Scepter besser) und dann in diesem Aufzuge zwei Stunden öffentlich ausgestellt; endlich einen Paß, sich außerhalb Landes zu begeben, wohin es der »kaiserlichen Majestät« beliebt. Und will die Regierung noch strenger sein, so füge sie ein Dutzend Sturzbäder hinzu. Ja, Sturzbäder sind durchaus nöthig; denn wenn wir „Monsieur Louis“ nicht als einen Narren beklagen sollen, müssen wir ihn als den hassenswerthesten Feind Frankreichs verabscheuen.“

In dieser Weise sprachen sich fast alle Blätter aus; für unsern Zweck mag dies eine genügen. Noch schlimmer machte es der bekannte Dichter und Schriftsteller Alphonse Karr, der damals bei der Opposition sehr beliebt war und in Paris ein Witzblatt ‚die Wespen‘ herausgab. Er hatte den Vorfall dramatisirt und auf die Person des Prinzen und seiner Genossen ein ganzes Füllhorn von Spott und Lächerlichkeit ausgeschüttet. Nur ein paar Worte darüber. Im dritten Act will sich der Prinz den Truppen zeigen und läßt sich von seinem Vertrauten (Persigny) dazu ankleiden.

(Wir übersetzen die Verse so gut es gehen will; im französischen sind sie übrigens auch nicht besonders.)

„Prinz: (während ihm sein Freund die Haare schneidet)
Noch immer kürzer, Freund, um Gotteswillen,
Und mehr nach vorn, wie Er sie einst getragen;
Und bürste gut den grünen Rock, der freilich
Schon etwas fadenscheinig anzusehn,
Und schlag' ihn vorn zurück, daß man auch deutlich
Die weiße Weste sieht; nun meine Hosen,
Die Stiefeln und das rothe Ordensband.

Vertrauter: Jetzt bist du fertig!

Prinz: Fertig? Bist du toll?
Siehst du denn nicht, daß noch das Beste fehlt?
Was wär' der Kaiser ohne seinen Hut?
Du sahst doch Edmund in Franconi's Circus,
Wenn er beim Lampenlicht den Kaiser spielte;
Was wäre der wohl ohne Hut gewesen?
Gib mir das Fernglas. So! Nun rede frei,
Denn ich bin groß genug, Wahrheit zu hören,
Betrachte mich von oben bis nach unten:
Seh' ich nicht aus wie ein Fünffrankenthaler?

Vertrauter: Vollkommen; wenn du dich dem Volke zeigst,
So werden Alle hochbegeistert rufen:
Der große Kaiser ist zurückgekehrt!
Vive l'Empereur!“

Der Vertraute ruft aber so laut, daß ein Polizist hereinkommt, den Prinzen beim Kragen nimmt und ihn „mit seiner ganzen Armee“ in die Wachtstube sperrt. — Herr Karr, nicht zufrieden mit dieser dramatischen Leistung, gibt seiner Arbeit noch einen prosaischen Anhang. In diesem sagt er:

„Wenn das Uebermaß des Lächerlichen in Frankreich tödtet, so muß der Prinz schon gestorben sein. Auch nicht ein Mensch hat seine Ansprüche auf den französischen Thron vernünftig genannt; ja alle Welt ist über den Punkt einig, daß man hundert Mal lieber den Herrn Edmund vom Circus zum Kaiser proclamiren solle, der ihn ja schon hundert Mal mit großem Beifalle gegeben hat, als den armen Monsieur Louis, der ihn nur zwei Mal gespielt und jedes Mal jämmerlich durchgefallen ist. Auch ist der Prinz dicker als Napoleon und deshalb schon ganz unfähig zu dieser Rolle. Es gibt freilich in Paris einige alte Weiber mit falschen Zähnen und dito Locken, die noch immer nicht vergessen können, daß sie einst unter dem Kaiserreich hochgefeierte Hofdamen gewesen, und die dem Untergang desselben auch den Untergang ihrer Schönheit zuschreiben; sie sitzen einsam und spielen patience und träumen von der Rückkehr der schönen Zeit und sehen schon im Geiste das Kaiserthum in alter Pracht wieder aufblühen. Diese alten Weiber sind die einzige Hoffnung des Monsieur Louis."

Hatte ich nicht Recht, wenn ich oben sagte, die Sache sei seltsam und belehrend zugleich?

Ein Vorstadt-Theater brachte sogar das Stück auf die Bühne, wo es einige Wochen lang ein volles Haus machte. Herr Karr lebt noch und ist den Winter über viel in Paris. Er geht gern in den elysäischen Feldern spazieren; — ob er wohl an sein Drama denkt,

wenn er jetzt die kaiserlichen Majestäten mit ihren Guiden und Centgarden an sich vorüberfahren sieht? —

Und der Prinz selbst? — Es verlohnt sich der Mühe, seiner hier zu erwähnen. Er ist stets derselbe geblieben; seine Proclamationen in Boulogne sind fast gleichlautend mit denen von Straßburg und beide gleichen wieder denen vom December 1851 nach dem Staatsstreich. Bei seiner Landung in Boulogne erließ der Prinz drei Proclamationen: an das französische Volk, an das Heer und an die Bewohner des Departement du Pas de Calais. Die erste begann mit den Worten:

„Franzosen! Die Asche des Kaisers (sie war schon unterwegs von St. Helena) darf nur in ein wiedergeborenes Frankreich zurückkehren. Die Manen des großen Helden dürfen nicht durch unlautere, heuchlerische Huldigungen entweiht werden. Ruhm und Freiheit müssen dem Sarge Napoleons vorangehen; aber beide sind verbannt wie ich! Franzosen, wir kehren zusammen zurück!"

Er spricht dann weiter zu den einzelnen Volksklassen von seinen Plänen für die Gesammtwohlfahrt des Landes, namentlich zu den Arbeitern, und verspricht ihnen ein besseres Loos. Er beruft sich auf die Institutionen Napoleons als Grundstein der neuen Ordnung.

„Ich will die wahre Freiheit wieder herstellen, und wie ich nur die Interessen der Massen und nicht Einzelner beabsichtige, will ich mich auch nur auf die Massen stützen und in ihnen meine Kraft finden: so erbaue ich ein unerschütterliches Gebäude.

Ich will Frankreich wieder groß und gefürchtet nach Außen machen und glücklich und zufrieden im Innern durch einen dauernden Frieden. Schon sehe ich vor mir im Geiste die glänzende Zukunft meines Vaterlandes; hinter mir der Schatten des Kaisers, welcher mich unaufhaltsam vorzudringen heißt, um das zu vollenden, was er begonnen; und nicht eher will ich rasten, bis ich den Degen von Austerlitz in meinen Händen halte, bis ich auf unsere Fahnen wieder die Adler geheftet, bis ich Frankreich wieder eingesetzt habe in sein altes Recht vor Europa und der ganzen Welt!

Vive la France!«

Die beiden andern Proclamationen waren in gleicher Weise abgefaßt und sämmtlich Napoléon unterzeichnet.

Charakteristisch ist ferner der Bericht des Maire von Boulogne. Der gute Mann zeigt sich, nachdem das Unternehmen mißglückt und also nichts mehr zu fürchten ist, in der ganzen Glorie seines Amtseifers. Er erzählt dem Minister den Vorgang ausführlich. Zuerst hätten sich die Abenteurer eines Wachtpostens der Douane bemächtigt und um fünf Uhr Morgens wären sie schon vor der Kaserne angelangt. Ein Lieutenant sei zu ihnen gestoßen, aber vergebens hätten sie die Soldaten zum Abfall aufgefordert. „Die Braven blieben ihrer Fahne und ihrem Schwure getreu!“ Der Major, der sie commandirte, ermunterte sie, nicht zu wanken; da habe Louis Bonaparte ein Pistol hervor gezogen und auf jenen Officier abgedrückt, der

lebensgefährlich verwundet sei. (Diesen Schuß hat bekanntlich der Prinz nicht selbst gethan, was auch sofort erwiesen wurde; dennach beschuldigten ihn alle Blätter, um ihn als „feigen Meuchelmörder" hinzustellen.) Nun redet der Beamte von sich selbst ein Langes und Breites. Er habe sich in voller Uniform an die Spitze der Truppen gestellt und sie im Namen des Königs aufgefordert, ihre Pflicht zu thun. Einige Augenblicke hätten sie geschwankt, der Prinz hätte geschrieen, ihn, den Maire, zurückzustoßen; wirklich habe er auch einen „Fußtritt" erhalten; da sei die Nationalgarde erschienen und habe der Sache bald ein Ende gemacht. Der Maire schließt seinen Bericht mit außerordentlicher Belobung der Truppen und der ganzen Bevölkerung; er werde dem Minister später diejenigen namhaft machen, welche am meisten sich hervorgethan, damit ihnen die gerechte Auszeichnung und Belohnung werde.

Noch lauter stößt Herr Adam, der Unter-Präfect von Boulogne, in die Posaune. Nach ihm hat er mit den Seinigen nicht Frankreich allein und den Juli-Thron, nein, ganz Europa gerettet. Er hat den ersten Funken gelöscht, der zu einem Weltbrande hätte angefacht werden sollen. Er ist so begeistert, daß er sich selbst Glück wünscht zu dieser großen That. Armer Adam! wir gedachten deiner schon früher einmal; — du mußt dich jetzt mit Monsieur Karr trösten!

Der Prinz war mittlerweile verhaftet worden, von seinen Begleitern waren nur wenige entkommen.

Unter den Gefangenen befanden sich der General Montholon, Persigny, Ornano und der Dr. Conneau. Sie hatten sämmtlich, der Prinz gleichfalls, zu entfliehen versucht und schon eine Hütte am Strande erreicht. Andere hatten sich in kleinen Badekarren versteckt. Der Prinz war in der größten Verzweiflung; als man sich schon seiner Person bemächtigt hatte, riß er sich wieder los und wollte sich in's Meer stürzen. „Lieber todt als gefangen!“ rief er aus.

Er wurde darauf unter Bedeckung nach Paris und in die Conciergerie gebracht, wo man ihm, wohl nur zufällig, dieselbe Zelle gab, in welcher der Fabrikant der Höllenmaschine, Fieschi, gesessen. Doch dies ist Alles bekannt; überdem haben wir schon früher bei Gelegenheit des Herzogs Pasquier davon gesprochen. —

Das war der letzte Handstreich des jetzigen Kaisers der Franzosen, um eben den Thron zu gewinnen, den ihm zehn Jahre später das französische Volk, als dem „Erwählten der Nation“, im Triumphe entgegentrug und den er heute, vor der Welt wenigstens, so glanz- und ruhmvoll einnimmt.

Auch er hat wohl, wie alle Menschen, hie und da eine „stille Stunde“, in welcher seine Vergangenheit herauftaucht und mit ihr vielleicht die Erinnerung an den Tag von Boulogne. Es muß ihm vorkommen wie ein Traum; denn seine kühnste Phantasie malte ihm damals die Zukunft doch wohl nie in solchen Farben, wie sich dieselbe in der Gegenwart zum Erstaunen der Welt gestaltet hat.

Inhalt.

Seite.

Haeusler.





